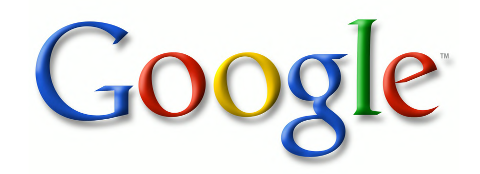
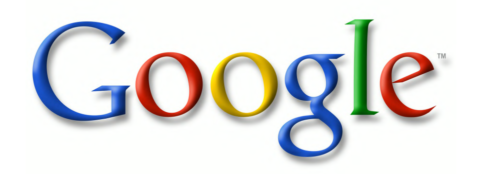
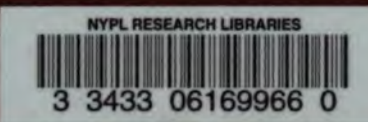
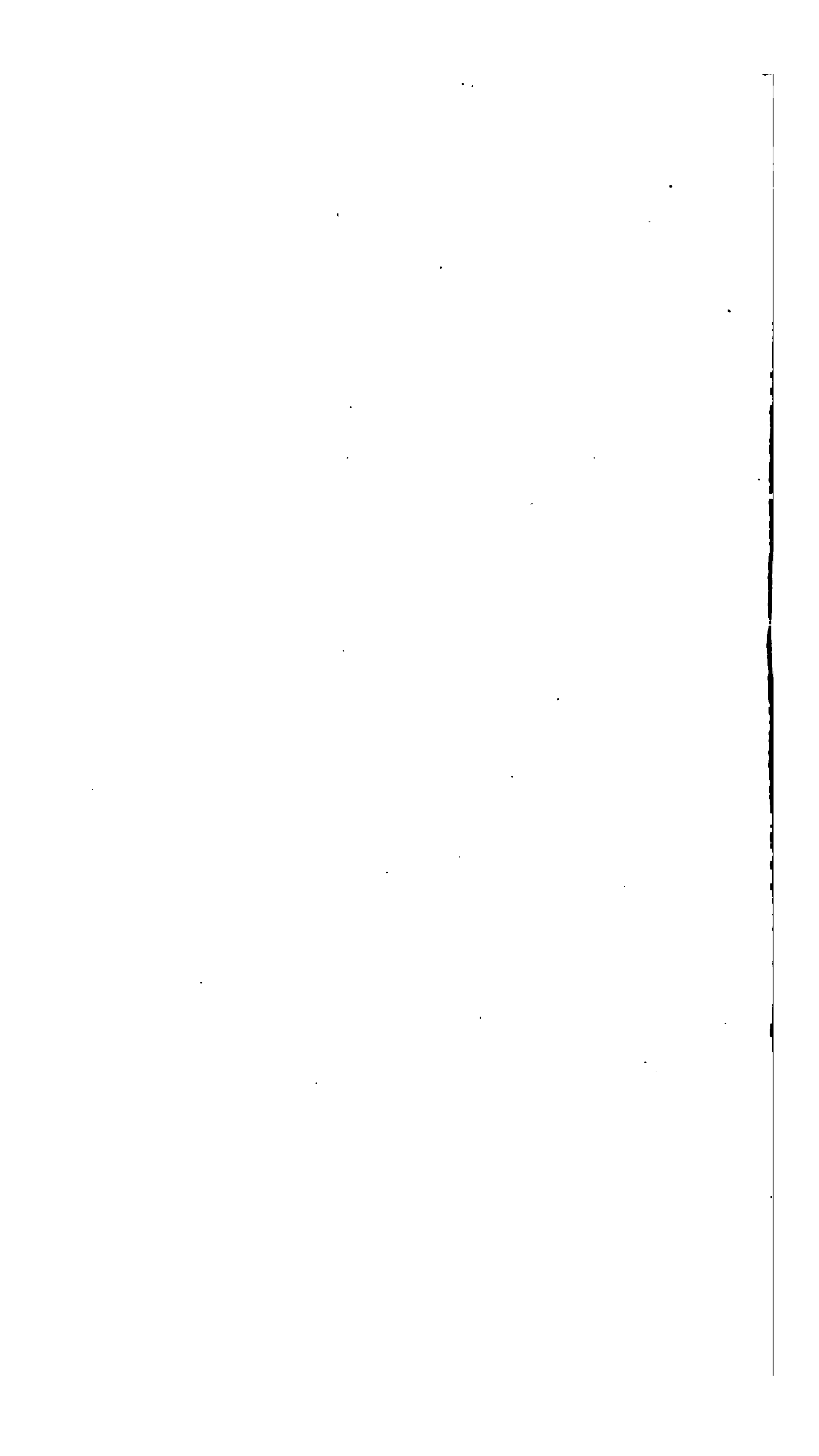





NYPL RESEARCH LIBRARIES
3 3433 06169966 0





Historische Nachrichten

zur

Kenntniß des Menschen

in

seinem wilden und rohen Zustande

von

C. Bastholm,

Doktor der Theologie, weil. Königlichem Konfessionarius und erstem Hofprediger.

Aus dem Dänischen übersetzt

von

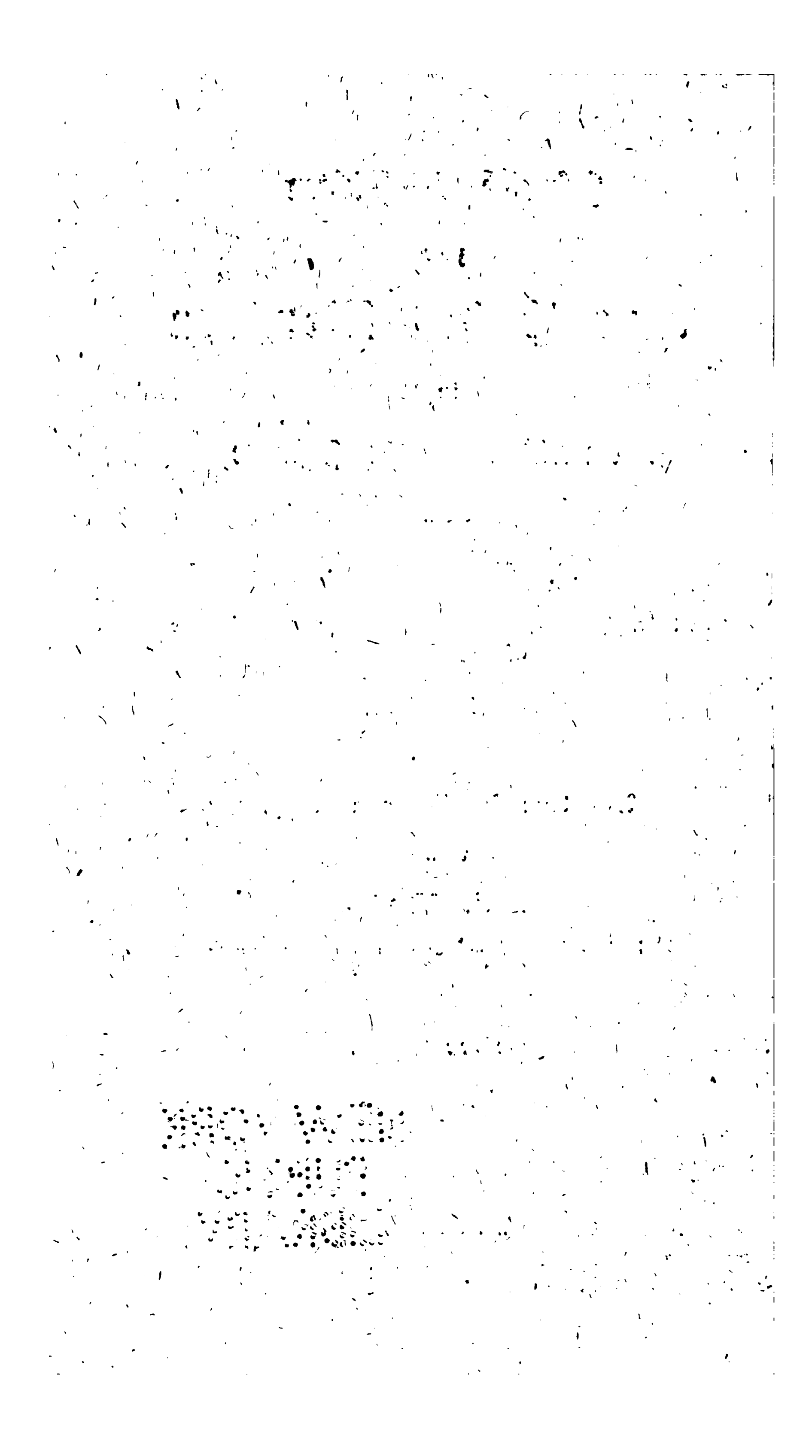
H. E. Wolf,

Prediger zu Mangstrup und Joegerup im Schleswigschen.

Zweiter Theil.

Altona,

bei J. F. Hammerich 1819.



Inhalt
des zweiten Bandes.

Nahrungsmittel.

Wohnungen.

Kleidung und Schmuck.

Kunstfleiß.

Vergnügungen.

Vorerinnerung.

Nur wenig habe ich bei der Erscheinung dieses zweiten Bandes zu erinnern.

Die Druckfehler bitte ich vor der Lesung gefälligst zu verbessern. Die wichtigsten, sowohl im ersten als in diesem zweiten Bande befindlichen sind genau angegeben.

Daß ich an einzelnen Stellen, wo ich die Quellen, aus denen der Verfasser seine Nachrichten geschöpft hat, benutzen konnte, mir einige, wiewohl nur wenige, Zusätze und Veränderungen, die ich dem richtigern Verständnisse zuträglich fand, erlaubt habe, wird man mir hoffentlich nicht übel nehmen.

Was den im ersten Bande des Originals S. 194 befindlichen Ausdruck, „Forknyttelse Lemmerne" betrifft, welcher in der Uebersetzung S. 168 durch Verflechtung der Glieder ge-

geben ist, so glaube ich nicht, daß dieses das bezeichne, was man durch jenen Ausdruck im Dänischen gesagt haben will, und schlage daher vor, statt „Verflechtung der Glieder“ — Erschlaffung der Glieder zu lesen, welches nach meiner Meinung richtiger ist.

Oddis, den 3. April 1819.

Der Uebersetzer.

II.

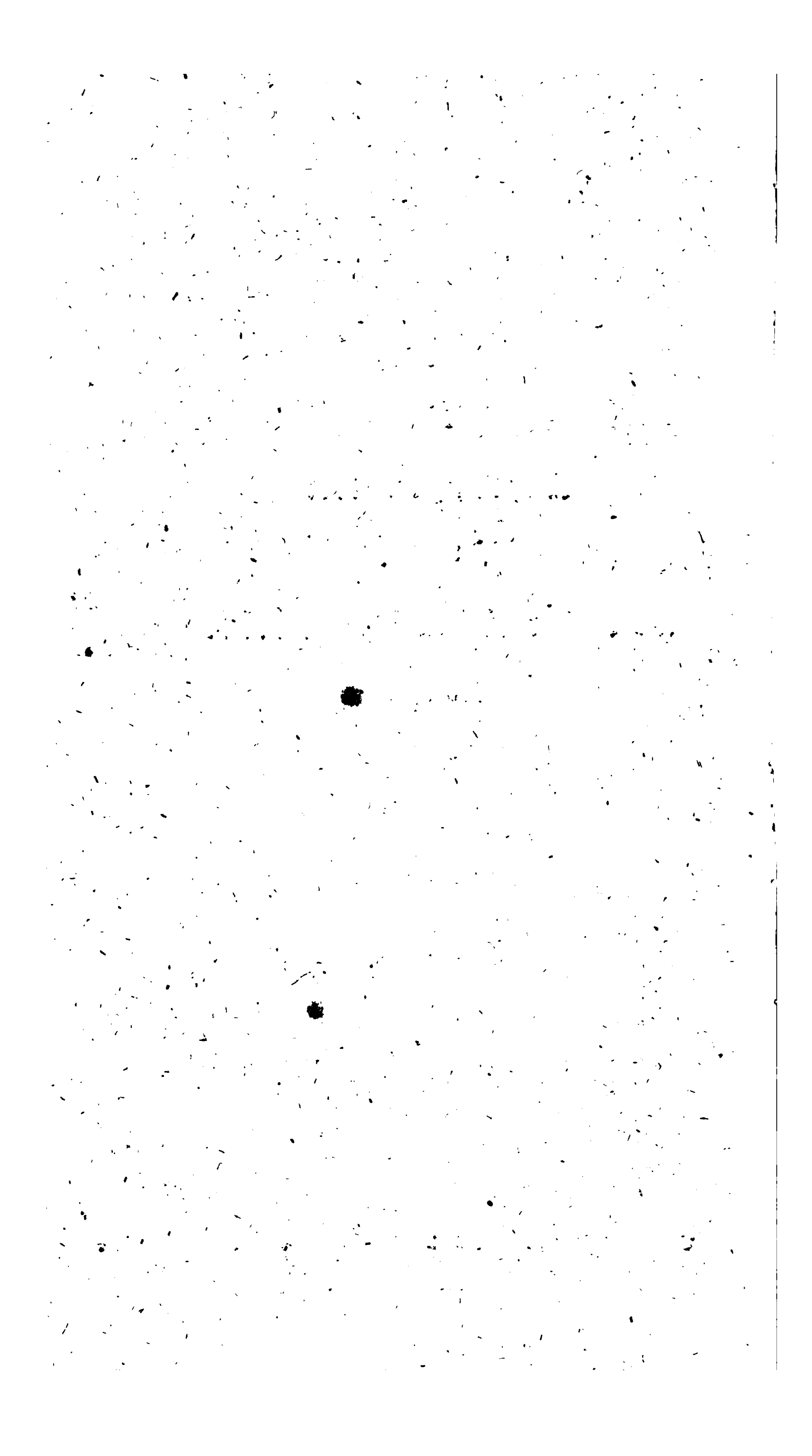
Nahrungsmittel

der

wilden und rohen Völker

und ihre

Zubereitung.



Kap. 1.

Die ersten Nahrungsmittel der wilden und rohen Menschen.

Nahrung war das erste Bedürfniß des Menschen, nachdem er Bewohner der Erde geworden war. Noch wußte er aber nicht, die Thiere zu verfolgen oder zu tödten, die alle wild in den Wäldern lebten, nicht die Vögel oder Fische zu fangen, und hatte also noch keine andere Nahrung, als die freiwilligen Erzeugnisse der Bäume und der Erde. Da die Erde aber vielerlei Gewächse hervorbringt, die zwar in mancher Rücksicht nützlich, dem Menschen aber theils nicht nahrhaft, theils schädlich, ja wohl sogar tödtlich sind, so finde ich es sehr wahrscheinlich, daß die Menschen das Vermögen, durch den Geruch die nützlichen Gewächse von den schädlichen zu unterscheiden, mit dem Thiere gemein haben. Ohne dieses Vermögen wäre es möglich gewesen, daß der Mensch an dem nämlichen Tage gestorben wäre, an welchem er das Licht der Welt erblickte, und daß das erste Mittel, welches er zur Erhaltung seines Lebens wählte, seinen Tod beschleunigt hätte. Wer Sinn für die Weisheit hat, womit der Mensch gebildet ist, kann sich die unweise Einrichtung nicht denken, daß es von einem so ungewissen Zufalle, von einem bloßen Ungefähr abhangen sollte, ob der Mensch gleich nach der Geburt wieder zu seyn aufhören, oder fortleben sollte. Und wie sollte der Mensch, der mit so mannichfaltigen nützlichen und schädlichen Naturprodukten

umgeben ist, gegen dergleichen schädliche, wenn nicht tödtliche Zufälle gesichert werden können, wenn er nicht, wie das Thier, die Gewächse auswählen könnte, die nicht allein unschädlich, sondern sogar nahrhaft sind?

Zwar ist es nicht zu läugnen, daß wir jetzt dieses Vermögen nicht besitzen; aber jedes sinnliche Vermögen muß natürlicherweise allmählig abnehmen, wenn es nicht gebraucht wird. Vielleicht liegen mehrere Kräfte der Art in der menschlichen Natur verborgen, weil sie niemals gebraucht, und daher auch niemals geweckt worden sind. Das nämliche läßt sich auch wohl von dem Gesicht, dem Gehör, dem Geschmack und dem Gefühl behaupten. Die Erfahrung lehrt, daß Menschen, die sich in einer Lage befinden, welche einen höhern Grad von der Thätigkeit dieser Kräfte erfordert, dieselben auch in einem höhern Grade besitzen, als andere, die desselben nicht bedürfen, weil die Noth sie gezwungen hat, ihre Kräfte mehr anzustrengen. Das nämliche kann man auch von dem Geruch behaupten. Die Menschen werden jetzt von der Geburt an gewisser Arten von Nahrungsmitteln gewohnt, und brauchen mithin den Geruch nicht, um das Nützliche vom Schädlichen zu unterscheiden. Dieses Vermögen hat demnach aus Mangel an Anwendung auf dergleichen Dinge eine Vollkommenheit verloren, die es vom Anfange an gehabt hat.

Allein nachdem die Menschen, durch den Geruch geleitet, gewisse Naturprodukte in ihrer Gegend zu ihrer Nahrung ausgewählt, und sie aus eigner Erfahrung nicht nur unschädlich, sondern auch gesund und nahrhaft gefunden hatten, so haben sie allmählig bemerkt, daß der Same von dergleichen Gewächsen, wenn er in die Erde fiel, wieder aufging und ein Gewächs hervorbrachte, welches demjenigen, was den Samen getragen hatte, völlig ähnelte. Dies muß natürlicherweise die Menschen auf den Gedanken gebracht haben, dergleichen Samen aufzusammeln und sie dahin zu verpflanzen, wo sie dieselben

am liebsten haben wollten. Insonderheit zogen sie solche Gewächse aus Samen, die theils sehr angenehm von Geschmack und dabei sehr nahrhaft waren, theils von der Natur in solchem Ueberflusse nicht hervorgebracht wurden, daß sie zu ihrem Unterhalte hinreichend waren, wenn Kunst und Fleiß der Natur nicht zu Hülfe kamen. So begann allmählig der Feldbau.

Es ist aber nach dem, was ich im ersten Bande gesagt habe, leicht begreiflich, daß der Feldbau, der Mühe kostet, seinen Anfang nicht da genommen habe, wo die Natur alles reichlich ohne Mühe hervorbringt, da der Mensch von Natur zur Trägheit geneigt ist. So findet man es auf den Schifferinseln. Dieses reizende Land vereinigt den doppelten Vortheil eines fruchtbaren Bodens ohne Anbau, und eines Klima's, das keine Kleidung verlangt. Brodbäume, Kokosnüsse, Bananas, Orangen geben ihnen eine gesunde und reichliche Nahrung. Es wächst auch daselbst ein anderer Baum, der eine große Mandel trägt, welche, wenn sie gekocht ist, einen kastanienartigen Geschmack hat. Das Zuckerrohr wächst wild an den Ufern der Flüsse. Auch Vögel, Fische, Hühner, Schweine und Hunde giebt es da im Ueberflusse, die von den Besten dieser Früchte leben und den Einwohnern eine angenehme Abwechselung von Gerichten gewähren. Diese Insulaner waren daher auch so weich und hatten so wenig Bedürfnisse, daß sie die eisernen Instrumente und Zeuge der Franzosen verschmäheten, und nichts weiter verlangten, als Glasperlen und einige Luxuswaaren. *)

In solchen Gegenden hat der Landbau gewiß nicht seinen Anfang genommen. Die oben erwähnten Insulaner gaben sich auch nicht damit ab. Der von Natur träge Mensch mußte durch die Noth zu einer solchen Arbeit ge-

*) La Perouse's Reise um die Welt. B. 2; im Magazin von merkwürdigen neuen Reisebeschreibungen. B. 17. S. 188 und 226.

trieben werden. Man findet daher, daß die Peruaner fast gar nicht, oder doch wenigstens sehr selten, in den warmen Gegenden säeten, welche die fruchtbarsten waren, denn die Erde bot ihnen genug dar, sich nach ihrer Art zu nähren. Sie fanden einen Ueberfluß an Kräutern, Wurzeln und wilden Früchten darin. Bei ihren gewöhnlichen Mahlzeiten genossen sie nichts als allerlei Feldkräuter, sie mochten nun bitter oder süß seyn. Die bittern Kräuter kochten sie zwei bis drei Mal, ließen sie darauf an der Sonne trocknen, und verwahrten sie bis zum Gebrauche. Oft aßen sie auch die Kräuter roh und ungekocht, welches aber mehrentheils nur von den Landleuten geschah.*)

Es war indessen nicht die Nothwendigkeit allein, welche die erste Veranlassung zum Ackerbau gab. Die Geschichte lehrt uns, daß die Feuerländer und Vandiemensländer von allen Bedürfnissen des Lebens gänzlich entblößt sind, und sich dessen ungeachtet bis jetzt nicht auf den Ackerbau gelegt haben. Solche Mittel zur Erhaltung des Lebens zu ersinnen, erfordert wenigstens einige Entwickelung des Verstandes. Menschen, die in einem ganz thierischen Zustande, wie die beiden obgenannten Völkerschaften, leben, können nicht so weit denken, und haben sie auch mit dem Ackerbau den Anfang gemacht, so müssen andere sie darauf gebracht haben. Da aber alle Entwickelung des Verstandes ihren Ursprung von den wärmern Himmelsstrichen hat, wie ich im ersten Bande bewiesen habe, so ist es auch höchst wahrscheinlich, daß der Landbau, den die Nothwendigkeit veranlaßte, in Verbindung mit einem gewissen Grade der Entwickelung des Verstandes, seinen Anfang unter den wärmern Himmelsstrichen genommen und sich von da aus in die kältern verbreitet hat.

Die Neuseeländer sind uns hiervon ein sehr auffal-

*) Allgemeine Geschichte der Länder und Völker von Amerika. Th. 2. Buch 2. Hauptst. 3. Abschn. 5. § 1 und 45.

lender Beweis. In den nördlichen, wärmern Gegenden der Insel werden Yamswurzeln, Erdäpfel und Kokos gebaut, aber in den südlichen, kältern Gegenden sieht man dergleichen nicht. Die Einwohner des letzterwähnten Landstrichs müssen sich demnach blos mit Fischen und Farrenkrautwurzeln behelfen, ausgenommen, daß sie dann und wann einen Hund schlachten, oder zufälliger Weise einen Seevogel fangen. Aber die Produkte der Erde von der Natur zu gewinnen, kommt ihnen nie in den Sinn. *) Wären die intellectuellen Anlagen nicht weniger ausgebildet unter diesen kalten als unter jenen warmen Himmelsstrichen; wäre denjenigen, die in diesem Klima wohnen, dieselbe Entwickelung des Verstandes zu Theil geworden, als jenen, sie sey so klein, wie sie wolle; so ist es nicht zu bezweifeln, daß sie eben sowohl als jene auf den Gedanken würden gerathen seyn, durch Anbau des Landes ihrem Mangel an den Bedürfnissen des Lebens abzuhelfen. Daß die Bewohner der kältern Gegenden mit einem rauhern Klima zu kämpfen haben, kann an und für sich keine Ursache seyn, warum sie den Ackerbau nicht treiben. Die Hauptursache ist ein gänzlicher Mangel an aller Verstandeskultur.

Betrachtet man die Bewohner der Freundschaftsinseln, so findet man auch, daß die Entwickelung des Verstandes mit den in dem Ackerbaue gemachten Fortschritten genau verbunden ist und sich genau darnach richtet. Diese Insulaner haben einen gebildetern Verstand als die Bewohner der nördlichen Gegenden von Neuseeland, und haben es daher auch im Ackerbaue weiter als sie gebracht. Zwar sind die Kokos- und Brodbäume ohne Ordnung zerstreut, und machen den Einwohnern, wie es scheint, keine Mühe, sobald sie eine gewisse Höhe erreicht haben. Auf den Anbau der Erdfrüchte aber wenden sie besondern

*) Cook's Reise um die Welt; in Hawkesworths Geschichte der neuesten Reisen um die Welt. B. III. S. 298.

Fleiß, und er ist daher auch zu einer hohen Vollkommenheit gediehen. Ihre Pisangs- und Yamsfelder sind von beträchtlichem Umfange. Die Einwohner pflegen zuerst, um Pisangs oder Yams zu stecken, kleine Löcher zu graben und demnächst das Gras rings umher auszureißen, wahrscheinlich damit es den Wurzeln die nöthige Nässe nicht entziehe. Das Werkzeug, womit sie diese Arbeit verrichten, ist ein Pfahl, dessen Länge sich nach der Tiefe richtet, die sie aufgraben wollen. An dem einen Ende hat dieser Pfahl eine flache, scharfe Ecke, und an denen von der größern Art befestigt man ein kurzes Querstück, um sie mit dem Fuße in die Erde treiben zu können. Die Breite des ganzen Instruments beträgt nur zwischen drei und vier Zoll, und dennoch graben sie damit Aecker um, die mehrere Morgen Landes enthalten. Die Yams sowohl als die Pisangs werden so regelmäßig gesteckt, daß in allen Richtungen gerade Reihen stehen. *)

Hieraus erhellet, daß diese sonst rohen Menschen sehr wohl bemerkt haben, wie sehr die Pflanzen durch Anbau verbessert werden. — Mit eben so vieler Sorgfalt treiben die Osterinsulaner den Feldbau. Ihre Bananasbäume pflanzen sie nach der Schnur. Auch der Acker ist mit vieler Einsicht bestellt. Sie raufen das Unkraut heraus, bringen es in Haufen zusammen, verbrennen es, und düngen auf diese Art die Felder. **) Daß diese rohen Menschen so nachdenkend sind, welches man nicht leicht von ihnen erwarten sollte, zeigt, daß sie doch einige Verstandeskultur haben. Dieses Nachdenken, diese Verstandeskultur nebst dem damit verknüpften Feldbaue wird man ohne Zweifel unter den kalten und rauhen Himmelsstrichen vergebens suchen, wenn sie nicht bei irgend

*) Cook's dritte Entdeckungsreise. B. II. S. 105 ff.

**) La Perouse's Reise um die Welt. B. 1. im Magazin von merkwürdigen neuen Reisebeschreibungen. B. XVI, S. 213. —

einer Gelegenheit aus den warmen Zonen, wo der Verstand leichter geweckt und entwickelt wird, nach den kältern gebracht worden ist.

So wie die rohen Menschen Verstand dadurch zeigen, daß sie das Land bauen, und durch den Anbau des Landes die Erzeugnisse desselben vermehren, so thun sie es auch dadurch, daß sie die Produkte der Erde aufbewahren. Die Einwohner von Biledulgerid haben bei der Aufbewahrung des Getreides ganz die nämliche Methode wie die Bewohner der Barbarei. Sie graben ein großes, in die Tiefe spitzig zulaufendes Loch in die Erde, füllen es mit Holz an und zünden dieses an, um die Erde auszutrocknen und ihr Festigkeit zu geben. Dann reinigen sie die Grube und schütten das Korn hinein, worauf sie einige Bohlen dicht an einander darüber legen und das Ganze mit Erde überdecken. Daher kann man ihnen in Kriegszeiten die Lebensmittel nie abschneiden, und der Feind marschirt oft, ohne es zu wissen, über diese Vorrathskeller weg. *) Daß diese rohen Menschen ihren Vorrath in der Erde bewahren, um ihn gegen feindliche Anfälle zu sichern, ist nichts mehr, als das Thier auch thun kann; daß sie aber dabei mit solcher Vorsicht zu Werke gehen, daß das in der Erde aufbewahrte Getreide nicht verdirbt, das zeugt von Nachdenken und einem gewissen Grade der Entwickelung des Verstandes.

Ich habe gezeigt, daß die freiwilligen Produkte der Erde der Menschen erste Nahrung gewesen sind, und daß diese allmählig aus Noth und von einer zunehmenden Entwickelung des Verstandes geleitet, angefangen haben, das Land zu bauen und dadurch die Produkte desselben zu vermehren, wo diese, wie sie aus der Hand der Natur kamen, anfingen, zur Erhaltung des Menschengeschlechtes, das sich von Zeit zu Zeit vermehrte, unzulänglich zu seyn. Aber nicht allenthalben fing die Entwickelung des

---

*) Follie's Reise durch die Wüsten von Sahara. S. 112 ff.

Verstandes mit dem Bedürfnisse an. Dieses nahm mit der Vermehrung des Menschengeschlechtes zu; jene stockte, entweder weil die Rauhigkeit des Klima's oder andere uns unbekannte Ursachen ihren Fortgang hinderten. Da die Gewächse, welche die Erde ohne Anbau hervorbringt, den Menschen keine hinlängliche Nahrung gewährten, so mußte man diesem Mangel an Nahrungsmitteln auf eine andere Art abhelfen. Jagd- und Fischgeräthe waren noch nicht erfunden. Die Menschen kannten keine Mittel, sich der Thiere zu bemächtigen und sie zur Nahrung zu gebrauchen. Sie nahmen daher aus Bedürfniß zu den Meerufern ihre Zuflucht, um im Meere zu suchen, was die Erde ihnen zur Nahrung versagte. Vergebens suchten sie die Fische zu fangen, da ihnen das Geräth hierzu fehlte, und ihr Verstand auch nicht in dem Grade gebildet war, daß sie sich dasselbe zu verschaffen wußten; sie sahen aber, wenn die Ebbe eintrat, die Schalenfische, die an den Felsen klebten. Sich dieser zu bemächtigen, brauchte es weder viel Kunst noch Geräth. Diese wurden daher, nächst den freiwilligen Früchten der Erde, die andere Nahrung der Menschen, so lange sie in dem wilden, thierischen Zustande lebten.

Die Feuerländer scheinen noch keine andere Art von Speise zu kennen, als Schalenfische, Austern, Muscheln und dergleichen. Es ist die Arbeit der Weiber, dergleichen bei niedrigem Wasser oder zur Ebbezeit aufzusuchen und zu sammeln. Man sieht sie dann mit einem Korbe in der einen Hand, mit einem zugespitzten Stecken in der andern und mit einem Ranzen auf dem Rücken ans Ufer gehen. Vermittelst dieses Stockes stoßen sie die Schalenthiere, die an den Felsen kleben, ab, werfen sie in den Handkorb und leeren diesen, so oft er voll ist, in den Ranzen aus. *)

*) Cook's Reise um die Welt; in Hawkesworths Geschichte der neuesten Reisen um die Welt. B. II. S. 302.

Dieselben Nahrungsmittel fand man bei den Einwohnern von Van Diemens Land. Sie hatten weder Kanots noch Angelhaken, woraus man schließen muß, daß sie sich nicht von Fischen nährten. Ihr Verstand war noch nicht so gebildet, daß sie sich das zum Fischfange erforderliche Geräth zu verschaffen wußten. Sie lebten auch nicht von Erdfrüchten, sondern schienen blos von Schaalenthieren zu leben. Doch verzehrten sie diese nicht roh. Das Feuer muß ihnen bekannt gewesen seyn, denn bei allen ihren Wohnplätzen und auch überall, wo nur ein Haufen Muschelschalen lag, sah man noch Ueberbleibsel von Feuer. Dieser Nahrung waren sie so gewohnt, daß sie weder Brod noch andere Nahrungsmittel die man ihnen bot, annehmen wollten. Vögel hingegen nahmen sie gern und ließen sichs merken, dies sey für sie eine angenehme Speise. *)

Die Mexikaner mußten auch, so lange sie in ihrem wilden Zustande lebten, zum Meere ihre Zuflucht nehmen, um ihren nothdürftigen Unterhalt zu finden. Nach der Gründung von Mexiko lebten sie viele Jahre lang auf ihren kleinen Inseln im See auf eine erbärmliche Weise, und waren genöthigt, sich blos mit dem zu behelfen, was sie im Wasser fanden. Sie aßen die Wasserpflanzen und die Wurzeln derselben, Ameisen, Sumpffliegen und deren Eier. Sie fingen eine solche Menge von diesen Fliegen, daß sie ganz davon leben konnten. Sie wurden in Kugeln zusammengebacken, in Maisblätter gewickelt und mit Salpeter in Wasser gekocht. Sie aßen auch eine gewisse schwammichte Substanz, die auf dem See schwamm. Sie ward an der Sonne gedörret und statt des Käses gebraucht, mit dem sie an Geruch und Geschmack viel Aehnlichkeit hatte. In der Folge lernten sie das Land bauen, und dann ward Mais ihre vornehmste Nahrung. Dieses

---

*) Cook's dritte Entdeckungsreise, von Georg Forster. B. I. S. 108.

Gewächs, welches gesund, wohlschmeckend und nahrhaft ist, kochen sie in Wasser mit ein wenig Kalk, enthülsen es, machen einen Teig daraus, backen Brod und Kuchen davon und ziehen sogar dieses Brod dem besten Weizenbrod vor. *)

Man möchte wohl glauben, daß diese schlechte Speise, womit diese Menschen das Leben erhalten mußten, ehe sie den Landbau lernten, ihnen in hohem Grade ekelhaft seyn müßte. Uns, die wir einer andern Nahrung gewohnt sind, würde sie es auch seyn. Diese schlechten Nahrungsmittel gefielen aber den Mexikanern, die einmal daran gewöhnt waren, so sehr, daß sie, als sie nachher andere Nahrungsmittel erhalten hatten, von den Speisen nicht ablassen konnten, welche sie in ihrem rohern Zustande aus Noth genießen mußten. Was ich daher von der Lebensart dieser rohen Menschen gesagt habe, hat bei weitem nicht den Zweck, sie von einer beklagenswerthen Seite zu zeigen. Wir sind ja nicht zu bedauern, weil wir Muscheln, rohe Austern, Schnecken, Frösche u. dgl. essen, das gar nicht besser ist als die Meerpflanzen, Ameisen und Insecten der wilden Mexikaner. Die Gewohnheit thut hier alles, und über den Geschmack läßt sich nicht streiten. Was dem einen anekelt, ist dem andern ein Leckerbissen. Ich habe daher nur dieses erwähnt, um dem Leser zu zeigen, wie die wilden und rohen Völker sich haben behelfen müssen, um den nothdürftigen Unterhalt zu haben, bis der Verstand allmählig entwickelt wurde, und sie, so wie die Cultur desselben zunahm, lernen konnten, von dem mannichfaltigen Reichthum der Natur Gebrauch zu machen.

---

*) Clavigero's Geschichte von Mexiko. Buch 7. Abschnitt 64. —

Kap. 2.

Gebrauch der Thiere als Nahrung.

Natürlicher Weise mußte einige Zeit vergehen, ehe die wilden Völker Mittel erfinden konnten die Thiere zu tödten und sie auf die Art zu ihrer Nahrung zu gebrauchen. Unterdessen mußten sie, wie ich oben gezeigt habe, sich mit den freiwilligen Früchten der Erde und mit dem behelfen, was sie an den Ufern des Meeres und der Seen finden konnten. Als sie sich aber endlich genöthigt sahen, sich gegen die Angriffe wilder Thiere zu vertheidigen, geriethen sie auf den Gedanken, sich dagegen mit Steinen, Keulen und Spießen zu waffnen. Mit diesen Waffen erlegten sie zuerst die wilden Thiere, um sich selbst zu vertheidigen. Allmählich versuchten sie, selbige zur Nahrung zu gebrauchen, und was anfangs nur ein Vertheidigungskrieg gegen die Thiere war, ward jetzt ein Angriffskrieg. Sie gingen auf die Jagd nach den wilden Thieren, um sich den nöthigen Unterhalt zu verschaffen, und dieses neue Mittel zur Erhaltung des Lebens ward allmählich nothwendiger, je mehr die Menschen sich vermehrten.

Anfangs wurden alle wilde Thiere, die sie tödten konnten, ohne Unterschied zur Nahrung gebraucht. Dieses findet man noch bei den wilden Völkerschaften. Die Bewohner von Montanna-Real haben weder Ochsen, noch Schafe, noch Pferde, sie nähren sich daher von dem Fleisch der wilden Thiere, die in großer Menge in ihren Wäldern gefunden werden, und verzehren es halb gekocht. Sie haben auch alle Arten von Vögeln im Ueberflusse, welche sie mit Schnabeln, Federn und Eingeweide essen. Nicht weniger Ueberfluß haben sie an Fischen von ansehnlicher Größe, welche sie mit Harpunen fangen oder mit Pfeilen tödten, die sie aus einer gewissen

harten Holzart verfertigen und in Ermangelung des Eisens mit einem zugespitzten Stück von einer Muschelschale oder einem Dorn befestigen, dessen sie sich auch zu ihren Angelhaken bedienen. — Diese Wilden leben, was ihren Unterhalt betrifft, in einer Art Gemeinschaft mit einander. Diejenigen, die mehr eingesammelt haben, als sie selbst gebrauchen, theilen von ihrem Vorrathe den Aermern so viel mit, als sie entbehren können. Bei ihren Mahlzeiten setzen alle Männer sich auf die Erde rings um irdene Töpfe herum, die sie selbst verfertigen; die Weiber sind aber bei ihnen, wie bei andern Wilden, von ihren Mahlzeiten ausgeschlossen. *)

Die Guaycurusen legen sich auch nicht auf den Ackerbau, sondern leben blos von Jagd und Fischerei. Sie haben vor nichts einen Ekel, sondern verzehren alles, dessen sie sich bemächtigen können, Löwen, Tiger, Bären, Schlangen und Ottern, so giftig diese Thiere auch sind. Man glaubt, daß ihnen diese Nahrungsmittel keinen Schaden thun, weil sie sich von Jugend auf daran gewöhnen. **) Das nämliche gilt von den Shangellas, einem Volke, das unweit Abyssinien wohnt. Einige von ihren Stämmen leben von Elephanten und Rhinocerossen, andere von Ochsen, Ebern, Löwen und Schlangen, einige von dem Krokodill, dem Flußpferde, allerlei Art von Fischen und des Sommers von Heuschrecken, welche sie erst kochen, und wenn sie sie getrocknet haben, in Körben aufbewahren, die aus Zweigen sehr künstlich gemacht und so dicht zusammen geflochten sind, daß sie eben so wasserdicht sind, als ein hölzernes Gefäß. ***)

Die Einwohner vom Nutka-Sunde essen nicht viele

*) Beschreibung der Montanna-Real, in Zachs monatlicher Correspondenz. May 1801. S. 456 ff.

**) Geschichte von Paraguay, von Charleroix. B. II. S. 109.

***) Reisen zur Entdeckung der Quellen des Nils von Bruce. Thl. 2. B. 2. S. 546.

Pflanzenspeisen. Ihre vorzüglichste Pflanzenspeise sind blos einige Wurzeln. Am meisten verlassen sie sich auf die See, und genießen von den Produkten derselben alles, was eßbar ist, Fische, Muscheln und Seethiere. Heringe und Sardinen werden nicht nur frisch gegessen, sondern dienen auch getrocknet oder geräuchert und in Ballen gepackt als Vorrath. Sie bereiten auch den Rogen der Heringe als eine Art von Caviar zu, den sie in Körben oder Beuteln von Matten aufbewahren. Dies ist gleichsam ihr Winterbrod und hat keinen üblen Geschmack. Nächst den Fischen ist eine Art großer Muscheln eins der vorzüglichsten Lebensmittel. Diese braten sie in der Schale und stecken sie dann bis zum Gebrauch auf hölzerne Spießchen. Sie werden entweder ohne weitere Zubereitung genossen oder in Oel getunkt. Die größern Seethiere, welche sie öfters speisen, sind die Meerschweine, deren Fett und Fleisch sie in große Stücke zerschneiden, wie die Heringe trocknen und ohne weitere Zubereitung essen. Vermuthlich gehören noch mehrere Seethiere, nämlich Robben, Meerottern und Wallfische zu ihren Lebensmitteln, da sie nicht nur die Felle der beiden ersten Gattungen in großer Menge haben, sondern auch die Instrumente, deren sie sich zum Erlegen dieser Thiere bedienen, häufig bei ihnen angetroffen werden. Außer den Seethieren essen sie auch Seevögel, die sie mit Pfeilen schießen. Mit einem Worte, alles was das Meer hervorbringt, muß ihnen zur Nahrung dienen. *)

Die Einwohner des Königreiches Arrakan zeichnen sich bei ihren Gastereien vor den oberwähnten Völkern durch viele Speisen aus; die meisten werden aber einem Europäer eben nicht sonderlich schmecken. Schlangen, Ratten und Mäuse halten sie für köstliche Leckerbissen. Sie essen niemals Fische, ehe sie faulen. Hernach machen sie eine Tunke daraus und mischen diese unter andere Speisen.

---

*) Cook's dritte Entdeckungsreise. B. III. S. 67 f.

Arme Leute gebrauchen hierzu einen dermaßen stinkenden Fisch, daß ein Ausländer in Ohnmacht fallen möchte. Die Reichen nehmen andere Fische, die nicht so gar entsetzlich riechen, mischen auch um größerer Annehmlichkeit willen allerlei andere Dinge darunter. — Dieser Geschmack muß die kultivirten Völker nicht befremden, die am liebsten Wildpret essen, wenn es etwas faul riecht. Nach meiner Meinung kommt das auf eins hinaus, welche faule Speise man genießt, es sey Fisch oder Fleisch. — So wie diese rohen Völker mit den kultivirten das gemein haben, daß sie am liebsten essen, was halb faul und ein wenig stinkend ist, so gleichen jene diesen auch darin, daß zu einem wohl besetzten Tische viele Gerichte erfordert werden. Bei den vornehmen Arrakanern ist es Gebrauch ein Paar hundert kleine Teller aufzutragen, worunter jeder aussucht, was ihm gefällt. *) Dieses ist wohl auch der Zweck der vielen Speisen, welche die Europäer auftischen. Man ißt gemeiniglich von allem, und erfreut dadurch zugleich den Wirth, den Arzt und den Apotheker.

Ich habe gezeigt, daß die wilden und rohen Völker, nachdem sie Geräth erfunden hatten, womit sie die Thiere fangen und tödten konnten, alle wilde Thiere und alle Seethiere ohne Unterschied zur Nahrung gebraucht haben. Sie aßen alles, was ihre Zähne kauen und ihr Magen verdauen konnte. Daß wir einen Ekel vor gewissen Arten von Thieren haben und andere als eine Delikatesse essen, ist bloß eine Gewohnheit, ein Vorurtheil, der in der Erziehung seinen Grund hat. Alles Wildpret besteht, wenn es aufgelöst wird, aus den nämlichen Bestandtheilen. Es ist blos die Form, die den Unterschied macht. Die Gesundheit nehmen wir bei der Wahl der Nahrungsmittel nicht in Betracht. Eine gebratene Katze zu essen, würde uns anekeln, und doch ist sie ohne Zwei-

*) Allgemeine Historie der Reisen zu Wasser und zu Lande. B. 10. S. 67.

fel weit gesünder, als eine gebratene Ente. Eben so wenig nehmen wir bei der Wahl der Nahrungsmittel auf die Nahrung Rücksicht, wovon die Thiere leben. Eine Pferdekeule mögen wir nicht, essen aber sehr gern einen Schinken. Es ist auch nicht der Anblick, der uns bestimmt, lieber das eine als das andere zu essen. Ein Schildkrötengericht hat, wenigstens für mich, nichts anziehendes, und doch ißt man nicht allein, sondern schlemmet auch bei einem solchen Mahle. Es ist also im Grunde nichts als ein Erziehungsvorurtheil, wenn man vor vielen von den Nahrungsmitteln der wilden und rohen Völker einen Ekel hat. Solche Vorurtheile haben diese nicht, denn sie sind von Jugend an gewohnt, alles zu essen, was sie nähren kann. Daher sieht man, daß sie, nachdem sie gelernt hatten, gewisse Thierarten zu zähmen, doch fortgefahren haben, verschiedene von den Thierarten zu essen, die sie vordem gegessen hatten, ehe sie zahme Thiere erhielten, so wie wir noch Hirsch- Dam- und Hasenwildpret essen, obgleich wir Rindvieh und Schafe haben.

Auf welche Art die rohen Völker einige Thiere gezähmt haben, ist nicht schwer zu begreifen. Einige Thiere z. B. Löwen, Tiger, Leoparden und viele andere scheinen in dem Grade wild zu seyn, daß sie sich gar nicht zähmen lassen. — Doch sollen die Hindostaner die Kunst verstehen, die Leoparden zu zähmen. — Sie können aber, weil sie nicht allein scharfe Zähne und Klauen, sondern auch große Stärke haben, nicht ohne Gefahr in die Häuser eingeschlossen werden. Wenn sie auch zahm scheinen, so kann doch der Fall leicht eintreten, daß die Natur mehr Gewalt über sie hat, als die Erziehung, und dann zerreißen sie alles, was sie umgibt. — Es gibt aber andere Thierarten, die nicht so wild, oder wenn gleich eben so wild, doch nicht so reißend sind, z. B. das Pferd, und wieder andere, die, obgleich sie wild und eben so gefährlich sind, sich doch leichter bezwingen lassen, z. B.

der Stier, der unschädlich ist, wenn er seine Hörner verliert, und die Kuh, die sich leicht zähmen läßt. Andere sind nicht so gefährlich, z. B. der Hund und die Katze, weil ihre Kräfte die menschlichen nicht übersteigen, und es gibt endlich andere, die weder gefährlich noch reißend sind, z. B. das Schaf.

Die Zähmung dieser und anderer Thiere ist nach meiner Meinung auf folgende Art geschehen: Die rohen Menschen haben wahrscheinlich in den Wäldern die Jungen der wilden Thiere in ihren Nestern gefunden, sie nach Hause gebracht und aufgefüttert. Von den mit vielen verschiedenen Thierarten angestellten Versuchen mußten natürlicherweise mehrere mißlingen. Die wilde Natur der Thiere hat, als sie aufwuchsen, sich nicht zähmen lassen. Andere hingegen sind durch die Behandlung und Pflege der Menschen gezähmt, des Umganges derselben gewohnt, ja ihnen sogar der Nahrung wegen, die sie von ihnen erhalten, ergeben worden. — Auf gleiche Art sind wohl auch viele Arten von Vögeln gezähmt worden. Man hat sie jung aus den Nestern genommen und ihnen die Flügel beschnitten, wodurch sie unfähig geworden sind, wieder wegzufliegen.

Ich kann mir vorstellen, daß Elephanten, Pferde, Esel, Kameele, Ochsen, Schafe, Ziegen, Schweine, Hunde, Katzen und andere Thiere, vielerlei wilden Geflügels nicht zu gedenken, auf die nämliche Art gezähmt worden sind, und daß sie nebst ihrer Zucht ihre wilde Natur immer mehr und mehr müssen verloren haben, je länger sie in den Händen der Menschen gewesen sind. Sie wurden jetzt Hausthiere, und nicht allein zur Arbeit, sondern auch zur Nahrung gebraucht. Und wie die wilden und rohen Menschen vordem, ehe sie die Thiere zähmen lernten, alle Thiere, deren sie habhaft werden konnten, zur Nahrung gebraucht haben, so mußten sie nachher alle ihre Hausthiere ohne Unterschied, selbst Ratzen und Mäuse, essen, welche, obgleich sie nicht gezähmt waren, sie leicht in

ihren Häusern fangen konnten, und der Zähmung daher zu dem Ende nicht bedurften. — So dienen alle zahme Thiere, die auf der Insel Savu gezogen werden, den Einwohnern zur Speise. Unter ihre Leckerbissen rechnen sie vorzüglich das Schwein- und Pferdefleisch. Auf das Pferd folgt der Büffelochs und auf diesen das Federvieh. Hunde und Katzen ziehen sie noch den Schafen und Ziegen vor. Nach Fischen fragen sie nicht viel, und es scheint, daß diese Kost nur für die Armen sey, ja daß auch diese sie nur alsdann essen, wenn sie ihrer Geschäfte wegen sich am Strande aufhalten müssen. Auf diesen Fall ist jeder mit einem Wurfnetze versehen; dieses gürtet er sich um den Leib, daß es gleichsam einen Theil seiner Kleider ausmacht, und mit einem solchen Netze fängt er die kleinen Fische, wie sie ihm vorkommen.*)

Es ist nicht immer aus Mangel an eßbaren Thieren, sondern des Geschmackes wegen, daß die rohen Völker solche Thiere essen, vor welchen wir einen Ekel haben. Die Battas haben eine Menge von Hornvieh, und essen doch sowohl Pferde als Hunde, welche sie zu dem Ende mästen. Die Otaheitier mästen auch ihre Hunde und essen sie. Forsters Berichte zufolge sind sie dem Schöpsenfleische ziemlich ähnlich und gut von Geschmack, weil man sie nicht speiset, wenn sie über ein Jahr alt sind, und sie nichts als Brodfrucht essen. — Die Battas essen auch Ratzen und alle Arten von Thieren ohne Unterschied, die sie entweder selbst tödten, oder auch todt finden.**)

Was den Geschmack betrifft, so geben einige dem Pferde- andere dem Hundefleisch den Vorzug. Die nogayischen Tartaren behaupten, daß das Fleisch der weißen Pferde einen überaus leckern Geschmack habe.***)

*) Cook's Reise um die Welt; in Hawkesworths Geschichte der neuesten Reisen um die Welt. B. 4. S. 648.

**) Auszüge aus verschiednen Briefen des Herrn Müllers; in Beiträge zur Völker- und Länderkunde von Forster und Sprengel. Th. 1. S. 17.

***) Efterretninger an Tyrkerne og Tartareren. B. 1. S. 418.

Die Kalmucken sind auch so große Liebhaber vom Pferdefleisch, daß sie es allen andern Arten von Fleische vorziehen. Bruce ward von ihnen mit dem Fleische von einem saugenden Füllen bewirthet, welches theils gebraten, theils gekocht war, und er gesteht, daß er nie etwas schmackhafteres gegessen habe. Wenn die Kalmucken auf eine Expedition ausgehen, so nimmt ein jeder ein Schaf zu seinem Unterhalte und drei Pferde mit sich, wovon er eins um das andere reitet. Wenn eins davon umfällt, so tödten sie es und theilen das Fleisch unter sich, legen Stücke davon unter ihre Sättel, reiten eine Zeit lang darauf und essen es ohne fernere Zubereitung. Dieses ist ihrer Meinung nach die beste Zurichtung. Sie kommen gemeiniglich nur mit einem Pferde zurück und haben die übrigen alle gegessen.*)

Wie die Kalmucken das Pferdefleisch vorziehen, so lieben die Widaher Hundefleisch vor allem andern. Man sieht daher auf allen Märkten an der Guineaküste eine große Anzahl fetter Hunde, zwei und zwei zusammen gebunden, welche diejenigen, die damit handeln, für die Tafel der Großen mästen.**) Es sind aber nicht allein die wilden und ganz rohen Völker, die auf solche Art an Speisen Geschmack finden, vor welchen wir einen Ekel empfinden, sondern auch die kultivirtern Nationen, selbst die Chinesen essen dergleichen Dinge. Sie essen Katzen, Hunde, Ratzen, Pferde und Esel.***) Aus obigem erhellet, daß es Gewohnheit und Erziehung ist, die bei jedem Volke entscheidet, was eßbar und was ekelhaft ist. Die Natur hat keinen Theil daran. Sie gewöhnt sich an

*) Heinrich Bruce's Nachrichten von seinen Reisen. Buch 9. S. 393 ff.

**) Allgemeine Historie der Reisen zu Wasser und Lande. Th. 4. S. 314.

***) Beschreibung des Königreichs Siam von De la Loubere. Abth. 2. Cap. 4.

alles und findet an allem Geschmack, wenn man nur von Jugend auf daran gewöhnt worden ist.

Kap. 3.

Die erste Nahrung der wilden Menschen war roh.

Lange muß es gewährt haben, ehe man das Feuer fand, und begreiflich ist es, daß die Menschen bis auf die Zeit alles roh verzehrt haben müssen, wie die Thiere. Diese rohe Speise kann an sich dem Menschen eben so wenig schädlich seyn, als dem Thiere. Die Erfahrung lehrt, daß die Wilden, die noch alles, sowohl Fleisch als Erdfrüchte, roh essen, dabei stark und gesund sind. Manche essen daher auch noch immer, wiewohl das Feuer bekannt ist, viele Speisen roh. Die Patagonier essen das Eingeweide der Thiere ganz roh und reinigen es auch nicht, sondern begnügen sich bloß, die innere Seite herauszukehren und es ein wenig auszuschütteln. Alle Einwohner der Küste der magellanischen Straße leben in demselben thierischen Zustande. Das Seekalbfleisch essen sie roh. Gibt man ihnen einen Fisch, so verzehren sie denselben, wie er aus dem Wasser kommt, ohne weder die Gräten, Floßfedern, Schuppen, noch das Eingeweide wegzuwerfen.*) Die Bewohner der Fuchsinseln essen auch meistens alles roh, so daß ihnen das Blut zum Munde heraus läuft. Des Winters halten sie Fleisch und Fische auf hölzernen Spießen in die Thranlampen, nicht um es zu braten, sondern nur zu erwärmen.**) Die Ostiaken leben von Jagd und Fischerei. Sie essen Bären, Füchse

---

*) Wallis Reise um die Welt; in Hawkesworths Geschichte der neuesten Reisen um die Welt. B. 1. S. 207 u. 246.

**) Beschreibung aller Nationen des russischen Reichs von Georgi. Dritte Ausgabe. S. 368.

und dergleichen Thiere, selbst Aeser ohne Ekel. Ihre Fische werden wohl zuweilen gekocht und gebraten; doch essen sie sie auch ganz roh, wie sie selbige aus dem Wasser nehmen, und tauchen das Fleisch davon in das Blut der Fische.*)

Das nämliche findet man auch bei den Samojeden. Vom Brod wissen sie gar nichts und von wilden Wurzeln und Früchten nur wenig, daher Fleisch und Fische die tägliche Nahrung ausmachen. Sie essen auch alles, was sie erhalten können. Außer Hunden, Katzen, Hermelinen, Eichhörnern und Schlangen essen sie alle Thiere, Vögel und Fische, ohne zu unterscheiden, ob sie geschlachtet oder auf der Jagd getödtet, oder durch Krankheiten und Unglücksfälle umgekommen sind. Die an ihren Strand getriebenen Aeser der Wallfische sind Wohlthaten, wofür sie den Göttern danken, weil dadurch viele Menschen auf mehrere Tage wohl und leckerhaft gespeiset werden. Nicht nur auf der Jagd, sondern auch zu Hause essen sie Rennthierfleisch, auch das Fleisch anderer Thiere, so wie Fische roh. Fische, die an der Luft getrocknet sind, werden nie gekocht. Besonders ist das noch warme Blut der Thiere und das rohe, noch warme Gehirn ihr Leckerbissen; und wenn sie ein Rennthier erlegt haben, so zermalmen sie die Knochen und essen das Mark roh.**)

Die Eskimos finden auch Geschmack an rohen Speisen. Sie können eine Zeit lang ohne Essen aushalten; allein wenn sie auch wieder Ueberfluß haben, so verzehren sie eine ungeheure Menge. Wenn sie vom Hunger gedrückt werden und nichts zu seiner Befriedigung finden, so verursachen sie sich Nasenbluten und saugen das Blut statt Nahrung auf. Die Tartaren öffnen doch nur ihren Pferden eine Ader und trinken das Blut, wenn sie auf keine

*) Pallas's Reise durch verschiedene Provinzen des russischen Reichs. Th. 1. S. 49.

**) Georgi a. St. S. 280. Pallas a. St. Th. 3. S. 70.

andere Art ihren Durst stillen können. — Welche hohe Stufe des menschlichen Elendes! — Wenn die Eskimos Fische fangen, so verzehren sie sie lebendig, wie sie aus dem Wasser kommen. Sie kennen doch den Gebrauch des Feuers, nehmen sich aber entweder aus Gefräßigkeit keine Zeit sie zu braten, oder auch sie essen sie lebendig, weil sie ihnen so am besten schmecken. — Außer diesen Nahrungsmitteln haben sie noch andere, einem europäischen Gaumen eben so widerliche Speisen, z. B. die rohe Leber eines Hirsches, welche man in kleine Stücke schneidet, die etwa einen Zoll im Quadrat haben, und das, was man eben in dem Magen des Thieres findet, darunter mischet. Je weiter die Verdauung schon gekommen ist, desto wohlschmeckender findet man die Speise. Das Vergnügen, womit die Eskimos solche seltsame Gerichte genießen, ist unbeschreiblich. Hearnes hat sie sogar ganze Hände voll Maden, welche Fliegen in das Fleisch gelegt hatten, essen sehen.*)

Sonderbar ist es, daß die Grönländer, diese Brüder der Eskimos, nicht so große Liebhaber von rohen Speisen sind. Ihre liebste Speise ist Rennthierfleisch; da dieses aber ihnen oft mangelt, so essen sie auch gern Seethiere, Seehunde, Fische und Seevögel. Sie essen aber nicht das Fleisch und noch weniger die Fische roh, wie einige gemeint haben. Doch scheint es nicht, daß sie einen Widerwillen dagegen haben; denn sobald sie ein Thier gefangen haben, so essen sie ein kleines Stück rohes Fleisch davon. Sie trinken auch wohl von dem noch warmen Blute, und wenn die Frau einen Seehund abzieht, gibt sie einer jeden Weibsperson, die zusieht, ein Paar

*) Roger Curtis Nachricht von der Küste Labrador; in Beiträgen zur Völker- und Länderkunde von Forster und Sprengel. Th. 1. S. 109. — Hearnes Reise von dem Prinz von Wallis Fort an der Hudsons-Bay bis zu dem Eismeere, von Forster. S. 162.

Bissen Speck zu essen, wahrscheinlich, damit ihnen der Mund nicht wässern solle, wenn sie solche Leckereien sehen, ohne etwas davon zu genießen. Allein obgleich die Grönländer keinen Ekel vor rohen Speisen haben, vielleicht sie sogar schmackhaft finden, so essen sie doch gemeiniglich keine rohen Speisen, sondern kochen sie erst über ihren Lampen.

Der Seehund ist ihnen ein sehr wichtiges Seethier. Sein Fleisch essen sie. Aus dem Blute kochen sie eine Suppe, daher sie, wenn das Thier verwundet ist, das Loch gleich mit einem Pflock verstopfen, damit das Blut darin bleibe. Das Eingeweide wird nicht weggeworfen. Die Gedärme der Seehunde brauchen sie zu Fenstern, Zeltvorhängen und Hemden. Die Gedärme von kleinern Thieren werden gegessen, nachdem sie bloß zwischen den Fingern ausgedrückt worden. Hieraus sieht man, wie unreinlich sie in Zubereitung der Speisen sind, und reinlicher sind sie nicht in Ansehung ihrer Gefäße. Selten wird ein Kessel gewaschen. Oft wird er nur von den Hunden rein geleckt. — Den Eskimos und mehrern rohen Völkerschaften sind sie darin ähnlich, daß sie nicht sehr für den folgenden Tag sorgen. Wenn sie vollauf haben, so ist des Essens und des Schmausens kein Ende, so lange sie etwas haben, worauf dann gern ein Tanz folgt. Wenn aber die Seehunde gegen den Frühling vom März bis zum May wegziehen, oder sonst große Kälte und schlechtes Wetter einfällt, so können sie auch wohl etliche Tage hungern, und sind oft genöthigt, mit Muscheln und Seegras, ja mit alten Zeltfellen und Schuhsohlen ihr Leben zu retten, wofern sie nur noch Thran genug zum Kochen haben. *)

Die Nahrung der Einwohner von Unalaschka besteht in Fischen, Seethieren, Vögeln, Wurzeln, Beeren und

---

*) David Cranz Historie von Grönland. Buch III. Abschnitt 1, §. 5.

sogar Tang oder Seekraut. Vermuthlich haben sie das Kochen und Backen von den Russen gelernt. Einige von ihnen besitzen kleine messingene Kessel; wer dergleichen nicht hat, bedient sich eines flachen Steins, auf welchen ein hoher Rand von Thon aufgesetzt wird. Doch essen sie gern alles, selbst große Fische, roh und zerreißen das Fleisch mit den Zähnen. Im Sommer trocknen sie eine große Menge Fische und bewahren sie in kleinen Hütten für den Winter auf; vermuthlich legen sie für diese Jahrszeit auch Beeren und Wurzeln ein. Obgleich sie aber im Kochen nicht ganz unwissend sind, so essen sie doch fast alles roh. *)

Bevor ich diese ganz rohen Völker verlasse, die nur wenig vor den Thieren voraus haben, weil die kalten und rauhen Himmelsstriche, unter welchen sie leben, die Entwickelung ihrer natürlichen Anlagen hindern, kann ich nicht umhin, die Indianer an der Hudsons=Bay zu erwähnen, da diese nach ihrer Art sich durch ganz besondere Gerichte und Leckereien auszeichnen, die alle eben nicht haben. Sie leben zwar in einem so unwirthbaren Klima, daß sie, aus Mangel an Feuerung, ihre Speisen oft ganz roh verzehren müssen; doch frühe Gewöhnung macht, daß sie das, was eigentlich Wirkung der Noth ist, oft aus freier Wahl thun, wie z. B. wenn sie die Fische oft ganz roh essen. Eins von den sonderbarsten Gerichten bei allen indianischen Stämmen, den nördlichen sowohl als den südlichen, ist Blut mit dem halbverdaueten Inhalte eines Hirschmagens vermischt, und in einer hinlänglichen Quantität Wasser gekocht, so daß es ungefähr so dick wie Erbsensuppe wird. Zuweilen mischen sie auch etwas Fett und zartes Fleisch, klein geschnitten, unter die Masse. Alles wird, um es desto schmackhafter zu machen, wenn es in den Magen selbst gefüllt ist, einige Tage, ziemlich

*) Cook's dritte Entdeckungsreise, von Georg Forster. B. 3. S. 252.

nahe bei dem Feuer, in den Rauch gehängt. Hearnes behauptet, daß dieses Gericht keinen unangenehmen Geschmack habe, aber dennoch möchte wohl ein Europäer sich dasselbe verbitten, besonders wenn er die Zubereitung gesehen hätte; denn das meiste Fett wird vorher von den Männern und Knaben gekauet, damit es nicht in Klumpen bleiben solle. — Leute, die keine so feine Zunge haben, möchten leicht auf den Gedanken gerathen, daß jeder seine Speisen selbst kauen könne; wahrscheinlich ist dieses aber eine Galanterie gegen seine Gäste, daß man sie der Mühe des Kauens überheben will. — Da sie zu diesem Gerichte Feuer brauchen, so könnten sie wohl auch ihre Fische am Feuer kochen. Daß sie sie roh essen, kommt wohl also zum Theil daher, daß sie ihnen auf die Art am besten schmecken.

Noch eine Schüssel giebt es, wozu sie auch kein Feuer brauchen. Im Winter, wenn das Rothwild sich von einem feinen, weißen Moose nährt, machen sie sich aus dem Inhalte des Magens sehr viel, und Hearnes hat oft gesehen, daß diese Indianer rings um einen so eben erlegten Hirsch herum saßen und den noch ganz warmen Magen ausleerten. — Die gesitteten Völker essen ja aber auch mit dem größten Wohlgefallen alle Unreinlichkeiten, die in den Magen der Schnepfen und Krammetsvögel sich befinden. Diese sind zwar gebraten; aber Koth bleibt ja doch immer Koth, er sey gebraten oder roh. — Noch ungeborne Junge von Büffeln, Hirschen, Bibern und andern Thieren werden für außerordentliche Leckerbissen gehalten. Eben das gilt von noch nicht ausgekommenen Gänsen, Enten u. s. w. Auch die Gebärmutter der Büffel, Elennthiere, Hirsche u. s. w. essen sie sehr gern und verzehren sie begierig, ohne sie vorher zu waschen, oder sonst etwas damit vorzunehmen, als daß sie die darin befindlichen Unreinlichkeiten ausschütten. Doch wird dies ein wenig gekocht; allein die Nieren von Büffeln und Elennthieren werden gewöhnlich roh gegessen. Kaum hat

ein Jäger eins von diesen Thieren geschossen, so schneidet er den Bauch auf, reißt die Nieren heraus und verzehrt sie noch ganz warm auf der Stelle.

Noch einen Leckerbissen gibt es; diesen haben sie aber mit vielen andern Wilden gemein. Er wird ebenfalls ganz roh verzehrt, soll aber wohl auch nur ein Nachtisch seyn. So viel ich weiß, bieten sie ihn andern nicht, sondern behalten ihn für sich selbst. Da die Kleidung dieser Indianer vorzüglich aus behaarten Hirschfellen besteht, so sind sie sehr voll Ungeziefer. Dieses wird aber ganz und gar nicht für schimpflich gehalten, sondern die angesehensten Männer fangen und essen es zum Zeitvertreibe. Hearne's Wegweiser, der ein angesehener Mann war, liebte dieses Ungeziefer so sehr, daß er öfters fünf bis sechs von seinen Weibern anstellte, ihre Pelzhemden durchzusuchen; den immer sehr beträchtlichen Fang nahm er dann mit beiden Händen hin, und verzehrte ihn mit dem größten Wohlgefallen.*)

Man sollte billig glauben, daß die Unreinlichkeit dieser Indianer in Ansehung der Speisen den höchsten Grad erreicht hätte, der sich nur denken ließe; allein sie werden in dieser Hinsicht von den Tungusen und einigen andern tartarischen Völkerschaften noch weit übertroffen. Diese haben den abscheulichen Gebrauch, den Mutterkuchen entbundener Weiber zu braten oder zu kochen. Dieß ist ein Leckerbissen des Mannes, worauf nur seine besten Freunde gebeten werden.**)

So tief sind die Bewohner der rauhen und kalten Himmelsstriche zur Unreinlichkeit und Brutalität hinabgesunken. Man findet auch, daß die Bewohner der heißen Zonen, nachdem sie den Gebrauch des Feuers gelernt hat-

*) Hearne's Reise von dem Prinz von Wallis-Fort an der Hudsons-Bay bis zu dem Eismeere, von Forster. S. 264 ff.

**) Beschreibung aller Nationen des russischen Reichs, von Georgi. Dritte Ausgabe. S. 321.

ten, noch große Liebhaber von den rohen Speisen sind; so unreinlich sind sie aber doch nicht, weder in der Wahl ihrer Nahrungsmittel, noch in der Zurichtung derselben. — Die Einwohner von Sennaar essen Rindfleisch sowohl gebraten als roh. Allein das gewöhnliche Fleisch, welches zu Markte gebracht wird, ist Kameelfleisch. Die Leber und die eingesalzenen Ribben werden zu allen Zeiten im ganzen Lande roh gegessen, und so ißt man das Kameelfleisch in allen westlichen Negerländern. *) Diese Speise würde immer einem europäischen Gaumen sehr ekelhaft seyn, weil wir eben so wenig an dieses Fleisch, wie an die Art, es zu genießen, gewöhnt sind; man findet aber doch nicht bei diesem Volke solche Unreinlichkeit, wie bei den Bewohnern der kalten und rauhen Gegenden.

Das nämliche läßt sich von den Abyssiniern behaupten. Diese haben eine Art von Cultur der Sitten. Sie sitzen an Tischen, welche rund und so groß sind, daß funfzehn Personen bequem darum sitzen können. Sie brauchen weder Tischtuch noch Servietten, waschen sich aber immer die Hände, ehe sie sich zu Tische setzen. Leute von Stande rühren niemals das an, was sie essen, sondern haben Aufwärter, die ihnen das Fleisch zerschneiden und zum Munde bringen. Große Stücke nehmen und laut schmatzen, wenn man kauet, ist ein Zeichen der Lebensart und der Würde. — So sehr weichen die Menschen in ihren Begriffen vom Wohlstande von einander ab. Was die Europäer für höchst unanständig halten, ist bei den Abyssiniern ganz das Gegentheil davon. — In Ansehung der Speise ist ein Stück rohes, noch warmes Rindfleisch ihr leckerstes Gericht. Sie schlachten daher, wenn sie eine Mahlzeit geben, einen Ochsen, und setzen gleich ein Viertel davon nebst einer Menge Pfeffer und Salz auf den Tisch, und brauchen seine Galle statt Oel und Wein-

*) Reisen zur Entdeckung der Quellen des Nils von Bruce. Thl. 4. B. 8. Cap. 9.

essig. *) Sie essen aber, dem Berichte Bruce's zufolge, nicht allein das Fleisch roh, wenn der Ochs geschlachtet ist; sondern haben auch den barbarischen Gebrauch, der meines Wissens bei keinem andern Volke Statt findet, daß sie dem noch lebendigen Thiere das Fleisch herausschneiden und essen. In großen Gesellschaften wird eine Kuh oder ein Ochs außerhalb des Speisezimmers gesetzt und die Füße fest gebunden. Darauf schinden sie einen Theil nach dem andern, und schneiden dem lebendigen Ochsen ein Stück nach dem andern heraus, welches auf den Tisch getragen und, wie es ist, mit Pfeffer und Salz gespeißt wird. Dieses unglückliche Thier ist beinahe aufgezehrt, ehe es sich verblutet und stirbt. Das schreckliche Geblöck des Thieres ist ein Wink für die Gäste, sich zu Tische zu setzen.

Der nämliche Bruce berichtet auch, daß ihm drei Wanderer begegneten, die eine Kuh vor sich hertrieben. Sie hielten bei einem Bache, warfen das Thier nieder, und einer von ihnen schnitt ein großes Stück Fleisch von dessen Hinterbacke, worauf sie die Kuh wieder forttrieben. **) Solche Barbaren gegen die Thiere können kaum zärtlich und empfindsam gegen ihre Mitmenschen seyn. So barbarisch sie aber auch die Thiere behandeln, um ihren sich angewöhnten Geschmack zu befriedigen, so führen sie doch keine so schweinische Lebensart, wie jene obgenannte Indianer.

Das nämliche gilt von den Tunkinesen. Hühnereier, Milch, Butter und Käse sind ihnen widerlich; dagegen essen sie, außer Kräutern, Früchten und Wurzeln, die sie in großer Menge haben, fast alles, was in den Lüften, im Wasser und auf der Erde lebt, sogar oft giftige Thiere nicht ausgeschlossen. Schweinfleisch ist zwar die gewöhnlichste Speise; allein unter die Gerichte, die

---

*) Voyage historique d'Abissinie, par Lobo S. 72.
**) Bruce a. St. Th. 3. B. 5. Cap. 11.

am meisten gesucht werden, gehören Hunde, Katzen, Ratzen, Elephanten- und Pferdefleisch, Seidenwürmer, die Eier gewisser Ameisen, große weiße Würmer, die in alten Bäumen stecken, eine Art kleiner Honigfliegen und Kälber, die todt zur Welt kommen. Auch macht man in Tunkin sich eben so viel, als in China, aus gewissen Vogelnestern, welche kleine Vögel, Chim genannt, bauen. Diese werden nicht allein unter die ausgesuchtesten Leckereien gerechnet, sondern man hält sie auch noch für ein Magenstärkendes Mittel. Man löset sie auf, macht Kraftbrühen davon, vermischt sie mit andern Lieblingsgerichten und behauptet, daß sie alle Arten von Geschmack haben. Obgleich die Tunkinesen aber alle diese Leckereien haben, so ist doch ihre liebste Speise rohes Fleisch von Fischen und Ochsen und das Blut der Thiere, wie es aus den Adern kommt. Sie wissen dieses Gericht so gut und mit so trefflichen Brühen zuzurichten, daß selbst die Europäer sich daran gewöhnt haben. Man hält es für gesund und erfrischend.*)

Daß die Tunkinesen gewisse Würmer, Honigfliegen, Vogelnester essen, das können wir, die wir Schnecken, Frösche, Honig essen und sogar Vogelnester unter unsre Leckereien eingeführt haben, nicht Schweinereien nennen. Daß sie Ratzen, Hunde, Katzen, Elephanten- und Pferd-Fleisch essen, zeigt nur, daß sie in Ansehung der Thiere die Vorurtheile nicht hegen, von denen wir eingenommen sind. Daß sie Rindfleisch und Fische am liebsten roh essen und das Blut der Thiere am liebsten so warm trinken, wie es aus den Adern fließt, da wir hingegen ihr Blut mit Wohlgefallen essen, wenn es nur gekocht ist, das ist bei jenen eine Erziehungsgewohnheit, die sich von den Zeiten herschreibt, da ihre Voraltern den Gebrauch des Feuers noch nicht kannten. Es finden aber doch bei

---

*) Sittliche und natürliche Geschichte von Reichhard. S. 74 f.

den Tunkinesen die Schweinereien bei den Speisen nicht Statt, die man nicht ohne Ekel bei den röhern Völkern unter den kalten Himmelsstrichen antrifft.

Aus diesen Beispielen, die aus den heißen Himmelsstrichen hergenommen sind, müssen wir den Schluß ziehen, daß die Bewohner derselben weniger thierisch sind, als die Bewohner der kalten und rauhen Zonen; denn jemehr der Mensch anfängt, sich über das Thier zu erheben, desto reinlicher wird er in der Zubereitung seiner Nahrungsmittel. Daß viele Völker, sowohl unter den warmen als kalten Himmelsstrichen, der Erfindung des Feuers ungeachtet, noch fortfahren, Fleisch und Fische roh zu essen, das beweiset, wie schwer es den Menschen angekommen ist, sich der Lebensart zu entwöhnen, welche ihre Voraltern führten, so lange sie das Feuer noch nicht kannten. Vielleicht haben sie auch gefunden, daß die rohe Speise ihrer Gesundheit zuträglicher sey, da sie daran gewöhnt waren. Allmählig fingen aber doch einige an, als sie das Feuer kennen gelernt hatten, sich desselben zur Zubereitung ihrer Speisen zu bedienen, welches ich im folgenden Kapitel zeigen werde.

Kap. 4.

Zubereitung der Nahrungsmittel durch den Gebrauch des Feuers.

Bekanntlich rühren die meisten und wichtigsten Erfindungen vom Zufall her. Die Kenntniß vom Feuer und dessen Wirkungen muß ohne Zweifel auch aus der nämlichen Quelle ihren Ursprung haben. Ich stelle mir es vor, daß die Menschen auf dreierlei Art auf die Idee von dem Element des Feuers können gerathen seyn. Es gibt an verschiedenen Orten feuerspeiende Berge; zuweilen fuhr ein

Blitzstrahl in ihre Hütten und zündete sie an; zuweilen ward einer von ihren Wäldern durch Reibung der Aeste angezündet. — Auf diese dreifache Art konnten die Wilden das Feuer leicht kennen lernen, als ein Element, das in der Natur existirte; sie müssen es aber zugleich kennen gelernt haben, als ein schädliches, alles zerstörendes Element, worüber sie sich natürlicherweise entsetzen mußten, und welchem sie sich lange ohne Angst nicht haben nähern dürfen.

Allmählig, wie diese Phänomene häufiger wurden, ward man ihrer mehr und mehr gewohnt. Die Furchtsamkeit nahm mit der Gewohnheit ab. Sie näherten sich den abgebrannten Wäldern. Sie sahen, wie die Bäume durch die Kraft des Feuers in glühende Kohlen und Asche verwandelt waren. Sie wagten, sie anzurühren, empfanden die daraus entstehende Wärme, und diese war unter den kältern Himmelsstrichen angenehm. Sie fanden in den abgebrannten Wäldern Thiere, die, von Flammen umgeben, gebraten da lagen, brachten sie nach ihren Hütten und verzehrten sie, und erfuhren solchergestalt, daß das Feuer, so zerstörend es auch ist, doch auch seine guten Wirkungen habe. Es wärmte, es konnte auch dazu dienen, die Thiere zu braten, die sie zur Nahrung brauchten. Und da einige Völker fühlten, daß sie der Wärme des Feuers bedurften und andere an dem Fleisch der gebratenen Thiere Geschmack fanden, so waren sie auf Mittel bedacht, sich zur Erreichung dieser oder jener Absicht Feuer zu verschaffen.

Die Frage ist, wie sie allmählig ein Mittel ersonnen haben, sich dieses Element zu verschaffen, das eben so wohlthätig ist, wenn es in seinen Schranken gehalten wird, als furchtbar und zerstörend, wenn es die Oberhand erhält. Das Feuer, das ihre Berge auswarfen, der Blitz, der in ihre Hütten einschlug, konnten ihnen kein Mittel anweisen, sich dieses Element zu verschaffen, wenn sie es haben wollten; allein eine oft wiederholte Er=

fahrung lehrte sie, daß die Baumäste, wenn sie, durch lange Dürre trocken, durch die Bewegung des Windes an einander gerieben wurden, zündeten und verbrannten. Sie mußten leicht auf den Gedanken gerathen können, daß, was im Großen geschehe, auch im Kleinen möglich sey. Sie versuchten nun, zwei Stücke trocknen Holzes an einander zu reiben. Der Versuch gelang. Sie bekamen Feuer. Es ist leicht begreiflich, daß die Menschen in ihrem ganz rohen, thierischen Zustande weder diese Aufmerksamkeit auf den Ursprung des Feuers in ihren Wäldern anwenden, noch daraus den oberwähnten Schluß ziehen konnten, um sich dies Element zu verschaffen, wenn sie desselben bedurften. Daher findet man auch in der alten Geschichte, daß es Völker gegeben hat, die den Gebrauch des Feuers nicht gekannt haben. Allein, wie der Menschenverstand allmählig entwickelt wurde, ist die Aufmerksamkeit auf dieses Naturphänomen geweckt, und bei einer noch größern Entwickelung ist obiger Schluß gemacht und Versuche angestellt worden. Lesern, die es wissen, wie langsam die intellectuellen Anlagen des Menschen sich entwickeln, wenn sie sich selbst forthelfen sollen, werde ich wohl nicht nöthig haben zu sagen, daß viele Jahre, vielleicht Jahrhunderte vergehen mußten, ehe die Menschen lernten, Feuer hervorzubringen. Allein daß die Menschen, als sie sahen, daß die Wälder durch Reibung dürrer Aeste in Brand geriethen, auf den Gedanken gefallen sind, sich auf diese Art Feuer zu verschaffen, kann ich nicht bezweifeln, wenn ich sehe, daß die rohen Völker auf die Art in allen Welttheilen Feuer hervorbringen, bis einige, auch durch einen glücklichen Zufall, gelernt haben, durch das Aneinanderschlagen des Stahls und Flintensteins Feuer hervorzubringen. Diese Art, Feuer hervorzubringen, muß ohne Zweifel eine weit spätere Erfindung seyn.

Meine Meinung von dem ersten Ursprung des Feuers wird von der Geschichte unterstützt. Wenn die Einwohner von Neusüdwallis Feuer hervorbringen wollen, neh-

men sie zwei Stücke dürres, weiches Holz. Das eine ist ein Stecken, ungefähr acht bis neun Zoll lang; das andere Stück ist flach. Dem Stecken geben sie an einem Ende eine stumpfe Spitze, stellen ihn alsdann mit dieser Spitze auf das andere Stück, und quirlen ihn so, wie wir einen Chokoladen-Quirl, zwischen beiden Händen geschwind herum. Durch diese Bewegung fängt das Holz in weniger als zwei Minuten an zu glimmen. Den Funken, der daraus entsteht, wickeln sie in eine Handvoll dürres Gras und fangen an zu laufen. Es währt nicht lange, so ist es durch den Luftzug, welchen die Bewegung ihres Körpers hervorbringt, angezündet. Alsdann legen sie das Gras da nieder, wo sie Feuer haben wollen, und legen Streu und dürres Holz dazu, welches gleich angezündet wird. *)

Die Mexikaner machten auf dieselbe Art Feuer an; **) und die Nubier brauchen sie noch, da sie weder Stahl noch Feuerstein haben. ***) Ja diese alte Art und Weise, Feuer anzumachen, wird noch bei verschiedenen Völkern gebraucht, obgleich ihnen die jetzt dazu gebräuchlichen Mittel nicht unbekannt sind. Die Einwohner von Sumatra wissen mit Stahl und Flintenstein Feuer hervorzubringen, und stellen doch, wenn sie Feuer anmachen wollen, entweder wie die obgenannten, zwei Stück Holz aufeinander und drehen das eine Stück auf dem andern zwischen den Händen schnell herum, oder sie reiben ein Stück Bambus mit einer scharfen Ecke so lange quer über ein anderes Stück, bis sie Feuer erhalten. ****) So

*) Cook's Reise um die Welt; in Hawkesworths Geschichte der neuesten Reisen um die Welt. B. 4. S. 567.

**) Clavigero's Geschichte von Mexiko. Buch 7. Abschnitt 68. —

***) Reisen zur Entdeckung der Quellen des Nils, von Bruce. Th. 4. B. 8. Cap. 7.

****) Natürliche und bürgerliche Beschreibung der Insel Sumatra, von Marsden. S. 80.

auch die Einwohner von Unalaschka. Feuer können sie dadurch hervorbringen, daß sie zwei Steine aneinander schlagen, wovon einer vorher stark mit Salpeter angeschmiert worden ist, behalten aber doch nichts desto weniger den ältesten Gebrauch bei, sich durch Reibung zweier Stücke Holz Feuer zu verschaffen, wovon eins ein achtzehn Zoll langes Stöckchen, das andere aber platt ist. Auf dieses letztere drücken sie die Spitze des Stöckchens und quirlen es schnell umher, wodurch denn in wenig Minuten Feuer entsteht. Diese Art, Feuer anzuzünden, wird auch von den Kamtschadalen, den Grönländern, den Brasilianern, den Otaheitiern, den Neuholländern und wahrscheinlich von vielen andern Nationen gebraucht. *)

Ich habe gezeigt, wie die wilden und rohen Völker gelernt haben, sich Feuer zu verschaffen. Jetzt will ich zeigen, wie sie das Feuer zu der Zubereitung ihrer Speisen zu gebrauchen wissen. Denn obgleich einige am liebsten alles roh essen, da sie doch den Gebrauch des Feuers kennen, so gibt es doch andere, die sich allmählig gewöhnt haben, es zu braten oder zu kochen.

Die Speisen zu kochen, muß eine spätere Erfindung seyn. Die rohen Menschen mußten erst feuerfeste Gefäße, oder statt ihrer andere Mittel erfunden haben, ehe sie daran denken konnten, die Speisen zu kochen. Lange muß es aber gewährt haben, ehe ihre Kunst diese Vollkommenheit erreichte. Die Einwohner von Port-Jackson hatten daher keinen Begriff von kochendem Wasser. Ein englischer Matrose kochte einmal Fische, und da einer von den Eingebornen sie nehmen wollte, steckte er die Hand in das kochende Wasser, und verbrannte sich zu seinem großen Erstaunen. Selbst die mehr kultivirten Otaheitier kannten vor den Besuchen der Engländer das kochende Wasser und seine Eigenschaften nicht. **)

*) Cook's dritte Entdeckungsreise von Georg Forster. B. 3. S. 255.

**) Hunter's Reise nach Neusüdwallis. Cap. 5.

Die Speisen zu rösten oder zu backen muß also, aus Mangel an feuerfesten Gefäßen, die älteste Zubereitungsart derselben gewesen seyn, und diese findet man überall im Südmeere. Daß sie in ihren abgebrannten Wäldern die Thiere am Feuer gebraten gesehen, und beim Essen derselben sie gut von Geschmack gefunden haben, muß wahrscheinlich, wie ich oben bemerkt habe, sie zuerst auf den Gedanken gebracht haben, das Fleisch zu rösten. — Diesen Gebrauch findet man bei den Otaheitiern. Ihre Kost besteht aus Brodfrucht, Bananas, Yamswurzeln und andern Früchten, ferner aus Muscheln, die sie roh essen, aus Krebsen und Fischen, welche sie mit Angeln und Netzen fangen, und aus Schwein- und Hundefleisch. Das Fleisch rösten sie auf folgende Art: wenn sie auf die oberwähnte Art Feuer angemacht haben, graben sie ein Loch, das ungefähr einen halben Fuß tief ist und sechs bis neun Fuß im Umkreise hat, in die Erde. Den Boden desselben pflastern sie mit großen Kieselsteinen, die sie neben einander legen, und zünden hierauf mit trocknem Holz und mit Blättern ein Feuer in demselben an. Sobald die Steine heiß genug sind, nehmen sie die Kohlen heraus und kehren die Asche rund an die Seiten der Höhlung umher. Hierauf bedecken sie die Steine mit einer Lage grüner Kokosblätter und wickeln das Thier, welches gebraten werden soll, in Plantanenblätter ein. Das Thier wird unzerstückt oder zerhauen niedergelegt, nachdem es groß oder klein ist. Wenn es in die Grube gelegt ist, decken sie es mit der heißen Asche zu und legen Brodfrucht und Yamswurzeln, die gleichfalls in Plantanenblätter eingewickelt werden, oben darauf. Ueber diese schütten sie den Rest der heißen Asche nebst einigen von den durchgeheizten Steinen, legen einen guten Haufen Kokosblätter darauf und bedecken alles dieses mit Erde, damit die Hitze recht beisammen bleibe. Durch dieses Verfahren, das von der Reinlichkeit dieses Volkes und folglich von einer Art Cultur zeuget, wird das Fleisch mürbe, saftig,

und in jeder Hinsicht schmackhafter, als wenn es auf irgend eine andere Art zubereitet wird.*)

Diese Art, das Fleisch zu braten, oder, wenn man es lieber nennen will, zu backen, ist, nur mit wenigen Veränderungen, auf allen Inseln im Südmeere gebräuchlich. Die Einwohner von Neusüdwallis essen zwar verschiedene Früchte, die da im Lande wachsen, nähren sich aber doch hauptsächlich von Fischen, Vögeln und dem Fleische vom Känguruh, wenn sie Mittel finden können, eins zu erlegen. Cook konnte nicht erfahren, daß sie irgend eine Art Fleisch roh aßen. Sie rösteten es entweder auf Kohlen, oder bucken es vermittelst heiß gemachter Steine in einem Ofen.**) Die Sandwichsinsulaner braten ihre Thiere fast auf die nämliche Art, wie die Otaheitier, ausgenommen daß sie, wenn sie ein Schwein braten, außer den heißen Steinen, worauf sie es legen, noch überdies den Leib mit heißen Steinen ausfüllen. Die Uebung hat sie in dieser Kunst, zu braten, so erfahren gemacht, daß sie die Zeit genau wissen, wenn das Essen gar genug ist.***) Auch bei den Neuseeländern, auf der Osterinsel und an mehrern Orten ist die Kunst, zu braten, eben so beschaffen. — Denselben Gebrauch findet man bei den Nubiern, die nicht, wie die Abyssinier, rohes Fleisch essen. Sie machen auch solche Backöfen in die Erde, in welchen sie ihre Schweine auf eine ganz reinliche Art braten, und ziehen diesen die Haut nicht ab, ehe sie ganz mürbe sind, welches sie wahrscheinlich deshalb thun, damit die Asche nicht aufs Fleisch kommen soll.****)

---

*) Wallis Reise um die Welt; in Hawkesworths Geschichte der neuesten Reisen um die Welt. B. 1. S. 359 ff.

**) Cook's Reise um die Welt, in Hawkesworth a. St. B. 4. S. 566.

***) Geschichte der Reisen, die seit Cook unternommen worden sind, von Georg Forster. Th. 2. S. 194.

****) Reisen zur Entdeckung der Quellen des Nils von Bruce. Thl. 4. B. 8. Cap. 7.

Wenn ich die Nubier ausnehme, so ist diese Art zu braten nur den Bewohnern der Südsee eigen. Die Einwohner von Prinz Wilhelms Sund, auf der nordwestlichen Küste von Amerika, haben in dieser Kunst eine ganz besondere Erfindung. Es ist nichts Ungewöhnliches, daß sie frische Fische am Feuer braten; das Fleisch hingegen braten sie dadurch, daß sie es in Körbe oder hölzerne Schüsseln legen, und glühende Steine oben darauf, bis es mürbe ist.*) — Die Californier leben zwar zum Theil von der Jagd. Es scheint auch, daß sie ohne Unterschied alles essen, was sie erhalten können, aber nichts desto weniger besteht ihre Nahrung doch hauptsächlich in Fischen, und diese essen sie entweder roh, oder braten sie zuweilen in heißem Sande.**) — Hieraus sieht man, wie weit die Californier an Erfindungsgeist den Südseeinsulanern nachstehen.

Viel weiter haben die Hottentotten es auch nicht gebracht. Ihre ordentliche Nahrung besteht in Früchten, Kräutern, Wurzeln und Milch. Ihr Vieh greifen sie nicht an, außer bei ihren Opferungen oder andern Festen, oder wenn sie gar nichts anders zu essen haben, oder auch, wenn ein Vieh vor Alter oder an Krankheit stirbt. Wenn aber eine solche Gelegenheit sich eine Zeit lang nicht dargeboten hat, und sie anfangen, ihrer gewöhnlichen Nahrungsmittel überdrüssig zu werden, so gehen sie auf die Jagd oder Fischerei, wenn ihre Hütten nahe am Meere sind. — Eine ihrer angenehmsten Speisen sind die Gedärme von Ochsen, Schafen und solchen wilden Thieren, deren Fleisch sie sonst essen. Das Fleisch braten sie auf folgende Art: Sie legen einen ziemlich großen Stein auf die Erde, auf welchem sie ein starkes Feuer anzünden. Wenn der Stein heiß genug ist, nehmen sie das Feuer

*) Geschichte der Reisen, die seit Cook unternommen worden sind, von Georg Forster. Th. 2. S. 375.

**) Schelvocke's Reise um die Welt. Abschn. 13. S. 559.

und die Asche weg, legen das Fleisch auf den Stein, und oben darauf einen flachen Stein, auf welchem sie wieder ein gutes Feuer machen, wie auch an allen Seiten. Sie warten dann, bis es fertig wird, welches bald geschehen ist. Anmerkenswerth ist es übrigens, daß sie alles, es sey was es wolle, ohne Salz, Pfeffer oder irgend ein anderes Gewürz essen. Kolbe meint, daß dies die Ursache ihrer guten Gesundheit sey. Ob dies eben die Ursache ist, kann ich nicht beurtheilen; so viel ist aber gewiß, daß sie die gewürzten Speisen der Europäer gern essen, und daß sie sich immer übel darnach befinden. Diejenigen von ihnen, welche im Dienste der Europäer stehen und ihre gewürzten Speisen essen müssen, sind auch schwächlich und werden mit der Zeit verschiedenen Krankheiten unterworfen. Diese leben auch nicht so lange, wie die andern, die von ihrer einfachen Kost leben.

Diese Kost ist aber zuweilen gar zu einfach. Die Europäer im Caplande haben den Gebrauch, daß sie, wenn sie auf Reisen oder auf dem Lande sind, eine Art Schuhe tragen, von Ochsen- oder Hirschhäuten gemacht, welche ungegerbt sind und die Haare auswärts gekehrt haben. Wenn solche abgenutzt sind, werfen sie sie aus. Diese sammeln die Hottentotten sorgfältig auf und bewahren sie, bis eine Hungersnoth eintritt; denn ob sie gleich Feldfrüchte und Wurzeln im Ueberfluß haben, so erlaubt ihnen doch ihre Trägheit nicht, mehr als für einen Tag auf einmal einzusammeln. Sie müssen daher, wenn Sturm oder Regen ihnen nicht erlaubt auszugehen, zu solchen alten Schuhen greifen. Sie sengen alsdann die Haare am Feuer ab, weichen die Haut in Wasser ein, legen sie darauf einige Zeit auf Kohlen und braten sie, worauf sie sie essen. *) Es gehören wahrlich gute Zähne

*) Beschreibung des Vorgebirges der guten Hoffnung, von Kolbe. Thl. 1. Cap. 16.

und ein guter Magen dazu, ein solches Gericht zu verdauen.

Ich habe die erste Zubereitungsart der Speisen der wilden und rohen Völker gezeigt, nämlich das Braten. Zuletzt fielen sie auch darauf, die Speisen zu kochen, und zwar noch ehe sie irdene oder metallene Gefäße erhielten, worin sie sie über dem Feuer kochen konnten. Der Erfindungsgeist der rohen Völker in diesem Stücke ist wirklich zum Bewundern. Verschiedene haben die Art erfunden, Körbe zu flechten, und machen sie so dicht, daß sie Wasser halten können. Die Bewohner von Prinz Wilhelms Sund brateten, wie ich oben gesagt habe, das Fleisch in solchen Körben, indem sie glühende Steine oben darauf legten. Vom Braten zum Kochen war der Uebergang nicht schwer. Sie brauchten nur Wasser darein zu gießen, und dann war die Behandlungsart die nämliche.

Die Einwohner von Port-Mulgrave braten nicht allein ihre Fische, Seehunde, Meerschweine und andere Thiere in Körben, wie die obgenannten Indianer, sondern kochen auch Fischsuppe darin, indem sie glühende Steine ins Wasser werfen. Man hat ihnen kupferne Töpfe gegeben und ihnen gezeigt, wie sie sie brauchen sollen; sie geben aber doch ihrer Art zu kochen den Vorzug. *) Die Siamer haben Eimer zum Wasserschöpfen von Bambus, die sehr nett geflochten sind. Doch kochen sie nicht darin, sondern in Kokosschalen. Man sieht das Volk Reiß darin kochen auf öffentlicher Straße, und der Reiß wird darin eher gar gekocht, als die Schale verbrannt ist; aber man kann sie nur ein einziges Mal brauchen, welches wahrscheinlich daher kommt, daß man sie aufs Feuer setzt. **) Wo sie hingegen den Gebrauch haben,

*) Geschichte der Reisen, die seit Cook unternommen worden sind, von Georg Forster. Thl. 2. S. 115.

**) Beschreibung des Königreichs Siam, von De la Loubere. Abth. 2. Cap. 5.

durch Hineinwerfen glühender Steine zu kochen, ist das Gefäß natürlicherweise dauerhafter. So haben die Einwohner an der Hudsons-Bay Kessel von Birkenrinde, worin sie auf diese Art kochen. *) Auf die nämliche Art kochen die Einwohner am Nutka-Sunde ihre Meerschweinsuppen in viereckigen Eimern. **) Die Einwohner von Canada kochen ihre Speisen auf zweierlei Art, entweder in geflochtenen, wasserdichten Körben, worein sie glühende Steine werfen, oder in Kesseln aus Birkenrinde, welche so hoch über dem Feuer hängen, daß die Flamme sie nicht berühren kann. ***)

So wußten die rohen Menschen sich vor der Erfindung metallener und irdener Gefäße zu behelfen. Da sie allmählig anfingen an gekochten Speisen Geschmack zu finden, machten Nothwendigkeit und Geschmack sie erfindsam. Insonderheit kann man den Erfindungsgeist der Bewohner der Insel Savu nicht genug bewundern. Sie haben irdene Gefäße, worin sie kochen können; weil das Brennholz aber sehr selten ist, so bedienen sie sich zur Ersparung desselben eines Mittels, welches man von diesen Insulanern nicht erwarten sollte. Sie graben nämlich eine horizontale Höhle unter der Erde. Diese ist ungefähr sechs Fuß lang und an einem Ende mit einem großen, am andern Ende aber mit einem kleinen Loche versehen. Durch das große Loch wird das Feuer hinein gesteckt, und das kleine dient statt eines Zuglochs. In die Oberfläche der Erde über dem Feuer sind runde Löcher eingeschnitten, welche bis auf dasselbe hinunter gehen, und in diese stellen sie irdene Töpfe, die in der Mitte weit

---

*) Hearne's Reise von dem Prinz von Wallis-Fort an der Hudsons-Bay bis zu dem Eismeere, von Forster. S. 264.

**) Cook's dritte Entdeckungsreise, von Georg Forster. B. 3. S. 68.

***) Alexander Mackenzie's Reise nach dem nördlichen Eismeere, von Sprengel. S. 47.

und gegen den Boden hin enger sind, so daß das Feuer auf einen großen Theil ihrer Oberfläche wirkt. Mit Verwunderung sieht man, was für ein kleines Feuer hinreicht, diese Töpfe siedend zu erhalten. Man braucht von Zeit zu Zeit nur ein Palmblatt oder einige dürre Reiser hinein zu stecken, um die nöthige Hitze zu erhalten. Auf diese Art kochen sie nicht allein alle ihre Lebensmittel, sondern selbst zum Sieden des Sirups und des Zuckers ist dieses hinreichend. *) Diese Insulaner haben also in der Kochkunst große Fortschritte gemacht. So hat das Bedürfniß, welchem man so viele nützliche Erfindungen zu verdanken hat, auch diese veranlaßt. So hat die Abnahme und der hohe Preis des Brennholzes nun auch in Europa zu vielen ähnlichen Erfindungen Anlaß gegeben.

Bevor ich dieses Capitel schließe, will ich nur noch mit wenig Worten dem Leser zeigen, welcher Mittel die rohen Völker sich bedienen, um ihren Vorrath von Fleisch und Fischen zum künftigen Gebrauche aufzubewahren. Ich habe oben gezeigt, welche Kunst die Einwohner von Biledulgerid gebrauchen, um ihren Vorrath von Korn aufzubewahren und ihn sowohl vor den Plünderungen der Feinde als vor dem Verderben zu sichern. In den Ländern, wo Fleisch und Fische die meiste Nahrung der Menschen ausmachen, und wo der Winter sie nicht mit dem zur Erhaltung des Lebens Erforderlichen versah, war es nothwendig, in den bessern Zeiten etwas für die schlechtern aufzubewahren. — Lange muß es wahrscheinlich gewährt haben, ehe die Menschen den Gebrauch des Salzes kennen lernten; sie erfanden daher zu dem Ende zweierlei Mittel, nämlich Fleisch und Fische an der Sonne zu trocknen, oder beides zu räuchern. Ihre Lebensmittel konnten sie nicht räuchern, ehe sie den Gebrauch des Feuers entdeckt hatten; sie an der Sonne oder an der

*) Cook's Reise um die Welt; in Hawkesworths Geschichte der neuesten Reisen um die Welt. B. 4. S. 650.

Luft zu trocknen, muß also früher erfunden worden seyn. Daher kommt es ohne Zweifel, daß die Einwohner am Prinz Wilhelms Sund, obgleich sie, wie ich oben gezeigt habe, jetzt das Feuer kennen und es zum Braten des Fleisches zu gebrauchen wissen, und also wahrscheinlich auch die Wirkung des Rauches kennen müssen, doch ihren Wintervorrath nicht räuchern, sondern an der Sonne trocknen. *) Höchst wahrscheinlich behandeln sie ihre Lebensmittel so, weil diese Behandlungsart die älteste ist. Es hält bekanntlich schwer, den rohen, gemeinen Mann von den Gebräuchen seiner Vorfahren abzubringen.

Die russischen Lappen, die ihre Speisen meistens von der Rennthierzucht und dann von der Fischerei und Jagd erhalten, trocknen ebenfalls zum Winter Fleisch und Fische an der Luft und genießen beides roh. Milch lassen sie im Winter zum Vorrath frieren, und wenn sie sie brauchen wollen, hauen sie von der gefrornen Masse ein Stück ab. Das Fett von Seehunden ist ihre Sauce, und Salz brauchen sie zuweilen als Gewürz. **) Obgleich sie aber das Salz kennen, so ist es ihnen doch nicht eingefallen, ihre Lebensmittel einzusalzen, um sie aufzubewahren.

Die Shangellas, die unweit Abyssinien wohnen, haben einen Ueberfluß an allen Arten von Wild. Sie tödten es in den schönsten Monaten, schneiden das Fleisch in lange Streifen von der Dicke eines Daumens, und hängen es an die Bäume. Die Sonne trocknet es und macht es hart wie Leder, und dieses wird ihr Vorrath für die Wintermonate. Wenn sie es essen wollen, klopfen sie es zuerst mit einem hölzernen Hammer und darauf ko-

*) Geschichte der Reisen, die seit Cook unternommen worden sind, von Georg Forster. Th. 2. S. 375.

**) Beschreibung aller Nationen des russischen Reichs, von Georgi. Erste Ausgabe. S. 521.

chen oder rösten sie es in heißer Asche. Es soll aber doch, dieser Behandlung ungeachtet, sehr hart seyn.*)

Die norwegischen Lappen haben zwar von ihren Rennthieren Fleisch, Milch, Käse und Butter, trocknen aber außerdem ihre Fische für den Winter. Diese essen sie dann, nachdem sie sie geklopft haben, ganz roh und tauchen bloß jeden Bissen davon in Thran. Die Mutter reicht auch ihrem saugenden Kinde diese Speise, nachdem sie selbige vorher gekaut hat, und gewöhnt es auf die Art von Kindheit an, Thran zu essen, so daß diese Gewohnheit zuletzt zur andern Natur wird, und jeder Lappe eben so gut Thran verzehren kann, als wir Butter essen können.**)

Auf solche Weise fuhren noch viele fort, nachdem das Feuer gefunden war, nach Art der Vorfahren, Fleisch und Fische an der Luft zu trocknen. Allmählig fingen aber andere an, beides zu räuchern, und vereinigten solchergestalt beide Behandlungsarten mit einander. Dies ist mit den Einwohnern von Nutka der Fall, die ihre Heringe und Sardellen sowohl trocknen als räuchern und sie nachher in Ballen, als Vorrath, packen,***) welches Verfahren noch bei uns gebräuchlich ist.

Es sind aber nicht allein einzelne Stücke, die man auf die oberwähnte Art trocknet. In Tibet hat man die Gewohnheit, selbst ganze Schafe zu trocknen. Nachdem sie vorher geschlachtet, gereinigt und ihnen das Fell abgezogen worden, werden sie auf einem Platze, den die kalte Luft gut durchziehen kann, auf allen Vieren aufgestellt, bis alle Säfte vertrocknen und das Ganze eine harte, feste Masse geworden ist. Salz wird dabei gar nicht gebraucht.

---

*) Reisen zur Entdeckung der Quellen des Nils, von Bruce. Th. 2. B. 4. S. 540.

**) Leems Beskrivelse over Finmarkens Lapper. Cap. 7.

***) Cook's dritte Entdeckungsreise, von Georg Forster. B. 3. S. 67.

Man kann sie in diesem Zustande überall hin verfahren und in jeder Jahrszeit erhalten. Turner fand dieses Fleisch angenehm von Geschmack, aber das Fett war doch zuweilen ranzig. Es wird ohne irgend eine weitere Zubereitung gegessen. Es hat gar kein rohes oder blutiges Ansehen, sondern ist von der Farbe des gekochten Hammelfleisches.*) Wenn einen die Lust jemals ankommen sollte, nach Art der alten Aegypter seine verstorbenen Freunde vor der Verwesung zu bewahren, sollte denn nicht dieses Mittel zu diesem Zwecke eben so dienlich seyn, als die Balsamirung der Aegypter? Man hat Begräbnisse gefunden, wo die Leichname ganz unverweset gewesen sind, welches wahrscheinlich daher kommt, daß sie im Zuge gestanden haben, wodurch sie windtrocken geworden sind.

Kap. 5.

Zubereitungsart des Brodes.

Ich habe oben gesagt, daß Baumfrüchte und die freiwilligen Produkte der Erde der wilden Menschen erste Nahrung gewesen sind. Wo die Erde entweder solche Gewächse nicht hervorbrachte, die als Nahrungsmittel gebraucht werden konnten, oder wo man nicht wußte, sie auf eine solche Art zu behandeln, daß man sie als Brod gebrauchen konnte, da mußte man auf andere Mittel bedacht seyn, welche bei den Fleischspeisen die Stelle des Brodes vertreten konnten. So essen die Grönländer noch gedörrte Heringe zu ihrem Speck.**) So bedienen die

---

*) Turners Reisen nach Butan und Tibet, von Sprengel. S. 123 ff.

**) David Cranz Historie von Grönland. Buch III. Abschnitt 1. §. 5.

nogayischen Tartaren sich auch an der Sonne getrockneter Fische statt des Brodes. Sie haben aber doch einigen Begriff von Brod, da sie Kuchen von Mehl und Reiß machen.*) Daß sie sich auch getrockneter Fische statt des Brodes bedienen, muß also wahrscheinlich ein alter Gebrauch seyn, der bei ihren Voreltern üblich war, ehe sie noch wußten, die Gewächse der Erde auf eine solche Art zu behandeln, daß sie daraus Brod erhalten konnten.

Als die rohen Völker anfingen, sich der Gewächse der Erde zu bedienen, mußten sie natürlicherweise solche wählen, die in ihrem Lande wuchsen. Fremde Gewächse von andern Ländern einzuführen, daran konnten sie noch nicht denken. Die Getreidearten, woraus wir Brod backen, und die Art, wie wir sie behandeln, um das daraus zu erhalten, was wir Brod nennen, müssen wir bei ihnen nicht suchen. So gibt es einige Völker, die sich eine Art von Brod aus Kaffeebohnen verschaffen. Die Gallas bereiten daraus das Brod, das sie auf ihren Reisen mitnehmen. Sie brennen und pulverisiren die Kaffeebohnen, vermischen sie mit Butter, und rollen sie in Form von Kugeln zusammen, welche sie in einen ledernen Beutel thun. Eine solche Kugel, die von der Größe einer Billardkugel ist, gibt ihnen, ihrer Aussage zufolge, bei der strengsten Arbeit, währte sie auch einen ganzen Tag, mehr Kraft und Stärke, als ein Stück von unserm Brode oder ein Gericht Fleisch.**) Die krimmschen Tartaren machen ebenfalls Brod aus Kaffeebohnen und aus einem kleinen weißen Korne, Cascus genannt. Mit letzterem kochen sie auch die Eingeweide von Pferden und Rehen, und nähren damit ihre Sclaven.***)

*) Heinrich Bruce's Nachrichten von seinen Reisen. Buch 7. S. 292.

**) Reisen zur Entdeckung der Quellen des Nils, von Bruce. Th. 2. B. 3. S. 224.

***) Smiths Reisen und Begebenheiten; in Sammlung der besten und neuesten Reisebeschreibungen. B. 9. S. 300.

Das Brod der Californier besteht in einer Art Saamen von einer ölartigen Natur, welchen sie fast auf die nämliche Art mahlen, wie unsere Chokolade, und ihm darauf dieselbe Form geben. Es soll nicht so ganz unangenehm von Geschmack seyn.*) Die Nahrungsmittel der Mauren sind sehr einfach. Die mehrsten Mauren halten täglich nur eine Mahlzeit, die weniger Zubereitung bedarf. Außer dieser genießen sie nichts als einige Früchte oder Wurzeln. Ihre gewöhnliche Nahrung besteht in Weizen, welchen sie vermittelst einer kleinen Handmühle zerquetschen und dadurch eine Art von grober Grütze erhalten, welche sie in ein flaches, durchlöchertes Gefäß schütten. Dieses stellen sie als einen Deckel auf den Fleischtopf. Durch die Dünste, die aus dem Fleischtopf in diese Grütze dringen, wird derselbe gekocht, und dient ihnen so zubereitet statt des Brodes. Wenn sie diese Grütze genießen, so vermischen sie jeden Bissen mit etwas Brühe, Milch, Butter oder Honig. Sie nehmen davon etwas mit den Fingern und machen daraus in der hohlen Hand kleine Kügelchen, die sie mit vieler Geschicklichkeit in den Mund werfen. Wenn sie eine Reise unternehmen, und in Gegenden kommen, wo keine Gastfreiheit Statt findet, so versehen sie sich stets mit einem kleinen Vorrath von dieser Grütze, aus welcher sie mit Wasser kleine Kugeln machen, und, wenn sie hungert, statt aller andern Nahrungsmittel zu sich nehmen. Mit dieser Kost erhalten sie sich gesund und frisch, sogar auf sehr langen Reisen.**)

Oberwähnte Völker sind noch nicht so weit gekommen, daß sie die Materie zu backen wissen, die ihnen statt des Brodes dient. Hingegen giebt es andere, die es können. Als die Mexikaner anfingen, das Land zu bauen, ward Mais ihre vornehmste Nahrung. Dieses

---

*) Shelvocke's Reise um die Welt. Abschn. 15. S. 359 ff.
**) Reise in die Barbarei, von Poiret. Th. 1. Brief 6.

Gewächs, welches gesund, wohlschmeckend und nahrhaft ist, kochen sie in Wasser mit ein wenig Kalk, enthülsen es, machen einen Teig daraus, backen Brod und Kuchen davon und ziehen sogar dieses Brod dem besten Weizenbrod vor.*)

Die Einwohner von Guinea bereiten ihr Brod auf verschiedenerlei Art; sie kochen sowohl als backen es. Diese Neger bauen in Menge den türkischen Weizen. Wenn sie Brod daraus machen wollen, befeuchten sie erst das Getreide mit Wasser. Darauf reiben die Weiber es auf einem schräg liegenden Stein mit einem andern Stein, bis es ein feiner Teig wird, lassen es die Nacht hindurch gähren und backen Morgens darauf in einem großen irdenen Gefäße Brod daraus, welches fast wie unser Roggenbrod schmeckt. Oder sie nehmen einen Löffel voll von diesem weichen Teige, werfen ihn in eine Pfanne mit kochendem Palmöl und lassen ihn darin zu einem Kuchen backen. Oder auch sie wickeln den Teig in Blätter der türkischen Weizenähren und kochen ihn in einem Topf mit Wasser, wie einen Pudding.**) Die erste Behandlungsart dieses Teiges kann man doch nur eigentlich Brodbacken nennen. Die Widaher machen ihr Brod fast auf dieselbe Art, wie die obgenannten Neger. Es wird von indianischem Korne gemacht, welches zwischen zwei Steinen gerieben wird, nachdem es eine Zeit lang im Wasser eingeweicht ist. Aus dem mit Wasser vermengten Mehl machen sie runde Klumpen, die sie in einem irdenen Topfe kochen, oder über dem Feuer auf einem Eisen oder Steine backen.***)

Noch will ich die Baschkiren erwähnen. Sie bauen zwar etwas Korn, aber doch kaum so viel, als hinläng-

---

*) Clavigero's Geschichte von Mexiko. Buch 7. Abschnitt 64 und 65.

**) Iserts Reise nach Guinea. Achter Brief.

***) Allgemeine Historie der Reisen zu Wasser und zu Lande. B. 4. S. 314.

lich ist. Brod ist auch nicht für sie eine Alltagsspeise. Sie backen es aber noch nach Art der alten Morgenländer. Die Weiber kneten den Teig mit Wasser und ein wenig Salz, machen einen flachen Kuchen daraus und graben ihn auf dem Heerd in heiße Asche ein. Hernach wird er an ein Stäbchen gesteckt und ans Feuer gestellt, damit die Rinde braun werde.*) Dieses ist ohne Zweifel die älteste Zubereitungsart des Brodes. Wenigstens müssen die rohen Völker, als sie auf den Gedanken geriethen, sich eine Art von Brod zu verschaffen, es zuerst gebacken haben, ehe sie anfingen, es zu kochen, so wie sie aus Mangel an feuerfesten Gefäßen Fleisch und Fische erst gebraten haben, ehe sie lernten, wie man sie kochen sollte.

Kap. 6.

Getränke der wilden und rohen Völker.

Der Leser wird ohne mein Erinnern leicht einsehen, daß die Menschen in uralten Zeiten nichts als Wasser getrunken haben. Ehe sie die Thiere gezähmt hatten, daß sie sich der Milch desselben bedienen konnten, mußten sie, so wie in den Ländern, wo die Früchte keine beträchtliche Menge von Säften enthielten, die man auspressen konnte, größtentheils Wasser trinken. Und so findet man es noch bei verschiedenen Völkerschaften. Die Patagonier, Neuseeländer, Californier und mehrere trinken nichts als Wasser. Unter den warmen Himmelsstrichen hingegen, wo die Natur saftige Früchte hervorbringt, müssen die Einwohner bald gelernt haben, die Säfte derselben zu Getränken zu gebrauchen. So trinken die Freundschaftsin-

*) Pallas's Reise durch verschiedene Provinzen des russischen Reichs. Th. 1. S. 447.

sulaner außer Wasser auch den Saft der Kokosnuß.*) So auch auf der Insel Savu. Die Bewohner dieser Insel haben eine Art von Palmbaum, der für sie von der größten Wichtigkeit ist, nicht bloß deshalb, weil er zu gewissen Zeiten die Stelle aller andern Nahrungsmittel vertreten muß, sowohl für die Menschen als für das Vieh, sondern auch, weil sie aus diesem Baume einen lieblichen Saft ziehen, der aus den Knospen der Blüthen herausfließt, wenn sie aufgeschnitten werden. Dieser Saft ist auf der ganzen Insel das gewöhnliche Getränk. Da sie aber mehr von diesem Saft bekommen, als sie verbrauchen können, machen sie von dem übrig bleibenden einen Sirup und einen groben Zucker, der von rothbrauner Farbe ist und einen sehr angenehmen Geschmack hat. Diesen Sirup giebt man, mit den Hülsen des Reißes vermengt, den Hausthieren zu fressen, wovon sie außerordentlich fett werden. Die Einwohner müssen sich auch zuweilen selbst damit begnügen, wenn keine andern Nahrungsmittel zu haben sind.**)

So mußten die Menschen anfangs mit Wasser und Säften der Früchte zur Stillung ihres Durstes zufrieden seyn. Allmählig wie sie lernten, die Thiere zu zähmen, ward die Milch der gezähmten Thiere ein neues Getränk der Menschen. Natürlicherweise konnte nur die Milch der größern Thiere zu diesem Zwecke hinlänglich seyn, und diese ward daher auch allein getrunken, z. B. Kuh-, Rennthier- und Pferdemilch, welche letztere besonders von den Tartaren getrunken wird, die keinen Ekel davor haben können, da sie Pferdefleisch essen. Doch trinken unter den krimmschen Tartaren bloß die Vornehmern diese Milch. Die Geringern müssen mit Wasser zufrieden

---

*) Cook's dritte Entdeckungsreise, von Georg Forster. B. 2. S. 116.

**) Cook's Reise um die Welt; in Hawkesworths Geschichte der neuesten Reisen um die Welt. B. 4. S. 648 ff.

seyn. Wenn die Vornehmern Wasser trinken, ist es mit Honig vermischt.*)

Da Milch, wenn sie eine gewisse Zeit steht, von selbst sauer wird, so konnten die rohen Völker leicht lernen, saure Milch zu trinken. Einige ziehen sie sogar der süßen Milch vor. So ist das vornehmste Hausgeräth der Baschkiren ein großer lederner Beutel, der auf einem hölzernen Gerüste aufgestellt ist und die Form einer Flasche hat. Dieser ist beständig voll saurer Milch. So lange die Kühe Milch geben und sie Vorrath an Honig haben, leben sie herrlich und in Freuden und bedienen sich keines andern Getränks, als saurer Milch und des Meths. Im Winter, wenn sie auf Reisen sind, ersetzen sie den Mangel hieran durch kleine Käse, die aus saurer Milch gemacht und im Rauche getrocknet sind. Diese reiben sie und weichen sie im Wasser auf, wovon sie ein säuerliches Getränke bekommen.**)

Zu den Getränken, die von den Thieren genommen werden, kann man auch das Fett oder den Thran der Seethiere rechnen. Einige haben behauptet, daß die Grönländer Thran trinken; aber Cranz läugnet dies und sagt, daß ihr Trank klares Wasser sey, und daß sie, damit es desto kühler sey, gern ein Stück Eis oder Schnee hinein legen, welches man eben nicht für so sehr nothwendig in Grönland halten sollte.***) Wenn aber auch die Grönländer keinen Thran trinken, so gibt es doch andere, die es thun, z. B. die Bewohner der Fuchsinseln. Sie trinken zwar Wasser und oft salziges Seewasser, wo kein süßes zu haben ist; ihr liebster Trank ist aber doch Thran

*) Smiths Reisen und Begebenheiten; in Sammlung der besten und neuesten Reisebeschreibungen. B. 9. S. 300.

**) Pallas Reise durch verschiedene Provinzen des russischen Reichs. Th. 1. S. 447.

***) David Cranz Historie von Grönland. Buch 3. Abschnitt 1. § 6.

von Wallfischen und Robben.*) So auch die Einwohner am Nutka-Sunde. Das Thranöl, welches sie von den Meerschweinen und andern Seethieren erhalten, genießen sie in großer Menge, und schlürfen es theils ohne allen Zusatz mit einem großen Löffel von Horn, theils bedienen sie sich desselben als Sauce zu andern Gerichten.**)

So finden die Wilden unter den kalten Himmelsstrichen einen besondern Geschmack am Thran. Cook sagt, daß die Neuseeländer mit der größten Begierde das Thranöl und Seehundsfett verschlangen, welches die Engländer kochten, selbst das, welches sie mehr als zwei Monate aufbewahrt hatten. Wenn sie an Bord kamen, leerten sie nicht allein alle Lampen aus, sondern verzehrten selbst die mit Oel getränkten Dochte mit dem größten Appetit. Gleichwohl war es keine Stumpfheit des Geschmacks, die ihnen diese ekelhafte Speise annehmlich machte, denn sie warfen verschiedene andere Speisen, die man ihnen anbot, mit Zeichen des Widerwillens und Ekels weg, nachdem sie bloß daran gerochen hatten.***) Dies ist aber ein Beweis, wie wenig man den Geschmack der Menschen beurtheilen kann. Uns ist der Wein angenehmes Getränk, den Neuseeländern der Thran. Jeder hält seinen Geschmack für den besten.

Diese oberwähnten Getränke sind ganz das Werk der Natur. Die Kunst hat keinen Theil daran, den Meth der Baschkiren und den Palmwein der Savuinsulaner ausgenommen, welche beide doch einige Zubereitung erfordern, um das zu werden, was sie sind. Allein allmählig geriethen mehrere Völkerschaften auf den Ge-

---

*) Beschreibung aller Nationen des russischen Reichs von Georgi. Dritte Ausgabe. S. 369.

**) Cook's dritte Entdeckungsreise, von Georg Forster. B. 3. S. 67 ff.

***) Cook a. St. B. 1. S. 174.

danken, sich durch Kochen verschiedener Erdprodukte eine Art von Getränke zu bereiten. Dieses Getränk konnten sie nicht hervorbringen, bevor sie theils den Gebrauch des Feuers kennen lernten, theils das zum Kochen nöthige Geräth erfunden hatten. So machen die Mexikaner eine Art Getränk von Mais, indem sie die Körner kochen, zermalmen, in Wasser auflösen und durchseihen. Dieses Getränk, welches man wohl füglich einen Schleim nennen kann, lieben sie sehr. Es ist ihr Frühstück und sie ertragen dabei die härteste Arbeit. Außerdem wissen sie auch eine Art Wein von Mais, dem Palmbaume und der amerikanischen Aloe zu bereiten. *)

Die Peruaner wußten eine Art von Getränk zu bereiten, das sie Ava nannten. Wenn sie diesen zubereiten wollten, so nahmen sie trübes Wasser, das nicht zu süß und nicht zu salzig war, weil sie glaubten, daß er sich auf diese Weise länger halten könnte. In diesem Wasser ließen sie einige Kräuter kochen; hernach wurde das Wasser abgegossen und zum Gebrauche aufbehalten. **) Dies kann für eine Art von Bier gelten.

Auch in Afrika ist Bier und Meth unter den Abyssiniern und Mandingos ein sehr gewöhnliches Getränk. Bei den Abyssiniern wird es in großer Menge getrunken, und wer denjenigen, der bei ihm einen Besuch macht, damit nicht bewirthet, der wird für keinen höflichen Mann gehalten. Das Bier der Mandingos soll, dem Berichte Mungo Parks zufolge, vorzüglich gut seyn, eben so gut, wie das beste englische und auf dieselbe Art zubereitet werden. ***)

---

*) Clavigero's Geschichte von Mexiko. Buch 7. Abschnitt 64 u. 65.

**) Allgemeine Geschichte der Länder und Völker von Amerika. Th. 2. B. 2. Hauptst. 3. Abschn. 3. § 56.

***) Voyage historique d'Abissinie, par Lobo S. 72. Reisen im Innern von Afrika, von Mungo Park. Abschnitt 21.

Welch ein Abstand in dieser Art von Kunstfleiß zwischen den Mandingos in dem warmen Afrika und den Bewohnern der Fuchsinseln in den kalten, nördlichen Gegenden Asiens, die ich oben erwähnt habe! Welch ein Abstand zwischen den Savuinsulanern und den Baschkiren! Jene wohnen aber unter den schönen, fruchtbaren Himmelsstrichen, welche diesen mangeln; jene haben, als Bewohner der warmen Zonen, glücklichere, natürlichere Anlagen, eine leichtere Entwickelung derselben, und sind daher fähiger, die Vortheile des Klima's zu benutzen und die Produkte desselben zu gebrauchen. Nur Schade, daß die Bewohner der wärmern Himmelsstriche, bei der größern Entwickelung ihrer intellectuellen Anlagen, auch die Kunst allmählig erlernt haben, berauschende Getränke zu bereiten.

Wallis hat Unrecht, wenn er sagt, daß die Otaheitier nichts als Wasser trinken und keine berauschende Getränke kennen.*) Cook kennt sie in diesem Stücke besser. Seinem Berichte zufolge haben sie einen sogenannten Avatrank. Dieser wird folgendergestalt zubereitet: Man gießt nur eine kleine Portion Wasser auf die Wurzel des Taumelpfeffers, nachdem man sie vorher gekauet hat, röstet die Stengel der Pflanze und zerklopft sie alsdann. Selbst die Blätter werden hierzu gebraucht. Man querscht sie und gießt Wasser darauf, wie auf die Wurzeln. Auf den Genuß desselben folgt nicht nur ein Rausch, oder vielmehr eine Betäubung, sondern er hat auch die schädliche Wirkung, daß er den Körper zu einem bloßen Gerippe verdorrt. Die Haut solcher Leute wird rauh, trokken, schuppig; diese Schuppen fallen aber von Zeit zu Zeit ab, indem sich eine neue Haut erzeugt. So schädlich die Wirkungen dieses Getränkes auch sind, so genießen sie doch dasselbe. Es sind aber jedoch hauptsächlich die Vornehmern, die es am meisten genießen. — Das-

*) Wallis Reise um die Welt; in Hawkesworths Geschichte der neuesten Reisen um die Welt. B. 1. S. 359 ff.

selbe Getränk ist auch auf den Freundschaftsinseln gebräuchlich.*)

Die Iquitos, ein Volk in Montanna-Real, wissen ein starkes Getränk dadurch zu bereiten, daß sie selbiges mit den Knospen eines gewissen Baumes würzen, wodurch es, wie das Opium der Morgenländer, eine berauschende Kraft erhält und angenehme und wollüstige Gefühle erweckt.**) So haben die Chiquitos, ein Volk in Paraguay, ein hitziges Getränk, Chica genannt. Wenn sie zusammen kommen, besteht ihre ganze Mahlzeit in diesem Getränke, wovon sie bald berauscht werden. Auf den Rausch folgt Schlägerei, wovon fast niemand ohne Wunden kommt, und meistens bleibt einer oder der andere von ihnen auf dem Platze. Wenn dies vorbei ist, gehen die Gäste weg und danken ihrem Wirth; aber niemand sucht sich wegen dessen, was im Rausche vorgefallen ist, an den andern zu rächen.***) Dies ist das klügste von dem allen, und hierin übertreffen sie viele andere Wilde.

Die Fessaner in Afrika dürfen, als Mahomedaner, keinen Wein trinken; diesen Verlust wissen sie aber auf eine andere Art zu ersetzen. Ihr gewöhnliches Getränk ist der frische Saft des Dattelbaumes; sie haben aber die Kunst gelernt, aus den Datteln ein sehr berauschendes Getränk zu bereiten, das Busa heißt. Bei freundschaftlichen Abend-Besuchen verkürzt man sich die Zeit einzig und allein mit Trinken,****) wie bei uns der rohe gemeine Mann mit Branntweintrinken. — Daß die Asiaten von den ältesten Zeiten her die Kunst erfunden haben, den mil-

*) Cook's dritte Entdeckungsreise, von Georg Forster. B. 2. S. 341.

**) Beschreibung der Montanna-Real, in Zachs monatlicher Correspondenz. May 1801. S. 456 ff.

***) Geschichte von Paraguay, von Charlevoix. Buch 14. S. 220.

****) Hornemanns Tagebuch seiner Reise von Cairo nach Murzuck. S. 83.

den, erquickenden, unschädlichen Saft der Reben durch Gährung in ein berauschendes Getränk zu verwandeln, ist allgemein bekannt.

So haben die Bewohner der wärmern Himmelsstriche die wenige Verstandeskultur, die sie hatten, gebraucht, um sich berauschende Getränke zu verschaffen und sich dadurch wieder des Verstandes zu berauben, während die Bewohner der kältern Zonen mit Wasser und Brod zufrieden seyn mußten. Zuletzt kam diese Erfindung weiter nach Norden hinauf. Die nogayischen Tartaren kannten anfangs keine andern Getränke als Wasser und Pferdemilch, welche letztere sie sehr hoch schätzen; zuletzt erfanden sie aber die Kunst, Branntwein von dieser Milch zu destilliren. *) So haben auch die Buräten, Kalmucken und mehrere sibirische Völkerschaften die Kunst gelernt, Branntwein von gesäuerter Milch zu destilliren, und trinken diesen Branntwein gern warm, wahrscheinlich in der Meinung, daß er alsdann um so viel stärker wirken werde.**) Auch im Norden wußte man in vorigen Zeiten Bier und Meth so stark zu machen, daß beides als Berauschungsmittel dienen konnte. Endlich lernte man aber die verderblichste aller Künste, den Branntwein sowohl aus den Produkten der Erde als der Bäume zu bereiten, wodurch die Europäer nicht allein ihre eigenen Landsleute an Leib und Seele verderben, sondern auch alle die rohen Völker vergiften, die sie entdecken, und mit welchen sie auf irgend eine Art in Verbindung kommen.

---

*) Heinrich Bruce's Nachrichten von seinen Reisen. Buch 7. S. 292.

**) Beschreibung aller Nationen des russischen Reichs, von Georgi. Vierte Ausgabe. S. 429.

III.

Wohnungen

der

wilden und rohen Völker.

Kap. I.

Höhlen, die ersten Wohnungen.

Wie Nahrung das erste Bedürfniß des Menschen war, nachdem er Bewohner der Erde geworden war, so war ein Zufluchtsort gegen die Gewalt der Witterung unstreitig das andere, worauf er bedacht seyn mußte. Regen, Sturm und Kälte müssen die Menschen gezwungen haben, irgendwo Schutz zu suchen, und zwar um so mehr, da sie noch nichts zur Bedeckung hatten. Und diese Menschen, die noch kein Geräth hatten, womit sie eine Hütte errichten, nicht einmal eine Höhle in die Erde graben konnten, wo sollten sie diesen Schutz finden, außer in hohlen Bäumen oder Felsenhöhlen? Diese Wohnungen hatte die Natur für sie bereitet. Diese müssen auch aller Vermuthung nach die ersten gewesen seyn. Daß es Bäume gibt, deren Stamm von einem so großen Umfange ist, daß er, wenn das Mark verfault ist, mehrere Menschen fassen kann, davon zeugt die Geschichte, und die Reisebeschreiber versichern auch, daß es noch Menschen gibt, die in solchen durch Fäulniß ausgehöhlten Bäumen ihre Wohnung suchen.

Cook sagt, daß die Vandiemensländer zwar kleine, elende, aus Zweigen zusammengesetzte und mit Baumrinde bedeckte Hütten haben, daß man aber auch deutliche Spuren sehe, daß sie sich zuweilen in hohlen Bäumen aufhielten. Seiner Meinung nach sind diese Bäume

zu dem Ende mit Feuer ausgehöhlt worden.*) Diese Meinung finde ich aber nicht wahrscheinlich. Ehe diese Wilde so weit kamen, daß sie das Feuer fanden und gelernt hatten, dasselbe zu ihrem Vortheil anzuwenden, müssen sie wahrscheinlich darauf gefallen seyn, sich Hütten zu errichten, besonders da diese Hütten nicht besser waren, als Cook sie beschreibt, und daher wohl eine frühe Erfindung seyn konnten. Wenn sie aber einmal gelernt hatten, solche kleine Hütten zum Schutze gegen Sturm, Regen und Kälte zu errichten, so ist es nach meiner Ueberzeugung nicht wahrscheinlich, daß sie noch suchen sollten, mit Feuer Bäume auszuhöhlen, um darin Schutz zu finden; aber daß sie nach dem Beispiel ihrer Vorfahren, die noch nicht solche Hütten zu errichten wußten, in Ermangelung der Hütten in den von Natur hohlen Bäumen Schutz gesucht haben, das finde ich sehr wahrscheinlich.

Dem von Natur trägen Menschen ist es wohl schwerlich in den Sinn gekommen, Hütten zu bauen, so lange er in einem hohlen Baume Obdach finden konnte. Da solche Bäume aber dem zunehmenden Menschengeschlechte nicht länger hinlängliches Obdach gewährten, so hat die Noth die Menschen erfindsam gemacht. Sie mußten jetzt anfangen, auf andere Mittel zu sinnen, um sich gegen die Gewalt der Witterung zu schützen. Hohle Bäume oder Höhlen in Felsen haben unstreitig den Menschen früher Obdach gegeben, als Hütten. Aus den Nachrichten, die man von Amerika hat, sieht man auch, daß hohle Bäume die Zufluchtsorte der wilden Menschen gewesen sind. Ehe die Ynka's die Peruaner, die in einem ganz wilden, thierischen Zustande lebten, unter ihre Herrschaft brachten und sie ein wenig zu kultiviren anfingen, wohnten die gesittetsten unter ihnen innerhalb Ringmauern, die wahrscheinlich nur aufgehäufte Steine waren; einige an-

*) Cook's dritte Entdeckungsreise, von Georg Forster. B. 1. S. 108.

dere hatten sich, um vor ihren Feinden sicher zu seyn, mit welchen sie in beständigem Kriege lebten, auf die höchsten Gebirge begeben. Einige hielten sich in Höhlen auf, und veränderten ihre Wohnungen nach Beschaffenheit der Umstände. Wieder andere hielten sich in hohlen Bäumen auf. *)

Die von Natur ausgehöhlten Bäume müssen also unstreitig eine der ersten Wohnungen der wilden Menschen gewesen seyn, daher suchten einige noch Schutz darin, nachdem sie von Hütten und Höhlen in der Erde schon einen Begriff hatten. Solcher Bäume aber konnte es nicht viele geben. Auch müssen sie natürlicherweise nicht sehr bequem gewesen seyn. Man suchte daher auch seine Wohnung in Felsenhöhlen, wo es dergleichen gab, und wahrscheinlich hat man diesen Zufluchtsort jenem vorgezogen, wenn man sich an einem Orte aufhielt, wo man freie Wahl hatte. Felsenhöhlen, der wilden Thiere Zufluchtsörter, gewährten auch den wilden Menschen Schutz.

So findet man es noch bei den Einwohnern von Port-Jackson. Diese scheinen keinen bestimmten Wohnplatz zu haben, sondern sich zur Ruhe zu legen, wo die Nacht sie überfällt. Gemeiniglich lagern sie sich an der Seeküste in Felsenhöhlen; und um sich ihren Aufenthaltsort angenehmer zu machen, zünden sie gewöhnlich, ehe sie sich schlafen legen, ein Feuer darin an. Sie legen sich auf ein wenig Gras nieder, das sie vorher abgerissen und getrocknet haben. Sowohl an der Seeküste, als in den innern Gegenden findet man solche Höhlen in den Felsen. Einige sind sogar so groß, daß sie vierzig bis funfzig Leute aufnehmen können.

Diese Höhlen scheinen zwar eine Wohlthat der Natur zu seyn, da man glauben sollte, daß diese Wilde ohne sie kein Mittel zu ihrem Schutze würden ausfinden können,

---

*) Allgemeine Geschichte der Länder und Völker von Amerika. Th. 2. Buch 2. Hauptst. 3. Abschn. 3. § 1.

Bedürfniß macht aber immer den Menschen erfindsam, und ohne diesen Antrieb würde der wilde Mensch es niemals werden. Daher trifft man auch in den Wäldern dieser Wilden, wo das Land nicht sehr felsig ist, zuweilen Hütten von Baumrinde an, und eine solche Hütte beherbergt eine ganze Familie; denn bei kalter Witterung finden sie es nöthig, dicht aneinander zu liegen, um sich auf solche Art zu erwärmen. Besonders scheinen diese Hütten von denen gebraucht zu werden, die Thiere in den Wäldern jagen.*) Sie wissen also Hütten zu errichten, wenn die Noth sie dazu treibt, gebrauchen sie aber nicht, wo sie Felsenhöhlen haben, wahrscheinlich, weil diese die Wohnungen ihrer Vorfahren gewesen sind, und ohne Mühe benutzt werden können, so wie die Vandiemensländer sich zuweilen in hohlen Bäumen aufhielten, obgleich sie Hütten zu bauen wußten. Jene hatten sie ohne Mühe, diese erforderten doch einige Anstrengung der Kräfte.

Die Bewohner der Fuchsinseln sind auch so weit gekommen, daß sie Höhlen in der Erde und Hütten zu machen wissen, welches ich nachher zeigen werde; es gibt aber nichts desto weniger viele, die sich in Felsenhöhlen, welche sie mit Treibholz, Fellen und Matten zu Wohnungen einrichten, ihre ganze Lebenszeit aufhalten.**) Die Shangallas errichten auch im Sommer Hütten. An den untersten Zweigen eines Baumes machen sie oben nahe am Stamme einen Einschnitt, so daß sie solche niederbiegen und das Ende davon in die Erde stecken können. Die Zweige werden oben mit den Häuten wilder Thiere zugedeckt. Inwendig schneiden sie alle kleinen überflüssigen Zweige weg und bilden auf diese Weise eine Art Laube, die von Bäumen beschattet wird. Sie haben also von Errichtung der Hütten einen Begriff, ziehen aber nichts

*) Hunter's Reise nach Neusüdwallis. Cap. 5.

**) Beschreibung aller Nationen des russischen Reichs, von Georgi. Dritte Ausgabe. S. 363 ff.

desto weniger; wenn die Regenzeit eintritt und die Erde naß wird, mit ihren Nahrungsmitteln nach den Berghöhlen hin, wo sie ihr Winterquartier halten.*) Es ist wohl keinem Zweifel unterworfen, daß Felsenhöhlen der erste Aufenthaltsort dieser Wilden gewesen sind, und daß sie erst allmählig, wie die intellectuellen Anlagen anfingen, entwickelt zu werden, daran gedacht haben, durch Errichtung der oberwähnten Hütten sich einen angenehmern Sommeraufenthaltsort zu verschaffen. Das Gegentheil annehmen, wäre ein Beweis, daß man den Gang des Menschenverstandes nicht kenne, welcher nothwendig vom Leichtern zum Schwerern fortschreitet, aber nicht umgekehrt.

Allein theils nahm das Menschengeschlecht allmählig an demselben Orte dermaßen zu, daß weder hohle Bäume noch Felsenhöhlen ihnen hinlängliches Obdach gewährten, theils reichten die Nahrungsmittel an demselben Orte zu ihrem Unterhalte nicht hin; sie mußten deshalb auswandern. Sie kamen an Orte, wo es keine Felsenhöhlen gab, worin sie Schutz suchen konnten, und mußten daher darauf bedacht seyn, sich durch Arbeit zu verschaffen, was die Natur ihnen nicht ohne Arbeit geschenkt hatte. Sie hatten unterdessen Geräth erfunden, womit sie in die Erde graben konnten, und fingen jetzt aus Noth an, Höhlen in die Erde zu graben, und damit diese nicht in der Regenzeit mit Wasser angefüllt werden sollten, erfanden sie Mittel, sie zu bedecken.

Solche Gruben in der Erde findet man auf der Insel Unalaschka. Die Bewohner dieser Insel graben zuerst eine länglich viereckige Grube, welche selten über funfzig Fuß lang und über zwanzig breit, mehrentheils aber kleiner ist. Ueber diese Vertiefung wird von Treibholz, welches die Wellen von Zeit zu Zeit ans Land werfen, ein

*) Reisen zur Entdeckung der Quellen des Nils, von Bruce. Th. 2. B. 4. S. 539 u. 542.

Dach errichtet. Dieses Dach wird zuerst mit Gras und dann mit Erde gedeckt, und sieht daher von außen wie ein Misthaufen aus. Mitten in demselben ist gegen jedes Ende hin eine viereckige Oeffnung gelassen, durch welche das Licht in die Grube hineinfällt. Eins von diesen Löchern dient ganz allein als Fenster, das andere ist zugleich die Thür, wo man mit Hülfe einer Leiter, oder eigentlich eines Balkens, in welchen Stufen eingehauen sind, ein- und ausgeht. An den Seiten und Enden der Grube umher hat jede Familie, deren mehrere beisammen wohnen, ihr abgesondertes Zimmer, wo sie schläft und bei ihrer Arbeit sitzt. Dieser Sitz ist keine Bank, sondern vielmehr eine ausgehöhlte Rinne, die inwendig rund um die Grube herum gegraben und mit Matten bedeckt ist. Die Mitte der Grube hingegen gehört allen Familien gemeinschaftlich, und eben deswegen darf man daselbst keine Spur von Reinlichkeit erwarten; denn ob sie gleich den Boden mit trocknem Grase bestreuen, so ist die Grube dennoch der Sammelplatz aller Unreinlichkeit, wo auch das Harnbehältniß steht, dessen Gestank dadurch eben nicht gemildert wird, daß beinahe zu allen Zeiten Leder und rohe Thierhäute darin eingeweicht werden. Hinter und über der obgedachten Rinne sind die wenigen Sachen aufgestellt, die den ganzen Reichthum dieser Insulaner ausmachen, z. B. ihre Kleidungsstücke, Matten und Häute. *)

Die Samojeden graben, wie die Ostiaken, ihre Winterhütten, deren selten mehr als zwei oder drei bei einander stehen, zur Hälfte in die Erde. Ueber der Erde setzen sie Stangen gegen einander und bedecken sie mit Rennthierhäuten oder Birkenrinde. Des Sommers ziehen sie der Fischerei wegen von einem Fluß oder See zum andern, und setzen, wo sie sich aufhalten, spitzige Jurten

*) Cook's dritte Entdeckungsreise, von Georg Forster. B. 3. S. 253.

von Stangen, den tungusischen gleich, auf, die sie, wie die Winterjurten, bedecken. *) Man sieht hieraus, daß sie auch Hütten auf der Erde zu bauen wissen; es muß also wahrscheinlich der Wärme wegen seyn, daß sie des Winters sich in die Erde vergraben.

Die rohen Völker fühlten allmählig, wie unbequem es sey, im Sommer unter der Erde zu wohnen, oder merkten wenigstens, daß diese Erdgruben im Sommer nicht nöthig wären, und geriethen daher auf den Gedanken, sich, außer ihren Wintergruben, auch Sommerhütten zu verschaffen. So haben die Tschuktschen zweierlei Arten von Wohnungen, wovon die eine für den Sommer, die andere für den Winter eingerichtet ist. Die Winterwohnungen sind einem Gewölbe ähnlich, dessen Fußboden etwas tiefer liegt als die Oberfläche der Erde. Diese Wohnungen sind von ovaler Figur, zwanzig Fuß lang und zwölf Fuß und darüber hoch. Das Gerippe ist von Holz und Wallfischrippen erbauet. Darüber liegt eine Lage von grobem Grase, und diese ist wieder mit Erde beworfen, so daß die Hütte von außen wie ein kleiner Hügel aussieht, welchen auf drei Seiten eine zwei bis drei Schuh hohe Mauer von Steinen umschließt. An dem einen schmalen Ende, wo sich keine Mauer befindet, ist die Erde abschüssig, so daß man bis zum Eingang der Wohnung hinaufgehet, der denn weiter nichts ist als ein Loch auf dem Dache. Der Fußboden ist mit Bretern belegt, unter denen ein Keller befindlich ist, worin man aber nichts als Wasser fand. Am Ende eines jeden Hauses steht eine gewölbte Kammer, die vermuthlich zur Vorrathskammer dient, und mit dem Hause durch einen dunklen Gang zusammenhängt. Von oben her hat sie ein Luftloch, welches mit dem Erdboden gleich ist. Doch ist sie nicht völlig unter der Erde, sondern das eine Ende

*) Beschreibung aller Nationen des russischen Reiches, von Georgi. Dritte Ausgabe. S. 279.

derselben kömmt an der Seite der Hütte zum Vorschein, und ist daselbst mit Steinen bedeckt. Ueber derselben steht ein Ding, wie ein Schilderhäuschen oder Thürmchen, das aus großen Fischknochen gebauet ist. — Ihre Sommerhütten sind ziemlich geräumig. Sie sind rund, und oben laufen sie in eine Spitze zusammen. Sie bestehen aus dünnen Stangen und Knochen, die mit Häuten von Seethieren bedeckt sind. Inwendig, gleich an der Thür, ist der Feuerheerd. Ihre Schlafstellen sind an den Seiten der Hütte angebracht und gehen beinahe halb herum. Es schien auch, als ob sie dabei einige Ehrbarkeit beobachteten, denn man hatte von Häuten einige Abtheilungen gemacht. Das Bett und die Decken bestehen aus Rennthierhäuten und sind gräßtentheils trocken und rein. — Um die Hütten her stehen einige zehn bis zwölf Schuh hohe Gerüste, die von Knochen, und, wie es schien, von den Einwohnern in der Absicht errichtet sind, Fische und Häute darauf zu trocknen und dieselben vor ihren Hunden, deren sie eine Menge halten, in Sicherheit zu setzen. Vermuthlich spannen sie dieselben vor ihre Schlitten. Vielleicht essen sie aber auch Hundefleisch.*)

Diese rohen Menschen scheinen doch etwas mehr Gefühl für Ordnung, Reinlichkeit und Ehrbarkeit zu verrathen, als man bei solchen Menschen gewöhnlich findet. Sie haben hierin einen Vorzug vor den Kamtschadalen, bei denen man nichts von diesem findet. Diese haben ebenfalls ihre Winter- und Sommerwohnungen. Im Winter wohnen sie ziemlich tiefer in der Erde, als die Tschuktschen. Ihre Winterwohnungen, Jurten genannt, werden auf folgende Art angelegt. Man gräbt ungefähr sechs Schuh tief in der Erde ein längliches Viereck aus, dessen Umfang der Anzahl von Personen, die darin wohnen sollen, angemessen ist; denn es pflegen

*) Cook's dritte Entdeckungsreise, von Georg Forster. B. 3. S. 191 ff.

sich mehrere Familien beisammen in einer Jurte aufzuhalten. In diesem Raum rammt man, in gehöriger Entfernung von einander, starke Pfosten ein, auf welchen die Balken zur Unterstützung des Daches ruhen. Das Dach besteht aus Sparren, von denen das eine Ende auf der Erde, das andere auf den Balken liegt. Zwischen den Sparren wird alles mit starker Korbarbeit ausgefüllt und mit Rasen belegt, so daß eine Jurte von außen wie ein platter, runder Hügel aussieht. In der Mitte derselben wird ein Loch offen gelassen, welches zugleich zum Rauchfang, zum Fenster und zur Thür dient. Ein dikker Pfeiler, der nur so tief eingekerbt ist, daß die Zehe mit Mühe darauf ruhen kann, dient den Ein- und Ausgehenden statt einer Leiter, und in diesem Stücke haben die Kamtschadalen dieselbe Erfindung, wie die Bewohner von Unalaschka. Darin sind sie aber von diesen verschieden, daß an der Seite auf ebener Erde ein anderer Eingang für die Weiber angebracht ist, welches wahrscheinlich eine Art Galanterie und eine größere Bequemlichkeit für das schöne Geschlecht seyn soll. Sollte eine Mannsperson sich dieses Einganges bedienen, so würde er zum allgemeinen Gespötte werden. Inwendig hat die Jurte keine Abtheilung, sondern besteht bloß aus einem länglich viereckigen Zimmer. Rund herum an den Seitenwänden sind breite, sechs Zoll hohe Bänke von Bretern angebracht, die den Einwohnern bei Tage zu Sitzen, und des Nachts, mit Matten und Pelzen bedeckt, zur Schlafstelle dienen. An der einen Seite ist der Heerd angebracht, und an der andern gegenüber ist der ganze Raum zur Vorrathskammer und zum Küchengeschirr bestimmt. In der Mitte des Octobers geht der Kamtschadale in seine Jurte, und verläßt sie mehrentheils nicht eher, als in der Mitte des Maimonats, um welche Zeit er seine Sommerhütte bezieht.

Diese Hütten, die Balagans genannt werden, ruhen auf neun Pfosten, die etwa dreizehn Fuß hoch sind:

und in drei Reihen, gleich weit von einander entfernt, stehen. In einer Höhe von neun oder zehn Fuß werden vermittelst starker Stricke, Latten von einem Pfosten zum andern befestigt. Auf diese Latten legt man die Sparren und bedeckt dann die Fläche mit Rasen, welcher den Fußboden des Balagans ausmacht. Das Dach darüber ist kegelförmig und besteht aus langen Stangen, die oben in eine Spitze zusammenlaufen, unten aber an den Querbalken befestigt sind und mit einer groben Grasart bedeckt werden. Jedes Balagan hat zwei einander gegenüber stehende Thüren, und man steigt eben so, wie in den Jurten, hinein. Den untern Raum läßt man ganz offen, damit Fische, Wurzeln und Kräuter darin getrocknet werden können.

Außer ihren Winter- und Sommerwohnungen haben sie noch eine dritte Art, Isbas genannt; diese Bauart aber haben die Russen eingeführt, und sie wird nur von den vornehmern und begüterten Einwohnern gebraucht. Diese Wohnungen bestehen aus wagerecht über einander gelegten langen Balken, deren Enden in einander gelassen und deren Fugen mit Moos verstopft sind. Das Dach ist abschüssig, wie in unsern Bauerhäusern, und mit großem Grase gedeckt. Inwendig sieht man drei Zimmer. Das erste an dem einen Ende ist gleichsam die Hausflur, und nimmt die ganze Breite und Höhe des Hauses ein. Hier werden Schlitten, Geschirre, nebst andern Geräthschaften, die vielen Platz einnehmen, aufbewahrt. Aus diesem Zimmer kommt man in das mittlere und beste, welches mit breiten Bänken versehen ist, die zugleich zum Sitz und Ruhelager dienen. Aus diesem Zimmer öffnet sich eine Thür in die Küche, wovon der Ofen die Hälfte des Raums einnimmt, und zugleich, weil er in die Scheidewand tritt, das mittlere Zimmer heizt. Neben der Küche und dem mittlern Zimmer sind zwei Böden befindlich, auf die man vermittelst einer im Vorhause angebrachten Leiter hinaufsteigt. Jedes Zimmer ist mit zwei

kleinen Fenstern von russischem Glase, oder, in armseligen Wohnungen, von Fischhaut, versehen. Die Balken und Dielen des Fußbodens sind mit der Axt glatt behauen, da man in diesem Lande den Hobel nicht kennet.*) — Aus dieser Beschreibung sieht man, daß diese Wohnungen den norwegischen Bauerhäusern sehr ähnlich sind. Diese Verbesserung in der Baukunst ist aber, wie oben gesagt, von den Russen eingeführt, und ist keine kamtschadalische Erfindung, auch ist sie nur für die Begüterten. Die Armen bleiben noch in ihren Erdgruben.

Die Hütten der Bewohner der Fuchsinseln sind den kamtschadalischen ähnlich. Auf einigen von diesen Inseln sind sie klein, nur drei Fuß tief, und enthalten nur eine Familie. Aber durchgängig sind sie groß und größer als die kamtschadalischen. Eine Wintergrube ist hier zehn bis funfzig Klafter lang, drei bis fünf Klafter breit und anderthalb Klafter tief, inwendig mit Stangen abgetheilt. Sie ist von Holz erbaut, mit Grase bedeckt und mit Erde überschüttet. Im Dache sind zum Eingange auf Leitern, zum Ausgange des Rauchs und zur Erhaltung einigen Lichts vier bis sechs Löcher und in der Mitte ein oder mehrere Feuerheerde, deren sie sich doch so wenig als möglich bedienen, daher meistens kein Feuer in den Gruben ist. Die Lagerstellen sind mit Grasmatten, auch wohl mit Pelzen belegt. Zur Erleuchtung dieses langen Grabes sind an den Abtheilungspfählen Lampen von ausgetieften Steinbrocken, die mit Thran unterhalten werden. Eine solche Hütte enthält eine kleinere oder größere Dorfschaft von verwandten Familien, die aus 50, 100, 200 ja wohl 300 Seelen besteht. Georgi sagt, daß eine solche Hütte, nach alten Vorstellungen, ein ziemliches Bild der Hölle seyn könne, wo Finsterniß, Rauch, oft unausstehliche Hitze, dunkler Lampenschimmer, nackte menschliche Ge-

---

*) Cook's dritte Entdeckungsreise, von Georg Forster B. 4. S. 181 ff.

schöpfe, Ungeziefer, Gestank und alle Arten von Schweinereien gefunden werden. — Es ist kein Wunder, daß Menschen, die den langen Winter hindurch in solchen Gruben hausen, wünschen müssen, sie im Sommer zu verlassen. Die meisten Inselbewohner haben daher auch, gleich den Kamtschadalen, ihre Sommerhütten. Diese stehen auf der Erde, sind aber, wie ihre Wintergruben, groß, und wimmeln von Menschen.*)

Kap. 2.

Hütten auf der Erde.

Die Ursache, warum so viele Völker sich Winterwohnungen in der Erde machen, muß nicht darin liegen, daß sie nicht wissen, sich Hütten auf der Erde zu bauen; denn man sieht, daß sie dergleichen für den Sommer anzulegen wissen. Ohne Zweifel muß es die Kälte seyn, die sie erschreckt; denn man findet meines Wissens unter den wärmern Himmelsstrichen nicht, daß eben so rohe Völker sich solche Höhlen graben. Es muß jenen nicht eingefallen seyn, daß es möglich sey, sich in Hütten auf der Erde gegen die Strenge des Winters zu schützen. Sie wählten daher Höhlen in der Erde.

Es gibt jedoch einige Völker, die unter einem eben so rauhen und kalten Himmel ihre Wohnungen auf der Erde haben. Das Feuerland liegt unläugbar unter einem kalten und rauhen Himmelsstriche, und doch haben die Bewohner desselben ihre Hütten auf der Erde. Ihre Hütten sind aus Stangen gemacht, welche dergestalt in die

*) Beschreibung aller Nationen des russischen Reichs, von Georgi. Dritte Ausgabe. S. 363 ff.

Erde gesteckt sind, daß sie sich gegen einander neigen, oben zusammenlaufen und fast wie Bienenkörbe aussehen. Auf der Seite, die gegen den Wind hin liegt, sind sie mit Zweigen und etwas Gras bedeckt, und auf der andern Seite ist ungefähr ein Achtel von dem Umkreise der Hütte offen gelassen, und dient sowohl statt der Thür als statt eines Feuerheerdes. Von Hausgeräth ist in diesen Hütten nichts zu sehen. Ein wenig Gras, das rings um die innere Seite der Hütte liegt, dient ihnen statt der Bänke und Betten. Man findet auch da einen Handkorb, einen Ranzen, den sie auf den Rücken hängen können, und die Blase irgend eines Thieres, deren sie sich statt eines Wassergefäßes bedienen und woraus sie trinken.*) Will man dies Hausgeräth nennen, so sieht man auch, mit wie wenigem die Natur zufrieden seyn kann.

Prinz Wilhelms Sund liegt weit hinauf auf der nordwestlichen Küste von Amerika, mithin auch in einem kalten Klima, und doch machen diese Insulaner ihre Hütten auf der Erde. Im Sommer führen sie ein wanderndes Leben. Ihre umgekehrten Kähne oder kleinen Hütten, die sie aus einigen Stangen machen und mit Baumrinde bedecken, geben ihnen Schutz gegen die Luft, so lange sie auf ihrem Zuge sind. Ihre Winterhütten sind auch unbequem und schlecht gebaut. Diejenigen, welche die Europäer zu sehen bekamen, waren nicht über zehn Fuß lang, acht Fuß breit und vier bis sechs Fuß hoch. Obgleich sie aber klein und als solche unbequem waren, so wissen sie doch dieselben sowohl dauerhaft als dicht gegen die Winterkälte zu machen. Sie machen sie aus dicken Bohlen und stopfen die Fugen mit dürrem Moose aus. In einer solchen Hütte liegen die Bewohner zusammengepreßt unter einander; aber dadurch können sie auch um so viel besser die Wärme halten. Um solche Bohlen zu bekommen,

*) Cook's Reise um die Welt; in Hawkesworths Geschichte der neuesten Reisen um die Welt. B. 2. S. 500.

müssen sie mit hölzernen oder steinernen Keulen die Bäume spalten, und man hat auf solche Art gespaltene Bohlen gesehen, die fünf und zwanzig Fuß lang waren. *)

Die russischen Lappen leben in einem kalten und rauhen Klima, und doch haben sie ihre Hütten auf der Erde. Das Gerippe dieser Hütten, die Zelten ähnlich sind, besteht aus Pfählen, die in die Erde gestoßen und oben zu einem fast runden Gewölbe zusammengebogen werden. — Dies scheint die älteste Baukunst zu seyn, und ist daher auch die allgemeinste unter den rohen Völkern. — Eine solche Hütte hält ungefähr vier bis fünf Klafter im Durchmesser und ist wenig über eine Klafter hoch. Die Lappen bedecken sie nach der Jahrszeit und ihrem Vermögen mit Reißig, Rasen, Birkenrinde, Leinwand, wollenem Tuch oder alten Rennthierfellen. Die Thür besteht in einer Klappe von ausgespanntem Tuch, Filz und dergleichen. In der Mitte ist ein Feuerheerd, mit Steinen umsetzt, über welchem eine Kette zu einem Kessel hängt. Sie können in diesen Hütten nicht gerade stehen, sondern sitzen auf den Fersen ums Feuer. Des Nachts schlafen sie alle nackt und legen zur Abtheilung der Quartiere Stangen zwischen sich. Sie decken sich mit ihren Kleidern zu, oder legen sie auch unter sich, und des Winters stecken sie die bloßen Füße in einen Pelzbeutel. **)

Die Californier sind in Stämme getheilt, deren jeder für sich ein kleines Dorf ausmacht. Daher kommt es vielleicht, daß sie in Ansehung ihrer Wohnungen so sehr von einander abweichen. Einige haben kleine Hütten, die sie von einem Orte zum andern bringen, so oft sie ausgehen müssen, ihren Unterhalt zu suchen. Andere setzen sich, wenn sie sich an einem Orte aufhalten, unter die

---

*) Geschichte der Reisen, die seit Cook unternommen worden sind, von Georg Forster. Thl. 2. S. 376.

**) Beschreibung aller Nationen des russischen Reichs, von Georgi. Erste Ausgabe. S. 6.

Bäume; um sich am Tage vor der Sonnenhitze und des Nachts vor der Kälte zu schützen. In der größten Kälte begeben sie sich in unterirdische Höhlen, die sie entweder selbst graben, oder welche die Natur in den Bergen gemacht hat. Einige bauen von Baumästen solche Hütten, wie unsre Hirten haben, und dies haben sie wahrscheinlich von den Seeleuten gelernt, die sich auf den Küsten aufgehalten haben. In andern Gegenden bestehen ihre Wohnungen aus einem kleinen viereckigen Platz, der mit einer Mauer von trockenen Steinen, anderthalb Fuß hoch, umgeben ist. Dieser Platz hat aber keine andere Decke als den Himmel, und ist so enge, daß sie, wenn sie schlafen, sich zusammenkrümmen müssen und sich nicht der Länge nach ausstrecken können.*) Einige haben Hütten, die ganz rund, vier Fuß hoch sind und sechs Fuß im Durchschnitt halten. Einige armdicke Stangen sind dergestalt in die Erde gerammt, daß sie sich oben gegen einander neigen und eine Art von Gewölbe bilden. Andere Decke haben sie nicht. Acht bis zehn Bündel Stroh, unordentlich auf diese Stangen geworfen, schützen die Einwohner gegen Regen und Wind. Bei guter Witterung steht die Hütte, weit über die Hälfte, ohne alle Bekleidung. Die einzige Vorsicht, die sie hierbei gebrauchen, besteht darin, daß jeder zwei bis drei Bündel Stroh in der Nähe seiner Hütte liegen hat, falls man sie nöthig haben sollte. Einige bedecken auch ihre Hütten mit Baumrinde. Der Eingang ist niedrig und eng. Der Heerd steht in der Mitte, und der Rauch geht durch ein Loch, das in der Decke angebracht ist. —

Diese Bauart haben die Missionäre, aller Erinnerungen ungeachtet, nicht abändern können. Die Californier sagen, daß sie die freie Luft lieben, und daß es bequem sey, das Haus zu verbrennen, wenn die Einwoh-

*) Natürliche und bürgerliche Geschichte von Californien, von Adelung. Th. 1. Buch 1.

ner allzusehr von Ungeziefer geplagt werden, und in weniger als zwei Stunden ein neues zu errichten. Die freien Indianer, die der Jagd wegen häufig ihre Wohnplätze verändern, haben noch einen Grund mehr, solche luftige Wohnungen zu wählen. Hierzu kommt noch die große Veränderlichkeit ihres Charakters, die sie bald dahin bringt, die Hütten, die sie neulich errichtet haben, wieder zu verlassen und neue zu bauen, oft selbst neben denen, die sie eben verlassen haben. Insofern handeln sie also klüglich, daß sie nicht viel darauf wenden, diese Hütten dauerhaft oder bequem zu machen.

Die einzigen festen und etwas dauerhaften Wohnungen, die man auf dieser Küste sah, gehörten einer an den Ufern eines kleinen, aber sehr fischreichen Flusses, ungefähr vier Meilen von dem Franzosen-Hafen, angesiedelten Horde. Diese Hütten waren aus großen Bretern oder Bohlen gebauet, hatten eine sehr länglichviereckige Figur, ungefähr funfzehn Fuß Höhe und konnten dreißig bis vierzig Personen fassen. Die Thüren derselben waren niedrig und eng, und das Inwendige hatte nichts Merkwürdiges. Man sah bloß eine Art von Erhöhung, auf welcher die Weiber und Kinder mit der Verfertigung von Wirthschaftsgeräthen beschäftigt waren. An Bettstellen war hier nicht zu denken. Sie legen sich in ihren Hütten ohne Unterschied des Alters und Geschlechts auf Fellen schlafen, die sie um das Feuer herum ausbreiten.*) — Was ich von den Hütten dieser Horde hier angeführt habe, ist also die Höhe der californischen Baukunst.

Noch will ich nur die Grönländer erwähnen, und damit meine Nachrichten von den Wohnungen der rohen Völker unter den kalten Himmelsstrichen beschließen. Diese wohnen des Winters in Häusern und des Sommers

---

*) La Perouse's Reise um die Welt. B. 1; im Magazin von merkwürdigen neuen Reisebeschreibungen. B. 16. S. 369, und B. 2. im Magazin B. 17. S. 284.

in Zelten. Ihre Häuser sind zwei Klafter breit und vier bis zwölf Klafter lang, nachdem viele oder wenige darin wohnen, und so hoch, daß man eben aufrecht darin stehen kann. — Die rohen Völker haben selten etwas zum Ueberfluß. Es ist schon viel, daß sie für die nöthigsten Bequemlichkeiten sorgen; um frische, gesunde Luft bekümmern sie sich nicht. Cranz sagt, daß ihre Hütten nicht, wie man gemeiniglich denkt, in der Erde, sondern an einem erhabenen Orte, und am liebsten auf einem steilen Felsen gebaut sind, damit das zerschmolzene Schneewasser desto besser ablaufe. — Dies zeigt doch etwas Nachdenken bei diesen rohen Menschen. — Sie bauen nie weit vom Wasser, weil sie von der See leben müssen, und der Eingang ist gegen die Seeseite. Das Haus hat weder Rauchfang noch Thür. Eine Oeffnung dient den Bewohnern zum Eingang, und der Rauch zieht durch dieselbe hinaus. Längs des Hauses liegen Breter an der Wand, die mit Fellen bedeckt sind. Auf diesen Bretern, die eine halbe Elle hoch über dem Boden liegen, schlafen sie und sitzen auch den Tag über darauf. Jede Haushaltung hat ihre Feuerstelle, wo eine große Lampe steht, worin sie mittelst eines aus Moos gemachten Dochtes Thran brennen. Dieser brennt so hell, daß das Haus davon nicht nur erleuchtet, sondern auch erwärmt wird. Ueber dieser Lampe hängt ein Kessel, worin sie ihre Speisen kochen, und über demselben haben sie einen von hölzernen Stäben gemachten Rost befestigt, worauf sie ihre nassen Kleider und Stiefeln trocknen. Außer dem Hause haben sie ihre kleinen Vorrathshäuser, wie ein Backofen von Steinen gebauet, worin sie Fleisch, Speck und gedörrte Heringe aufheben. Was sie aber den Winter über fangen, wird unter dem Schnee und der Thran in Schläuchen von Seehundsfellen aufgehoben. *)

---

*) David Cranz Historie von Grönland. Buch III. Abschnitt 1. §. 4.

Aus obigen Berichten sieht man, daß die Bewohner der kalten und rauhen Himmelsstriche in Ansehung ihrer Wohnungen in zweierlei Classen getheilt werden können, in Bewohner der Erdgruben und Bewohner der Hütten auf der Erde. Unter den wärmern Himmelsstrichen haben sie alle ihre Hütten auf der Erde, welche doch oft nicht besser als die der Lappen und Grönländer eingerichtet sind. Die Hütten der Buschmänner in Afrika sind wenigstens nicht besser, vielleicht sogar schlechter. Sie bestehen aus einer kleinen Grasmatte, welche zwischen zweien Stangen befestigt ist. Vorn sind sie offen, aber hinten durch eine zweite Matte verschlossen. Sie sind drei Fuß hoch und vier breit. Der Fußboden ist ausgehöhlt, und in dieses Loch ist Gras gestreut, das ihnen zum Bette dient, worauf sie zusammengerollt liegen. Eine solche Hütte dient für eine ganze Familie.*) Die Nordamerikaner, deren Carver Erwähnung thut, wohnen unter einem temperirtern Himmelsstriche, als die russischen Lappen, haben es aber an Erfindung in Ansehung ihrer Wohnungen nicht weiter als diese gebracht. Sie stecken bloß kleine Stangen in die Erde und biegen sie, bis sie oben zusammenstoßen und einen Bogen von einem Halbzirkel machen. Diese Stangen bedecken sie mit Matten, die aus Binsen geflochten sind, oder auch mit Birkenrinde. Diese Hütten haben weder Rauchfänge noch Fenster. Sie lassen bloß mitten im Dache eine kleine Oeffnung, durch welche der Rauch hinausgehet, die aber bei starkem Regen oder Schnee zugestopft werden muß, wodurch der Rauch sehr beschwerlich wird. Hier schlafen diese Wilden gewöhnlich auf Häuten, und besonders auf Bärenhäuten, die reihenweise auf den Fußboden ausgebreitet werden. Ist dieser zum Lager für die ganze Familie nicht groß genug, so wird ein Gerüste, vier bis

---

*) Barrow's Reisen durch die innern Gegenden des südlichen Afrika, von Sprengel. S. 270.

fünf Fuß hoch, darüber errichtet, worauf die jüngern Kinder liegen.*)

Nach dem, was ich vorher bei verschiedenen Gelegenheiten bemerkt habe, daß die intellectuellen Anlagen unter den wärmern Himmelsstrichen leichter entwickelt werden, als unter den sehr kalten, sollte man billig hoffen, eine vollkommnere Baukunst in jenen Gegenden zu finden, als in diesen. Aber von den Buschmännern, dieser armseligen, herumschweifenden, verwilderten Völkerschaft, ist keine sonderliche Entwickelung der intellectuellen Anlagen zu erwarten, und obgleich die oberwähnten Nordamerikaner unter einem gemäßigtern Himmelsstriche wohnen, als die Lappen und Grönländer, so ist doch ihr Klima der Entwickelung der intellectuellen Anlagen nicht viel günstiger. Unter andern günstigern Himmelsstrichen gibt es verschiedene Ursachen, die den Fortgang in der Baukunst der rohen Völker hemmen. So sollte man in diesem Stücke etwas mehr von den Freundschaftsinsulanern erwarten, die in so mancherlei Betracht Geschmack und Erfindung zeigen, und doch im Bau ihrer Wohnungen den Bewohnern der kältesten Himmelsstriche zur Seite stehen. Die gemeinen Leute wohnen in niedrigen, sehr kleinen Hütten, die kaum hinreichend sind, sie vor übler Witterung zu schützen. Die Häuser der Vornehmern sind zwar bequemer und geräumiger. Sie sind ungefähr dreißig Fuß lang, zwanzig breit und zwölf hoch; eigentlich sind aber diese Häuser weiter nichts, als ein mit Blättern bedecktes Dach, welches auf Pfosten und Querbalken ruht. Der Fußboden ist durch aufgeschüttete Erde etwas erhöhet, geebnet, mit starken, dicken Matten belegt und sehr sauber gehalten. Gegen die Seite hin, wo der meiste Wind und Regen her zu kommen pflegt, und bisweilen um volle zwei Drittel des ganzen Umfangs, hängen sie starke Mat-

*) Carver's Reisen durch die innern Gegenden von Nordamerika. Cap. 2. S. 200 ff.

ten oder verflochtene Kokoszweige auf, die vom Dache bis zur Erde herabgehen und die Stelle einer Wand vertreten. Der Herr und die Frau vom Hause haben ihre Schlafstelle innerhalb einer dicken, dauerhaften Matte, die etwa drei Fuß hoch, in Gestalt eines halben Kreises gebogen ist und auf den Rand gestellt wird, so daß die Enden derselben die Wand berühren. — Diese vertritt also gewissermaßen die Stelle einer spanischen Wand. — Die übrigen Hausgenossen schlafen auf dem Fußboden, wo sie es am bequemsten finden, doch so, daß die unverheiratheten Manns- und Frauenspersonen nicht neben einander liegen. Ist die Familie groß, so gehen die Bedienten des Nachts in kleine Hütten, welche in der Nähe errichtet sind. Ihre Schlafstätte ist eine eigene dazu bestimmte Matte, und ihre Decke die Kleidung, welche sie den Tag über tragen.*)

Der Leser wird, wenn er diese Einrichtung ihrer Wohnungen in Betrachtung zieht, leicht merken, daß er nicht unter den rohen Völkern in den kalten Zonen ist. Er findet hier Geräumigkeit, Reinlichkeit, Ehrbarkeit in einem höhern Grade, als man bei den Polarmenschen gewohnt ist. Die Wohnungen sind aber doch weder geschmackvoller noch künstlicher, als die, welche man am Nord- und Südpole findet. Die Ursache ist wahrscheinlich die, daß diese Insulaner die freie Luft lieben. Ihre Hütten sind eigentlich weiter nichts, als Schlafstellen oder Zufluchtsorte gegen übles Wetter. Es ist also kein Wunder, daß sie sich um die Anlage und Einrichtung derselben weiter nicht bekümmern, da sie zu dem, wozu sie sie gebrauchen wollen, gar genug sind.

Bei andern Völkern unter den warmen Himmelsstrichen findet man eine andere Ursache der schlechten Beschaffenheit ihrer Hütten. — Da sie von einem Orte zum

---

*) Cook's dritte Entdeckungsreise, von Georg Forster. B. 2. S. 110.

andern beständig herumziehen, müssen ihre Hütten so beschaffen seyn, daß sie selbige ohne Verlust verlassen, wenn es seyn soll, und geschwind ohne viele Mühe neue wieder erbauen können. — So haben die Einwohner von Neusüdwallis keinen beständigen Wohnsitz. Man findet daher in diesem Lande nichts, das einem Städtchen oder Dorfe ähnlich wäre. Ihre Hütten waren auch schlechter als alles, was Cook in der Art je gesehen hätte, die Hütten im Feuerlande allein ausgenommen. In Botanybay, wo man sie unter allen am besten angeordnet fand, waren sie kaum so hoch, daß ein Mann aufrecht darin sitzen konnte, aber nicht so groß, daß er sich seiner ganzen Länge nach darin hätte ausstrecken können, und doch müssen drei bis vier Personen darin Platz haben. Je weiter die Engländer gen Norden hinauf kamen, und je wärmer der Himmelsstrich wurde, desto schlechter waren diese Hütten erbaut, vermuthlich weil sie ihrer in einem wärmern Klima nicht so sehr bedurften. Sie sind zwar gleich den andern aus dünnen Reisern erbaut, die mit Palmblättern oder großen Stücken Baumrinde bedeckt sind; aber keine derselben hielt über vier Fuß in der Länge, und die eine Seite ist ganz offen. Die verschlossene Seite liegt allezeit gegen den Wind hin gerichtet, und der offenen Seite gegenüber haben sie ihren Feuerheerd.*) Diese Hütten sind zwar im höchsten Grade elend, entsprechen aber doch ihrem Zwecke; denn da die Einwohner sie als Schlafstellen gebrauchen, so können sie, wenn die Einwohner gern krumm liegen mögen, und es so bei ihnen gebräuchlich ist, zu dem Gebrauche immerhin gut genug seyn. Sie werden überdies nur auf kurze Zeit an Orten errichtet, wo man ihrer bedarf. Da sie an einem Orte nicht länger bleiben, als sie da Lebensmittel finden, und wenn solche anfangen, selten zu werden, gleich weiter ziehen und die Wohnungen un-

*) Cook's Reise um die Welt; in Hawkesworths Geschichte der neuesten Reisen um die Welt. B. 4. S. 561 ff.

hinter lassen, so ist es begreiflich, daß Menschen, die solch ein wanderndes Leben führen, keine bessern Hütten als zum nothdürftigsten Gebrauche errichten, auch nicht mehr daran wenden, als, daß sie dieselben ohne Verlust hinterlassen können, wenn sie ihren Wohnplatz verändern.

Die Hütten der Hottentotten sind von der nämlichen Einrichtung, wie die der Einwohner von Neusüdwallis. Zweige in die Erde stecken, oben zusammenbiegen und mit Blättern, Gras, Erde, Baumrinde, Häuten, Matten u. s. w. bedecken, ist ohne Zweifel die älteste Bauart der Hütten. Diese Idee konnte natürlicherweise, als die einfachste, den wilden und rohen Menschen zuerst einfallen und am leichtesten ausgeführt werden. Zur Ausführung derselben bedurfte es weder Ueberlegung noch vieler Geräthschaften. Diese Bauart muß folglich die allgemeinste seyn, und man findet sie daher in allen Welttheilen, wo die Verstandeskultur sie nicht raffinirt hat. Wir finden daher dieselbe Bauart der Hütten bei den Hottentotten in Afrika, wie bei den Inselbewohnern der Südsee. — Die Hottentotten haben in ihren Hütten kein anderes Licht, als das, welches durch die Thür hineinfällt, die aus einem Bogen besteht, der drei Fuß hoch ist und auf einer Linie von zwei Fuß steht. Ueber dieser Oeffnung hängt ein Fell, welches sie nach Beschaffenheit der Witterung aufheben und niederlassen können. — Diese Erfindung zeugt von einem Nachdenken, welches man bei allen Hüttenbewohnern nicht findet. — Zwar ist eine Hütte größer als die andere; es wohnt aber doch niemals mehr als eine Familie in jeder Hütte. — Dies ist vermuthlich die Wirkung eines Gefühls für Wohlanständigkeit, welches man bei den meisten andern rohen Völkern so sehr vermißt.

Die Hottentotten haben in ihren Hütten nichts, worauf sie sitzen können. Wenn sie ruhen wollen, so hocken sie sich nieder. Diese Stellung ist ihnen durch

Gewohnheit eben so bequem geworden, wie ein Sopha den Europäern. Ihre Schlafstätten sind kleine, ungefähr einen halben Fuß tiefe Graben an der innern Seite der Hütten. Jede Person hat ihre eigenen. Sie breiten bloß ihre Mäntel unter sich, und bei kalten Wetter bedecken sie sich mit einem andern Mantel. — Mitten in der Hütte ist ein Loch, das etwa einen Fuß tief ist. Dies ist ihr Schornstein, wo sie ihre Speisen kochen und sich erwärmen. Der Rauch geht hier, wie in den Hütten anderer roher Menschen, durch die Thür hinaus. Die Hütte wird zwar dadurch mit Rauch gefüllt; der Hottentotte scheint ihn aber mit Vergnügen zu verschlucken. Diese Hütten stellen sie in einen runden Kreis dicht bei einander auf, und sie haben in der Mitte einen freien Platz, wo sie ihre Heerden vor wilden Thieren verwahren.*)

Diese Hütten sind zwar in hohem Grade elend, wie die der andern rohen Völker; aber nach der Lebens- und Denkungsart der Hottentotten können sie nicht viel besser sein. Diese Hütten können leicht herabgenommen und anderswo hin versetzt werden, und sie müssen nothwendig so beschaffen sein, da die Hottentotten öfters Veranlassung bekommen, ihre Wohnplätze zu verändern. Denn sie müssen, entweder wenn es ihnen in der Nähe ihres Dorfes an Nahrung gebricht, oder wenn Einer von den Einwohnern stirbt, alle gleich mit ihren Wohnungen fortrücken und sich an einem andern Orte niederlassen, und dann nehmen sie ihre Hütten mit sich.

Ich habe gezeigt, daß die rohen Menschen, so lange sie unaufhörlich ihren Wohnsitz verändern mußten, um sich die nöthigen Lebensmittel zu verschaffen, entweder ihre Hütten verlassen und, wo sie sich niederließen, neue anlegen, oder sie abbrechen und mitnehmen mußten. Daher kam nachher die Erfindung, Zelte zu verfertigen,

---

*) Beschreibung des Vorgebirges der guten Hoffnung, von Kolbe. Thl. 1. Cap. 19.

welche noch unter den Mauren, Arabern und mehrern ge= bräuchlich sind. Diese sind sowohl leichter abzuschlagen, als auch von einem Orte zum andern zu bringen. Dazu bedurfte es nicht mehr als einer Stange, die in die Erde gesteckt, und der Bekleidung, die daran nach allen Seiten ausgespannt wurde. Solche Bekleidung konnte natür= licherweise anfangs, ehe man das Spinnen und Weben erfand, nichts als Thierhäute sein. In der Folge, als die Menschen das Spinnen und Weben erlernt hatten, er= hielt man zu diesen Zelten gewebte Zeuge, die aus Ka= meel= und Ziegenhaaren, oder aus Wolle und Flachs ver= fertigt würden. — Solche Zelte müssen anfangs klein gewesen sein, wie ihre Hütten. Allmählig erhielten die Vornehmern sie größer und geräumiger, und gaben ihnen verschiedene Formen. Einige waren ganz rund; andere, z. B. die der Mauren und Araber, gleichen einem umge= kehrten Schiffskiele. Meistens sind diese Zelte sehr nie= drig, ausgenommen die der Anführer, die etwas höher und geräumiger sind. Die Zelte der Letztern sind aus Wolle gemacht, von außerordentlich dichtem Gewebe, und gewöhnlich schwarz oder braun gefärbt. Wenn sie diese Zelte aufschlagen, stellen sie sie, gleich den Horten= sorten, in eine Rundung, damit in dem inwendigen Raume die Heerden bei der Nacht vor dem Anfalle der Raubthiere sicher sein können. Poiret sagt, daß man diese Wohnun= gen sehr leicht von einem Orte zum andern bringen könne, und daß solches nothwendig sei, da die Mauren, je nach= dem es ihre Bedürfnisse oder auch die Jahrszeit erfordern, ihren Wohnplatz ändern müssen.*)

So kann Bedürfniß den Menschen erfinderisch ma= chen, und ist das Erfindungsvermögen einmal geweckt, so geht es beständig weiter von dem Nothwendigen zum Bequemen. So sollen die Mongolen eine Art fahrbarer Häuser erfunden haben, worin sie sowohl ihre Familie als

*) Reise in die Barbarei, von Poiret. Th. 1. Brief 6.

ihre Habe von einem Orte zum andern bringen. Diese Häuser sind rund gebaut, mit hölzernen Balken und einem Flechtwerke von Weiden dazwischen. Der Boden besteht auch daraus und ruhet auf einem Wagen mit vier Rädern. Das Dach geht schräg in die Höhe und hat oben auf dem Giebel eine Oeffnung, wo eine Feuermauer hinausgeht. Dieses bedecken sie mit weissem und zuweilen mit schwarzem Filze, und bewerfen es mit Asche von Knochen, daß mit es weiß glänze. Diese Häuser haben dreißig Schuh im Durchschnitte, und ragen auf jeder Seite fünf Schuh weit über die Räder hervor. Rubruquis zählte zwei und zwanzig Ochsen, die einen Wagen zogen, eilf auf jeder Seite. Die Achsen, sagt er, waren so dick, als der Mastbaum auf einem Schiffe. — Ihr Hausrath und Schatz wird in viereckigen Kisten von geflochtenen Weiden verwahrt, die oben rund sind und an dem einen Ende eine Thür haben. Sie bedecken dieselben mit schwarzem Filz, der mit Unschlitt oder Schafsmilch überstrichen ist, um den Regen abzuhalten. Diese setzt man ebenfalls auf einen Wagen, der von Kameelen gezogen wird. Sie werden auch niemals herunter genommen. Die Häuser hingegen werden heruntergehoben und mit der Thür gegen Mittag gestellt. Die Wagen mit den Kisten werden zu beiden Seiten gestellt, in einer kleinen Entfernung vom Hause, welches also zwischen zwei Reihen von solchen Wagen, wie zwischen zwei Mauern steht. Ein reicher Mongole hat manchmal ein bis zweihundert solcher Wagen mit Kisten.*) Diese fahrbaren Hütten sind eine Erfindung, die dem Menschen Ehre macht. Andere Völkerschaften bringen zwar sich selbst und ihre Effekten auf Pferden, Eseln und Kameelen fort; aber diese fahrbaren Häuser haben den großen Vorzug, daß Menschen und ihre Effekten gegen Regen, Schnee u. dgl. besser geschützt wer-

*) Allgemeine Historie der Reisen zu Wasser und zu Lande B. 7. S. 411.

hen. Diese Hütten, die Reisekutschen der Mongolen, sind zwar roh und einfach; es ist aber leichter, eine schon erfundene Einrichtung zu vervollkommnen, als zu erfinden. Das ist schon ein beträchtlicher Fortschritt in der Entwickelung der intellectuellen Anlagen des Menschen, daß man, statt vier Zweige in die Erde zu stecken, mit Baumrinde oder Häuten bedeckt, seine Hütte auf Rädern führt.

Kap. 3.

Einrichtungen zur Verbesserung der Wohnungen.

Das erste, woran die rohen Menschenarten gedacht haben, nachdem sie gelernt hatten, Hütten zu erbauen, ist wahrscheinlich gewesen, diese Hütten so geräumig zu machen, daß sie nebst ihrer Familie und ihrem Gesinde einigermaßen bequem darin wohnen konnten. So lange sie noch ein wanderndes Leben führten, und alle Augenblicke neue Wohnplätze suchen mußten, um die nöthigen Lebensmittel zu finden, konnten sie nur daran denken, kleine Hütten zu bauen, womit sie zufrieden sein mußten, wenn sie nur darin Schutz finden konnten, ob sie gleich weder aufrecht darin stehen, noch sich ihrer ganzen Länge nach darin ausstrecken konnten. Größere Hütten verursachten ihnen zu viele Beschwerden, wenn sie von einem Orte zum andern ziehen sollten, sie mochten sie nun entweder abbrechen und mitnehmen, oder die alten stehen lassen und neue wieder an dem Orte erbauen, wo sie hinkamen. Diejenigen hingegen, die an dem Orte, wo sie sich einmal niedergelassen hatten, hinlängliche Nahrung fanden, konnten daran denken, ihre Hütten groß und geräumig zu machen, aber deshalb wurden sie noch nicht allenthalben geschmackvoller erbaut oder eingerichtet. Es war bloß

die Frage, hinlänglichen Platz für sich und die Seinigen zu gewinnen.

Auf den Sandwichsinseln liegen die Häuser zerstreut. In Ansehung der Größe wird keine Gleichheit beobachtet. Einige sind klein; es gibt aber andere, die zwischen vierzig und funfzig Fuß lang und zwanzig bis dreißig Fuß breit sind. Diese sehen ungefähr aus, wie ein länglicher Heu- oder Kornschober, dessen schräge Seiten oben in einen scharfen Rücken zusammenlaufen und unmittelbar auf der Erde zu ruhen scheinen, weil die beiden sehr niedrigen Wände, auf welchen dieses Dach ruhet, in einiger Entfernung gar nicht zu sehen sind. Das Dach besteht aus dünnen Stangen, die mit langem Grase bedeckt sind. Der Eingang, der auf der Seite angebracht ist, ist ein längliches, niedriges Loch, durch welches man vielmehr hineinkriecht als geht. Die Thür ist ein Bret aus mehrern aneinander befestigten Planken, das aber keine Angeln hat, sondern nur jedesmal, wenn man hinein oder heraus will, bei Seite gerückt wird. Durch diese einzige Oefnung fällt auch das Licht in die Hütte. So schlecht aber diese Häuser auch sind, so hält man sie doch sehr rein und bestreut den Boden mit einer Menge trocknen Grases, worüber Matten ausgebreitet werden, auf welchen man schläft. An dem einen Ende des Hauses steht eine ungefähr drei Schuh hohe Bank, worauf das wenige Hausgeräth der Einwohner befindlich ist, nämlich Flaschenkürbisse zur Aufbewahrung des Wassers und einiger Lebensmittel, einige hölzerne Schalen und Teller von verschiedener Größe.*)

Man sieht, daß diese Insulaner vor vielen andern Hüttenbewohnern nur dies voraus haben, daß ihre Hütten theils geräumiger und folglich für die Bewohner bequemer, theils reinlicher als die Hütten der meisten In-

*) Cook's dritte Entdeckungsreise, von Georg Forster. B. 2. S. 453 ff.

sulaner sind, woraus sich auf eine bei ihnen hervorkeimende Cultur schließen läßt. Auf der Osterinsel hingegen findet man größere Fortschritte in der Baukunst. Die Hütten der Bewohner dieser Insel sind geräumig und nach ihrer Art wohl gebauet. Zwar ist die Bauart derselben, dem Berichte La Perouse's zufolge, nicht überall dieselbe; es gibt einige kleinere unterirdische Hütten; andere hingegen sind aus Binsen erbaut. Diese Binsen sind auf eine sehr künstliche Art in einander geflochten, so daß gar kein Regen durchdringen kann. Das Gebäude ruhet auf einer Grundlage von zugehauenen Steinen, die achtzehn Zoll dick sind. In diese Grundlage hat man in abgemessenen Distanzen hie und da Löcher angebracht, wo Stangen hineingesteckt sind, die an dem obern Theile bogenförmig gekrümmt sind, und auf diese Art das Sparrwerk formiren. Der Raum zwischen diesen Stangen wird mit Binsenmatten bedeckt. — An andern Orten fand man Hütten von Schilf gemacht, die von kleinen Pfählen unterstützt wurden, und einen Bogen bildeten von funfzehn Fuß Länge, zehn bis zwölf Fuß Breite und von eben so viel Höhe. An den Seiten hatten sie mehrere Eingänge, von welchen doch der größte nicht über drei Fuß im Durchschnitt hatte. — Sonderbar ist es, daß alle rohe Völker die engen Eingänge so sehr lieben. Vermuthlich haben sie dabei keine andere Absicht, als die Wärme so viel besser zu erhalten. Man sollte wohl nicht glauben, daß eine solche Vorsicht unter den warmen Himmelsstrichen nöthig sei; allein an manchen Orten ist die Nacht desto kälter, und diese Kälte desto empfindlicher, je heißer der Tag ist. Wenigstens ist die Thür nicht immer niedrig, weil die Hütte niedrig ist. Dies sieht man deutlich aus den Gebäuden der Osterinsulaner. Es gibt hier Wohnungen, die so groß sind, daß sie den sämmtlichen Einwohnern eines Dorfs gemeinschaftlich zu sein scheinen. La Perouse maß eine dieser Wohnungen. Sie war 310 Fuß lang, 10 Fuß breit und in der Mitte 10 Fuß hoch. Ihrer Form nach glich

se einer umgekehrten Pirogue. An einer solchen Hütte müßte doch wohl eine Oefnung angebracht werden können, durch welche man aufrecht gehen könnte; und doch war die Thür nur zwei Fuß hoch, so daß man auf Händen und Füßen hineinkriechen mußte. Uebrigens ist eine solche Wohnung so groß, daß sie mehr als zweihundert Personen fassen kann. Sie machte nebst noch zwei oder drei andern Hütten, die nicht weit davon lagen, ein ganzes Dorf aus. — De Langle, einer von den Reisegefährten La Perouse's, fand ebenfalls eine solche große Hütte unter mehrern kleineren, die dreihundert und dreißig Fuß lang war, und gerade so wie die andern aussah. *) — Welch ein Unterschied zwischen diesen Hütten und denen der obenerwähnten Völker, wo die Bewohner gekrümmt liegen müssen, um Platz zu gewinnen, wenn nicht die Hälfte des Leibes außerhalb der Hütte liegen soll. Solche Hütten aber können auch nur diejenigen errichten, die an dem Orte beständig bleiben, wo sie ihre Wohnungen einst aufgeschlagen haben.

So wie einige aber ihre Wohnungen größerer Bequemlichkeit halber groß und geräumig machten, so gibt es andere, die sie nur deshalb größer machten, damit sie ihr Vieh bei sich in derselben Hütte haben könnten. Zu diesen können die Morlacken und die norwegischen Lappen gerechnet werden. An den Orten, die von dem Meere und den Städten entfernt liegen, sind die Wohnungen der Morlacken gemeiniglich nichts anders, als Hütten, mit Stroh oder Bretern bedeckt. Mitten in der Hütte ist der Feuerheerd, wovon der Rauch durch die Thür ziehen muß, weil es gemeiniglich keine andere Oefnung gibt. Daher sind diese elenden Hütten inwendig schwarz und rußig. Alles stinkt in denselben nach Ruß, Speisen, Men-

*) La Perouse's Reise um die Welt. B. 1; im Magazin von merkwürdigen neuen Reisebeschreibungen. B. 16. S. 205 u. 247, und B. 2. S. 267.

schen und Kleidern. In den kältern Jahrszeiten sitzt die ganze Familie um den Heerd herum, und jeder legt sich auf die Erde schlafen, an eben der Stelle, wo er saß und speiste; doch findet man in einigen Hütten Bänke. — So schlecht aber ihre Hütten auch sind, so sind sie doch so groß und geräumig, daß ihr Vieh in derselben Hütte wohnt, und von seiner Herrschaft nur durch eine Wand von geflochtenen Ruthen abgesondert ist, die mit Gassenkoth oder Kuhmist überschmiert sind. — Man sollte nicht glauben, daß Menschen, die auf solche Art unter ihrem Vieh in beständigen Schweinereien leben, einiges Gefühl für Reinlichkeit haben sollten; und doch haben sie einen großen Abscheu vor den Unreinlichkeiten, die manchmal stundenlang in unsern Zimmern aufbehalten werden, weshalb auch die Morlacken uns schweinisch und barbarisch nennen. Man trifft unter ihnen weder eine Manns- noch Weibsperson an, die durch irgend eine Krankheit so weit gebracht werden könnte, die dringendste Nothdurft in ihrer eignen Wohnung zu verrichten; selbst Sterbende werden in die freie Luft hinaus getragen. Wer aus Verachtung oder Unwissenheit ihre Hütten auf diese Art entwecken sollte, würde Gefahr laufen, entweder am Leben oder mit einer öffentlichen Züchtigung eines solchen Verbrechens wegen gestraft zu werden. *)

Die norwegischen Lappen bauen ebenfalls um ihres Viehes willen ihre Hütten geräumig, nicht aber ihrer eigenen Bequemlichkeit wegen; denn diese kommt bei ihnen gar nicht in Betrachtung. Sie sind, wie die Hütten der meisten rohen Völker, aus krumm gewachsenen Stäben gebaut, die mit dem einen Ende in der Erde stehen und mit dem andern oben zusammen gehen, wo das Rauchloch ist. Diese Stäbe sind auswendig mit Rasen belegt. Der Fußboden besteht aus Reisern, die auf der bloßen

*) Alberto Fortis Reise in Dalmatien. Th. I. Zweites Sendschreiben. §. XIII.

Erde ausgebreitet sind, außer da, wo der Feuerheerd ist, welcher nur aus einigen Kieselsteinen besteht, die auf der Erde in zwei Reihen los gelegt sind, zwischen welchen das Feuer angezündet wird. Eine solche Hütte sieht inwendig wie ein Gewölbe aus, und ist so niedrig, daß man nur am Feuerheerde gerade unter dem Rauchloche aufrecht stehen kann. An den Seiten muß man Haupt und Rücken niederbeugen und auf der platten Erde sitzen. — Aus dieser Beschreibung sieht man, daß die Lappen bei Errichtung ihrer Hütten ihre eigene Bequemlichkeit nicht berücksichtigen; davon haben sie keinen Begriff. Ihre Hütten müssen aber so geräumig sein, daß ihre Lämmer und Kälber darin stehen können. Ob sie selbst aufrecht stehen können, kümmert sie nicht. — Ihre Schlafstätten sind eben so elend, wie ihre Hütten. Ihr Unterbett ist eine Rennthierhaut, die auf dem Fußboden, oder auf den Reisern, woraus der Fußboden besteht, ausgebreitet ist. Ihre täglichen Kleider sind ihr Kopfkissen. Zum Deckbett haben sie ein zusammengenähtes Schaffell, dessen rauhe Seite einwärts gekehrt ist, und über diesem Felle noch eine dicke wollene Decke. Mann und Weib, Kinder und Gesinde schlafen in derselben Hütte ganz nackt, selbst in der strengsten Winterkälte. Die Lagerstätten sind durch weiter nichts, als ein schmales, loses Bret von einander getrennt, welches ebenfalls auf der platten Erde liegt. *)

Was die oberwähnten Völker betrifft, so sind ihre Hütten insofern besser als die vieler anderer Völker, daß sie geräumiger sind; allein für einen höhern Grad von Bequemlichkeit, Reinlichkeit und Ehrbarkeit hat man gar nicht gesorgt. Die intellektuellen Anlagen der Morlacken und norwegischen Lappen sind noch nicht so sehr entwickelt, daß sie an so etwas denken können. So wie der Wohlstand zunimmt, so wird das Gefühl für Reinlichkeit und

*) Leems Beskrivelse over Finmarkens Lapper. Cap. 5.

Bequemlichkeit geweckt. Unter den warmen Himmelsstrichen, wo die Geistesfähigkeiten wirksamer sind, kann dieses Gefühl wohl auch bei wenigerem Wohlstande geweckt werden; und in den Ländern, wo die Vielweiberei gebräuchlich ist, muß diese vermuthlich viel dazu beigetragen haben, daß man darauf bedacht sein mußte, seine Wohnungen bequemer einzurichten.

Dies ist ohne Zweifel bei den Mandingos in Afrika der Fall. In Ansehung ihrer Baukunst und Erfindsamkeit haben sie es um keinen Schritt weiter als die Morlacken und normegischen Lappen gebracht, und stehen ihnen vielleicht noch insofern nach, daß ihre Hütten nicht so geräumig sind; sie haben aber auch nicht ihr Vieh in den Hütten, worin sie selbst wohnen. Aus einem vier Fuß hohen, kreisförmigen Erdwall mit einem kegelförmigen Dache von Bambusrohr, das mit Gras gedeckt ist, besteht sowohl der Pallast des Königs, wie die Hütte des Sclaven. Eben so einfach ist ihr Hausgeräth. Eine Rohrhürde, die auf zwei Fuß hohen Pfosten ruhet, und über welche eine Matte oder eine Ochsenhaut ausgebreitet wird, vertritt die Stelle des Bettes. Ein Wasserkrug, einige irdene Töpfe, einige hölzerne Schalen, Calabassen und ein oder zwei niedrige Stühle machen den übrigen Hausrath aus. Allein da jeder freie Mann mehrere Weiber hat, so ist es, wahrscheinlich um eheliche Streitigkeiten zu verhüten, für nöthig erachtet worden, daß jedes Weib seine Hütte für sich haben sollte, und alle diese Hütten, die einer Familie gehören, sind mit einem Zaune von Bambusrohr umgeben. Eine Anzahl solcher Gehege, mit schmalen Wegen dazwischen, bildet, was man hier eine Stadt nennt, und in jeder solchen Stadt ist jederzeit ein öffentlicher Platz, wo Rechtshändel geschlichtet und öffentliche Angelegenheiten verhandelt werden.*) Da die Baukunst

*) Reisen im Innern von Afrika, von Mungo Park. Abschnitt 2.

dieser rohen Menschen noch nicht zu der Vollkommenheit gediehen ist, daß sie so große Hütten zu machen wissen, worin mehrere Kammern eingerichtet werden können, so ist dies doch immer eine Verbesserung, zu welcher die Vielweiberei Anlaß gegeben hat, daß sie mehrere Hütten für ihre Weiber und Kinder errichten, deren jedes seine eigene hat, wodurch eine größere Bequemlichkeit erreicht wird, als wenn sie alle in einer und derselben Hütte wohnen sollten.

Eben diese Ursache hat bei den Congo-Negern die nämliche Wirkung, bei welchen die Sorge für Bequemlichkeit einen noch höhern Grad erreicht hat. Ihre Hütten sind aus Rohr verfertigt und mit trocknen Palmblättern gedeckt, die dem Regen undurchdringlich sind. Einige Häuser haben hölzerne Thüren; doch hängt dieses von dem Stande und Vermögen des Besitzers ab. Nur sehr wenige sind mit Fenstern versehen; und dieß ist schon ein kleiner Fortschritt in der Baukunst, ein kleiner Vorzug vor denjenigen, die für das Licht keine andere Oeffnung, als die Thür haben. Ein jeder wohlhabender Mann hat mehrere Hütten. Eine derselben dient zur Küche, welches wiederum ein Vorzug vor den vielen rohen Völkern ist, die ihren Feuerplatz und ihre Küche in derselben Hütte haben, wo sie wohnen, und wo der Rauch keinen andern Ausgang hat, als die Thür. Jede Frau hat eine eigene Hütte für sich und ihre Kinder, und einige andere sind zum persönlichen Gebrauche des Herrn. Alle zusammen stehen in einem großen, mit Rohr umzäunten Platz, der in mehrere Höfe abgetheilt ist; der Bezirk der Weiber ist abgesondert und niemand darf ihn betreten. Außerdem ist jede Hütte mit einem kleinen viereckigen Raum vorne versehen, in welchem ein kleines Obdach dicht an der Hütte steht, welches auf hölzernen Pfeilern ruht. Unter einem solchen Schirmdache empfängt der Neger seine Besuche, und nie in seiner Hütte, die eigentlich nur ein dunkler Winkel ist, in den man auf allen Vieren hinein kriechen

muß. — Die Städte der Neger sind blos ein unordentlicher Haufe solcher Hütten. Gewöhnlich liegen sie mitten in einem Palmwalde, in der Nähe eines Sees oder Flusses, oder einer reichlichen Wasserquelle. Sie haben keine breiten Straßen, sondern blos Fußsteige, die von einer Hütte zur andern führen. *)

Da ich nun einmal in Afrika bin, will ich noch die Bauart der Darfuren zeigen. Wie die Congo-Neger hierin vor den Mandingos einen Vorzug haben, so übertreffen die Darfuren wieder die Congo-Neger in diesem Stücke. Die Darfuren sind wohl zufrieden, wenn sie ein leichtes Obdach vor Sonne und Regen schützt. Nichts desto weniger werden in Gegenden, wo es Kalk gibt, die Seitenwände dieser Gebäude gewöhnlich von dergleichen Material aufgeführt, und die Vornehmern lassen sie mit weißer, rother und schwarzer Farbe bemalen. — Die Gebäude selbst sind von dreierlei Art. — Die erste wird Donga genannt, und ist wie ein Kubus gebildet, der gewöhnlich zwanzig Fuß lang und zwölf Fuß breit ist. Auf den vier Wänden ruht ein flaches Dach, welches aus dünnen Stangen besteht, die in wagerechter Richtung von einer Seite zur andern reichen. Auf diesen Stangen liegt eine Bedeckung von leichtem Holze, diejenigen aber, welche die Kosten nicht daran wenden können, bedienen sich hierzu grober Matten. Oben drauf kommt eine hinlängliche Menge trocknen Mistes von Pferden oder Kameelen, und das Ganze wird sodann stark mit Kalk beworfen, welchen man glatt streicht. Um den Ablauf des Wassers zu befördern, gibt man dem Dache eine etwas schräge Richtung und schneidet hie und da Rinnen ein. Das Haus wird mit einer Thür verwahrt, die aus einer einzigen,

*) Reise nach der westlichen Küste von Afrika, von Degrandpre. Abschnitt 2. S. 32 ff., in Sprengels Bibliothek der wichtigsten und neuesten Reisebeschreibungen. B. 5.

mit der Axt zugehauenen Bohle besteht, weil die Einwohner weder Hobel noch Säge haben. In diesem Hause bewahren die Einwohner ihre sämmtlichen Habseligkeiten, ihren Vorrath und ihr Hausgeräth auf. — Die zweite Gattung von Gebäuden heißt Kurnak. Sie ist etwas geräumiger als die oberwähnte, hat aber keine Thür und ist blos mit einem Strohdache versehen, das auf eben die Art, wie unsere Scheunendächer, eine schräge Lage hat, und auf einem leichten Sparrwerk ruhet. Dieser Gebäude bedienen sie sich zu Visiten und Schlafzimmern. Es ist den Sommer hindurch viel kühler darin, als in jenen, die mit dichtern Dächern versehen sind. Die Frauenspersonen bewohnen eine andere Art von Gebäuden, welche fast eben so eingerichtet, jedoch rund sind und funfzehn bis zwanzig Fuß im Durchschnitte haben. Diese werden Sukteja genannt, und man bedient sich ihrer zugleich, um darin zu kochen und andere häusliche Geschäfte zu besorgen. — Die Wände der Donga sind zwölf bis funfzehn Fuß hoch, da hingegen die andern Wohnungen selten über sechs bis acht Fuß hoch sind. — Leute, welche Reinlichkeit lieben, lassen den Fußboden in allen diesen Gebäuden von Zeit zu Zeit mit weißem Sande bestreuen. Außer diesen Gebäuden haben sie auch gewöhnlich eine Hütte, die blos aus einem bedeckten Platze besteht, wo man in der Absicht zusammen kommt, sich in freier Luft mit Gespräschen die Zeit zu verkürzen.*) Es ist nicht zu läugnen, daß diese rohen Menschen, so einfach und kunstlos ihre Hütten auch eingerichtet sind, sich nicht allein von den andern oberwähnten Afrikanern, sondern auch von allen denjenigen, welche wir bis jetzt unter den warmen sowohl als kalten Himmelsstrichen erwähnt haben, durch Geräumigkeit, Bequemlichkeit, Reinlichkeit und Sorge für frische Luft auszeichnen. Was man von diesen Eigenschaf-

*) Browns Reise in Afrika, Aegypten und Syrien. S. 334 a. St. B. 1.

ten bei andern einzeln finden kann, das findet man hier bei diesen vereinigt. —

Die vornehmen Kalmucken sind in gewisser Rücksicht einen Schritt weiter als die Daurusen gekommen, daß sie nicht allein für Bequemlichkeit sorgen, indem sie für Weiber, Kinder, Gesinde, Küche und Vorräthe besondere Hütten haben, sondern die besten Hütten sind auch inwendig mit seidenen Zeugen bekleidet. Auf dem Fußboden liegen persische Teppiche. Vor den Schlafstätten hängen seidene Gardinen und an den Seiten schöne Kleider und Waffen. In ihrer Hütte steht auch ein Kästchen, das Geld oder Kostbarkeiten enthält. Auf diesem steht der Hausgötze, und vor ihm Rauchwerk, Opferschälchen mit Reiß, Rosinen u. s. w. und Kerzen. — Die Kalmucken haben also angefangen, an Pracht in ihren Hütten zu denken; es herrscht aber in denselben weder Reinlichkeit noch Wohlgeruch.*)

Ist der Menschenverstand erst einmal aus seinem Schlummer geweckt worden, fangen die intellectuellen Anlagen des Menschen an, entwickelt zu werden, so ist es natürlich, daß der Mensch auch allmählig seine Aufmerksamkeit auf den Boden richten muß, den er bewohnt, und auf den Himmelsstrich, unter welchem er sich aufhält. Diese Aufmerksamkeit, mit der Nothwendigkeit vereinigt, muß die Erfindungskraft wecken und leiten, daß sie Mittel sucht gegen die schädlichen Wirkungen der Natur. So gibt es Gegenden, die Ueberschwemmungen ausgesetzt sind; die Einwohner haben daher, um die zerstörende Kraft derselben zu vermeiden, die Kunst erfunden, ihre Wohnungen auf Pfähle zu bauen. — So findet man es bei den Siamern. Ihre Häuser sind alle nur ein Stockwerk hoch, und von nichts als Bambusrohr gebaut, welches die Stelle der Balken, Mauern und Steine vertritt.

---

*) Beschreibung aller Nationen des russischen Reichs, von Georgi. Vierte Ausgabe. S. 408.

Der Fußboden ist auch von Bambus, der mit Matten bedeckt ist. Sie haben keine Fenster, sondern nur hölzerne Laden, die aufgeschlagen werden können. Die Dächer sind von Palmblättern. Da diese Häuser sehr leicht zu erbauen sind, so bekümmert man sich nicht viel darum, ob sie abbrennen. Während des Aufenthaltes Loubere's in Siam brannten einmal dreihundert Häuser ab, welche in zwei Tagen wieder aufgebaut waren. Doch ist die Einrichtung in diesen Häusern von einer ganz besondern Bauart, die darin besteht, daß alle Zimmer nicht auf einer Ebene neben einander liegen. Die vornehmsten Wohnzimmer, worin die Herrschaft sich aufhält, sind weit höher als alle die andern; die andern sind stets niedriger und niedriger, woraus folgt, daß man, da sie alle an einander stoßen, immer einige Stufen steigen muß, um von dem einen in das andere zu kommen, welches auch die Ursache von der Ungleichheit der Dächer ist. Eins ist niedriger als das andere. Außer dieser Bauart, wodurch sie sich von andern unterscheiden, haben sie auch bei ihren Feuerheerden die besondere und vernünftige Einrichtung, daß sie dieselben nicht, gleich andern rohen Völkern, in den Hütten haben und diese dadurch mit Rauch und Ruß füllen, sondern draußen in den Höfen. Ihr Heerd ist auch von andern darin verschieden, daß er ein mit Erde gefüllter Korb ist, der auf drei Stecken, wie ein Dreifuß, ruhet. Man kann nicht läugnen, daß diese Wohnungen mit einem gewissen Geschmack nach ihrer Art und zur Bequemlichkeit der Einwohner eingerichtet sind; sie sind aber auch so gebaut, daß sie gegen Ueberschwemmungen gesichert sind. Sie stehen daher auf Pfählen von Bambus, und sind ungefähr dreizehn Schuh über die Erde erhaben. Wenn sie in die Häuser hinauf wollen, brauchen sie statt einer Treppe eine Leiter, und wenn die Ueberschwemmung eintritt, hat jeder einen Kahn, der an seine Thür gebunden ist. *)

---

*) Beschreibung des Königreichs Siam, von De la Loubere.

Dieselbe Einrichtung findet man bei den Indianern auf Manila, deren Wohnungen ebenfalls von Bambus und mit Pisangblättern gedeckt sind. Um sich vor Feuchtigkeit zu bewahren, baut man sie ebenfalls auf Pfeilern, die acht bis zehn Fuß hoch sind, und man steigt auf einer kleinen Leiter hinein, welche, um gegen wilde Thiere und schlechte Menschen gesichert zu sein, jeden Abend weggenommen wird.*)

Auf der Insel Savu haben die Einwohner aus derselben Ursache dieselbe Bauart. Die Häuser sind auf dieser Insel alle nach einerlei Plan gebaut, und nur an Größe von einander verschieden. So giebt es einige, die wohl vierhundert, und andere, die dagegen nicht über zwanzig Fuß lang sind, nach dem Range und Vermögen ihres Eigenthümers; sie stehen aber insgesammt auf Pfosten, die vier Fuß hoch sind. Auf diese Pfosten ist ein starker hölzerner Fußboden gelegt. Der unterhalb befindliche Zwischenraum ist ganz frei. Auf dem Fußboden stehen andere Pfosten, um das Dach zu tragen. Dieses läuft von beiden Seiten schräg zusammen und ist mit Palmblättern gedeckt. Es reicht ein solches Dach bis auf zwei Fuß gegen den Fußboden herab, eben so weit ragt es auch seitwärts darüber hinaus. Unter diesem Dache ist der innere Raum der Länge nach in drei gleiche Theile abgetheilt. Der mittlere Theil ist mit einer Wand umgeben, die ungefähr sechs Fuß hoch ist, und dieses Zimmer ist für die Frauenspersonen. Der übrige Raum unter dem Dache ist offen, damit Luft und Licht frei hineinkommen.**)

Eine andere Methode, die Feuchtigkeit von den Wohnungen abzuleiten, haben die Kaffern erfunden. Ihre

---

Abth. 5. Cap. 2. Gegenwärtiger Zustand der Königreiche Siam, Pegu rc. von Salmon. S. 27.

*) Sonnerats Reise nach Ostindien und China. Cap. 2. §. 10.

**) Cook's Reise um die Welt; in Hawkesworths Geschichte der neuesten Reisen um die Welt. B. 4. S. 647 f.

Hütten sind weit höher und geräumiger, als die hotten-totischen, und haben auch eine regelmäßigere Gestalt. Jene ist eine vollkommen runde halbe Kugel; das Zimmerwerk ist aus einem festen und wohlverbundenen Gitter gemacht, weil ihre Hütten nicht, wie die hottentottischen, bestimmt sind, alle Augenblicke von einem Orte zum andern gebracht zu werden. Dieses Gitter ist von innen und außen mit einer Art von Letten überzogen, der aus Thon und Kuhmist zusammengeknetet ist. Diese Hütten machen einen reinlichern Anblick, als die hottentottischen Wohnungen, und in einiger Entfernung könnte man beinahe glauben, daß sie mit Mörtel überzogen wären. Die einzige Oefnung in diesen Hütten ist so eng und niedrig, daß man auf dem Bauche hinein kriechen muß. Dieses ist noch der engste Eingang, den man irgendwo bei den rohen Völkern findet, wenigstens kann er nicht enger sein. Aus welcher Ursache sie den Eingang so eng machen, kann ich nicht mit Gewißheit sagen. Vielleicht thun sie es aus derselben Ursache, wie die Chiquitos in Amerika, welche, dem Berichte des Charlevoix zufolge, auch den Eingang der Hütten sehr niedrig machen, um sich gegen die Pfeile ihre Feinde in Sicherheit zu setzen, und der Plage der Mücken und anderer Insekten zu entgehen, womit die Luft in diesem Lande beständig angefüllt ist.*) — Uebrigens haben die Kaffern, wie die meisten andern rohen Menschen, den Heerd in der Hütte, der rund herum einen zwei bis drei Zoll hohen Rand hat, um das Feuer zusammen zu halten, damit es die Hütte nicht beschädige. Aber das, wodurch sie sich an Erfindungskraft auszeichnen, ist dies, daß sie auswendig rund um ihre Hütten herum einen kleinen Graben ziehen, der etwa einen halben Fuß tief und breit ist, der das Wasser aufnimmt und

---

*) Geschichte von Paraguay, von Charlevoix, Buch 1. S. 218.

dazu diene, alle Feuchtigkeit von der Hütte abzuhalten*). Dies ist eine Ueberlegung, die unser roher gemeiner Mann bei Erbauung seiner Hütten nicht einmal zu gebrauchen weiß.

So wie aber verschiedene rohe Völker des Erdbodens bemüht waren, sie darnach ihre Hütten einzurichten; so richteten andere sie nach der Beschaffenheit der Witterung ein. So findet man es bei den Otaheitiern. Ihre Wohnungen sind ganz ohne Geschmack erbaut, aber doch dem warmen Himmelsstriche, unter welchem sie wohnen, vollkommen angemessen. Die Bauart der größern sowohl als der kleinern Häuser ist durchgehends einerlei. Ich will eine Beschreibung eines Hauses von der mittlern Größe geben. Der Grund, worauf ein solches Gebäude stehet, ist ein längliches Viereck, das vier und zwanzig Fuß lang und eilf breit ist. Ueber dieses wird ein Dach gebaut, welches auf drei Reihen von Säulen ruht, die einander gegenüber stehen, auf jeder Seite eine, und die andere in der Mitte. Dieses Dach hat zwei flache Seiten, die oben in eine Spitze zusammenlaufen. Die größte inwendige Höhe ist ungefähr neun Fuß. Die Seiten des Dachs reichen so weit gegen den Boden hinab, daß die untersten Enden nicht viertehalb Fuß von demselben entfernt sind. Unter diesem Dache ist alles offen, und an beiden Enden der Wohnung ist die ganze Höhe von oben bis unten frei gelassen. Das Dach ist mit Palmblättern und der Boden einige Zoll hoch mit weichem Heu bedeckt, worüber Matten gelegt sind, so daß der ganze Boden ein Lager ausmacht, auf welchem sie bei Tage sitzen und des Nachts schlafen. Doch findet man in einigen Häusern wenigstens einen Stuhl, dieser aber gehört dem Hausvater ganz allein zu. Außerdem haben sie gar kein Hausgeräth,

*) Le Vaillant's Reise in das Innere von Afrika. Th. [illegible] S. 240.

wenn man anders nicht einige wenige Holzböcke dazu rechnen will, deren obere Seite halbrund ausgehöhlt ist, und die ihnen statt der Kopfkissen dienen. Die Kleider, die sie am Tage auf dem Leibe tragen, dienen ihnen des Nachts zur Decke. Die weiche Flur des Hauses ist das gemeinschaftliche Bett der ganzen Familie und durch keine Scheidewände abgetheilt. Der Hausvater und seine Frau schlafen in der Mitte, zunächst bei ihnen die verheiratheten Personen, neben diesen die unverheiratheten Frauenspersonen und in einer kleinen Entfernung von diesen die ledigen Mannspersonen. Das Gesinde schläft in der freien Luft, ausgenommen, wenn es regnet; in welchem Falle man ihnen einen Zipfel unter dem äußersten Rande des Daches einräumt. — Solche Häuser sind für ein Volk sehr bequem eingerichtet, welches nicht den geringsten Begriff von Schamhaftigkeit hat, ohne Scheu alle seine sinnlichen Triebe im Beisein anderer befriedigt, und bei welchem beide Geschlechter ohne Zwang und Zurückhaltung diese Hauptquellen ihres Vergnügens zum Gegenstande ihrer Gespräche machen. — Obgleich aber die Otaheitier bei der Einrichtung dieser Wohnungen den Wohlstand nicht berücksichtigt haben, den sie nicht dem Namen nach kennen, so wissen sie sich doch im Bau derselben nach dem warmen Himmelsstriche zu richten, unter welchem sie wohnen. Sie erbauen solche durchgängig im Walde, zwischen der See und den Gebirgen, und für jedes Haus wird nur so viel Grund von Bäumen frei gemacht, daß die Regentropfen von den Aesten der zunächst stehenden Bäume aufs Dach der Wohnung nicht fallen können. Aus dem Hause tritt daher der Bewohner sogleich in den Schatten, welches in einem so warmen Klima ungemein angenehm und kühlend ist. Die Häuser sind auch nirgends mit Wänden eingefaßt; sie stehen also dem Winde, woher er auch wehen mag, offen.*)

---

*) Cook's Reise um die Welt; in Hawkesworths

Es ist nicht zu läugnen, daß die Otaheitier, so geschmacklos auch die Bauart ihrer Häuser ist, doch die Kunst verstehen, sie so einzurichten, daß sie dem Himmelsstriche, worunter sie wohnen, angemessen sind. Auf den Schifferinseln hingegen zeigen die Einwohner eine weit größere Entwickelung des Verstandes. Ihre Häuser sind eben so geschmackvoll erbaut, als bequem eingerichtet. La Perouse behauptet, daß die üppigste Einbildungskraft sich kaum eine angenehmere Lage, als die der Dörfer auf der Insel Oyolava, malen könne. Alle Häuser sind unter Fruchtbäumen erbaut, die in diesen Wohnungen eine eben so gesunde als angenehme Kühle unterhalten. Sie liegen am Ufer eines Baches, der von den Bergen herabströmt und sich um das Dorf herum und bei demselben vorbei schlängelt. Ihre Baukunst hat zum Hauptzweck, sie gegen die Hitze zu sichern, und sie wissen Eleganz bei ihren Wohnungen anzubringen. Ihre Häuser sind groß genug, mehrere Familien zu beherbergen. Sie sind mit Jalousien umgeben, die auf der Windseite auf- und auf der Sonnenseite zugezogen werden. Die Insulaner schlafen auf sehr feinen Matten, die sie vollkommen gegen Feuchtigkeit sichern. — Auf der Insel Maouna, einer von den Schifferinseln, ging La Perouse in eine Hütte hinein, die seiner Meinung nach dem Anführer gehörte, und sein Erstaunen war außerordentlich, ein geräumiges, vergittertes Kabinet zu finden, das so gut als keines um Paris herum aufgeführt war. Der beste Baumeister, sagt er, hätte den äußersten Enden der Ellipse, die diese Hütte einschloß, keine elegantere Krümmung geben können. Eine Reihe Säulen, fünf Fuß weit von einander entfernt, lief um dieselbe herum. Diese Säulen waren aus sehr sauber bearbeiteten Baumstämmen gemacht, wie

Geschichte der neuesten Reisen um die Welt. B. 5. S. 493.

schen welchen feine Matten angebracht waren, die künstlich, wie Fischschuppen, einander deckten und durch Stricke, wie unsere Jalousien, auf- und niedergezogen werden konnten. Das Uebrige des Hauses war mit Kokosblättern gedeckt. *) Man kann diesen Insulanern eben so wenig Erfindungsgeist absprechen, indem sie ihre Wohnungen so einzurichten wissen, wie sie dem warmen Klima, worin sie wohnen, am angemessensten sind, als Geschmack in der Ausführung dieser Einrichtungen; aber dessen ungeachtet waren diese Insulaner doch sehr barbarisch und unmenschlich, woraus man sieht, daß eine barbarische Denkungsart bei einem feinen Kunstgeschmack sehr gut bestehen kann.

Wie diese Insulaner ihre Häuser so zu bauen wußten, daß sie sie gegen die Hitze sichern konnten, so wissen die Einwohner der Insel Segalien ihre Wohnungen so einzurichten, daß sie in denselben Schutz gegen die Kälte haben können. Aber was den Kunstgeschmack betrifft, so stehen die Bewohner dieser kalten Erdstriche jenen Insulanern weit nach, die in dem warmen Klima wohnen. Ihre Hütten sind, dem Berichte La Perouse's zufolge, mit vieler Einsicht gebaut. Man hat dabei alle Vorkehrung gegen die Kälte getroffen. Sie sind aus Holz, mit Birkenrinde verkleidet und mit einem Sparrwerke versehen, das, so wie die Strohdächer unsrer Bauerhäuser, mit trocknem Stroh gedeckt ist. Die Thür ist auf der Giebelseite angebracht und sehr niedrig, wahrscheinlich um dadurch die Kälte zu vermindern. Inwendig sind ihre Hütten mit Matten ausgeschlagen. Kleine Bänke oder Breter, acht bis 10 Zoll hoch, laufen rings in denselben herum. So hat man allerdings bei der Einrichtung die-

*) La Perouse's Reise um die Welt. B. 2. in Magazin von merkwürdigen neuen Reisebeschreibungen. B. 17. S. 188 und 225 ff.

ser Hütten auf die Beschaffenheit des Klima's Rücksicht genommen, aber nichts mit Kunstgeschmack, nichts für Reinlichkeit gethan. Der Feuerheerd war nicht allein, wie in den Wohnungen aller ganz rohen Völker, mitten in der Hütte, sondern es war auch hier ein unausstehlicher Gestank von Fisch und Thran. Diesen Gestank fühlten die Einwohner nicht, äusserten im Gegentheil einen Widerwillen gegen das wohlriechende Wasser, welches die Franzosen ihnen gaben. Dies scheint zu beweisen, daß die angenehmen Geruchsempfindungen, so wie die des Geschmacks, von der Gewohnheit abhängen.*) Diese Insulaner haben also zwar so viel Erfindungskraft, daß sie ihre Hütten nach der Beschaffenheit des Klima's einzurichten wissen; es fehlt ihnen aber an Kunstgeschmack, welcher unter den kältern Himmelsstrichen langsamer geweckt wird. Ueberdies sind sie äuserst arm; und wenn ein Volk von Armuth gedrückt wird, so muß es ihm eben sowohl an Geschmack in der Baukunst, als an Vermögen zur Befriedigung desselben fehlen, so wie Armuth und Unreinlichkeit auch gewöhnlich mit einander gepaart sind. Diese Insulaner haben in der That mehr Cultur, als viele andere; daß sie es aber in der Einrichtung ihrer Gebäude nicht weiter als andere gebracht haben, muß ohne Zweifel grossentheils ihrer äussersten Armuth zugeschrieben werden.

Noch will ich dies zufügen, daß, wie die rohen Menschen anfangs nur daran dachten, sich gegen die Gewalt der Witterung zu schützen, ohne auf die Dauer und Stärke ihrer Hütten Rücksicht zu nehmen, so fingen sie doch allmählig hie und da an, zugleich die Dauer in Betracht zu ziehen; für diese konnten aber auch nur diejenigen arbeiten, die durch kein Bedürfniß sich genöthigt sahen, ihren Wohnort zu verändern, sondern wußten, daß

---

*) La Perouse a. St. S. 61 ff.

sie an dem Orte beständig bleiben könnten, wo sie ihre Wohnung einst aufgeschlagen hätten.

Zur Beförderung dieser Stärke und Dauerhaftigkeit der Wohnungen erfand man auch nach und nach verschiedene Mittel. So die krimmischen Tartaren. Ihre Bauart besteht darin, daß sie einige Pfosten an die Stellen setzen, wo die Ecken und Oefnungen des Hauses sein sollen, die senkrecht errichtet und mittelst eines Hauptbalkens, worauf die Bodenbalken ruhen, zusammengefügt sind. Dies macht den vornehmsten Plan des Hauses aus. Ist das Gebäude so eingerichtet worden, so werden zwischen diesen ersten Pfosten andere dünnere, gleichfalls senkrecht, einen Fuß weit von einander gesetzt, um den Raum zwischen den ersten auszufüllen und zugleich darin eine Flechte von Haselruthen zu winden, wodurch das ganze Gebäude das Ansehen eines Korbes gewinnt. Darauf wird diese Art Korbmatte mit einem zubereiteten, mit kleingehacktem Stroh vermischtem Schlamme oder Letten beworfen, und oben darauf wieder eine Lage von weißen, wollichen Flocken gelegt, welche nebst der Farbe, womit die Pfosten, Thüren, Fensterrahmen und Grundschwellen überstrichen werden, dem Gebäude ein ganz angenehmes Aeußeres geben. Diese Bauart soll, dem Berichte Tott's zufolge, dauerhafter sein, als man nach dieser Beschreibung glauben sollte. *)

Diese Bauart ist indeß nicht allgemein, sondern scheint vielmehr dem krimmschen Volke eigen zu sein. Die allgemeinste Bauart, nachdem man angefangen hatte, dauerhafte Gebäude aufzuführen, ist von Holz und Stein zu bauen. Der Leser wird im Vorigen verschiedene Völker bemerkt haben, die Holz zu ihren Hütten gebraucht, einige unter den kältern Himmelsstrichen, die aus Planken

*) Tott's Efterretninger om Tyrkerne og Tartarerne. B. 3. S. 327.

bauen, andere unter den Bäumen, die ihre Wohnungen aus Bambus errichten. Ich will daher noch bloß der Einwohner von Nutka Erwähnung thun, um zu zeigen, wie weit diese Bauart in Zimmerarbeit sich erstreckt. — Ihre Häuser sind aus Planken erbaut, die auf ihren Kanten über einander liegen, hin und wieder mit Bändern von Fichtenrinde gebunden und, an Pfähle befestigt sind, die außerhalb in ziemlicher Entfernung von einander stehen. Die vordere Wand des Hauses ist sieben bis acht Schuh hoch. Die hintere Wand ist etwas höher, folglich bekommen die Planken, die das Dach ausmachen, nach vorn zu einigen Abschuß. Befestigt sind diese Dachplanken nicht, damit man sie beim Regenwetter dicht aneinander, bei schönem Wetter hingegen auseinander rücken kann, um das Tageslicht hinein und den Rauch hinaus zu lassen. Es gibt keine ordentliche Thür, sondern man geht entweder durch ein Loch aus und ein, das zufälliger Weise, weil eine Planke zu kurz war, entstanden ist, oder die Planken stehen an einer Stelle etwa zwei Schuh weit von einander. In den Wänden sind Löcher ausgeschnitten, durch die man hinaus sehen kann, und vor welchen Stückchen von Matten hangen, um das Hineinregnen zu verhüten. Diese Löcher sind aber sowohl ihrer Form als ihrer Lage nach unregelmäßig. Innerhalb des Hauses sieht man ungehindert von einem Ende zum andern. Zwar bemerkt man auf beiden Seiten an den Wänden kleine Abtheilungen für jede besondere Familie, die im Hause wohnt; allein diese Abtheilungen versperren nicht die Aussicht, denn sie laufen nicht weiter, als gegen die Mitte des Hauses hin. Diese Wohnungen gleichen also inwendig unsern Ställen, wo an beiden Seiten Abtheilungen und in der Mitte ein breiter Gang angebracht ist. In jeder Abtheilung steht dicht an der Wand eine fünf bis sechs Zoll hohe, mit Matten bedeckte Bank von Bretern, worauf die Familie sitzt oder schläft. Gemei-

wöhnlich sind diese Bänke sieben bis acht Schuh lang und vier bis fünf Schuh breit. Mitten im Hause auf der Erde ist die Feuerstätte, die aber keinen Schorstein hat, weshalb auch der Rauch auf die oberwähnte Art hinaus ziehen muß.*) Auf solche Art bauen diese rohen Menschen stark und dauerhaft; allein für Geschmack, Regelmäßigkeit und Bequemlichkeit haben sie durchaus kein Gefühl.

An andern Orten fingen die rohen Völker an, ihre Wohnungen von Steinen zu erbauen, aber eben so geschmacklos, wie die andern, die von Planken bauen. So findet man es in Tibet. Die Häuser gleichen hier Ziegelscheunen, weshalb die Dörfer auch ein elendes Ansehen haben. Die Häuser sind von rohen Feldsteinen, ohne Kalk und Mörtel, aufgeführt. So weit ist man hier in der Baukunst nicht gekommen, daß man die Kraft des Kalkes kennt, die Steine zusammen zu binden. Wegen der schneidenden Winde haben sie nur drei oder vier kleine Oeffnungen, Licht herein zu lassen. Das Dach ist eine flache Terrasse, mit einer kleinen Mauer von losen Steinen umgeben. Auf diesen liegen einzelne Steinhaufen, in welchen ein Zweig oder eine kleine Fahne steckt, von denen eine Schnur niederhängt, an welcher Papierstreifen oder weiße Läppchen befestigt sind und von einer Hütte zur andern laufen, die bösen Geister abzuwehren.**) Wie man mit einem Fünkchen Menschenverstand dieses Mittel für geschickt halten könne, diese Absicht zu befördern, läßt sich nicht begreifen; aber die Mittel, die der rohe, gemeine Mann überhaupt anwendet, den Teufel zu entfernen, sind eben so unerklärbar. Der rohe, ge-

*) Cook's dritte Entdeckungsreise, von Georg Forster. B. 3. S. 61 ff.

**) Turners Reisen nach Butan und Tibet, von Sprengel. S. 84.

meist. Man fragt sie nach dem Zusammenhange zwischen Ursache und Wirkung. Es wäre der Mühe werth, den Ursprung von dergleichen Künsten aufzusuchen; denn einen Ursprung, eine Veranlassung müssen sie doch wohl haben? Daß die Anwendung dieser Künste keine Wirkung auf die bösen Geister thut, ist leicht zu erklären; denn wo keine Ursache ist, kann auch keine Wirkung sein.

Bei den Peruanern findet man ebenfalls, daß sie die Kunst verstanden haben, aus Stein zu bauen, obgleich sie nicht immer Gebrauch davon machten. Die Nothwendigkeit hatte sie gelehrt, sich Wohnungen zu verschaffen, damit sie sich im benöthigten Falle gegen die rauhe Witterung schützen konnten. — Ihre Hütten sind rund und etwa mannshoch. Die Wände stehen gerade und sind von einem Dach bedeckt, welches die Form einer Pyramide hat. Inwendig haben sie eine kleine Erhöhung rund herum, auf welche sie Thierhäute ausbreiten, um darauf zu liegen. In der Mitte steht der Heerd. Das ganze Gebäude hat keine andere Oeffnung, als die Thür, die sehr eng und nur so hoch ist, daß man hineinkommen kann. Durch diese, die Zweige und das Laub, woraus das Dach besteht, zieht der Rauch hinaus. Insofern sind ihre Hütten von der nämlichen Einrichtung, wie in andern Welttheilen. Aber in Ansehung der Stärke und Dauerhaftigkeit haben sie einen Vorzug vor vielen andern, da einige dieser Hütten aus Stein und Lehm, andere aus Holz erbaut sind. An den letztern verschmiert man die Oeffnungen mit Lehm. Inwendig an der Wand macht man einige länglich viereckige Löcher, etwa einen Fuß hoch und einen halben Fuß breit, so wie sie noch in den Palästen der Ynka's in Peru sollen zu sehen sein. In diese setzt man sein Hausgeräth und andere Sachen, die man braucht. Jede Familie hat ihre eigene Hütte von einerlei Form und Einrichtung, nur mit dem Unterschiede, daß einige größer sind als andere.

Es muß Armuth, Genügsamkeit oder hergebrachte Sitte sein, die es verursacht, daß sie die Privathäuser so klein bauen. Sie wissen größere Gebäude aufzuführen; denn man findet in jedem Dorfe eine öffentliche Hütte, in welcher rings umher Erhöhungen sind. Diese ist länglich und viereckig, und weit größer, als die Privathütten. In dieser versammeln sie sich und berathschlagen sich mit einander über die Zeit, da sie auf Jagd oder Fischerei ausgehen, über die Orte, wo sie sich vertheilen, und über die Zeit, wie lange sie ausbleiben sollen, um sich wieder zu versammeln. Hier überlegen sie auch ihre Streifereien gegen die fremden Colonisten, und was sie dabei vornehmen wollen. Hier versammeln sie sich auch zu ihren Trinkgelagen und zu ihrem Tanz. Oben über diesem Gebäude haben sie ihr Korn-Magazin, wo sie den Mais und die Kürbisse, die sie eingeerndtet haben, aufbewahren, woraus man schließen muß, daß diese Wohnungen ziemlich geräumig sein müssen. — Uebrigens findet man in ihren Städten weder Gassen noch Plätze. Ihre Hütten stehen ohne alle Ordnung. Gemeiniglich legen sie ihre Städte am Ufer der Flüsse an.*) Die Peruaner waren also in der Baukunst um einen Schritt weiter gekommen, als viele von den andern rohen Völkern, da sie, die sich anfänglich in Höhlen und hohlen Bäumen aufhielten, wie ich oben gezeigt habe, jetzt allmählig so weit gekommen waren, daß sie nicht allein große Gebäude aufzuführen, sondern auch ihre Hütten von Lehm und Stein zu bauen wußten. Hierzu war doch allerdings eine kleine Entwickelung der intellektuellen Anlagen nöthig.

*) De Ulloa physikalische und historische Nachrichten vom südlichen und nordöstlichen Amerika. Th. 2. Abschn. 18.

Kap. 4.

Bequemlichkeit, Pracht und Kunstgeschmack im Bauwesen.

Ich kann begreifen, daß der Leser jetzt müde sein könne, von einem Welttheile zum andern länger herumzuwandern, um das Menschengeschlecht in Felsenhöhlen, Erdgruben und Hütten, von Finsterniß, Rauch, Dampf und allerlei Unreinlichkeiten umgeben, zu sehen. Ich will ihn daher zu den Völkern hinführen, die durch eine steigende Cultur angefangen haben, sich in ihrer Bauart über die Hüttenbewohner zu erheben, so wie einige der Hüttenbewohner vieles vor denjenigen voraus haben, die in Erdgruben wohnen.

In den Gegenden, wo die intellektuellen Anlagen am meisten entwickelt wurden, wo die Cultur durch glückliche Umstände einen gewissen Grad von Vollkommenheit erreichte, wo Ackerbau, Handel und Wohlstand mit der Cultur zunahmen, da mußte der Kunstgeschmack allmählig mit dem Kunstfleiße zunehmen, da mußten die Menschen auch anfangen, daran zu denken, wie sie ihre Gebäude nicht allein bequem einrichten, sondern auch schön und prachtvoll erbauen könnten. Es ist aber natürlich, daß der Geschmack im Schönen und Prachtvollen in einem genauen Verhältnisse zu der Verstandesbildung dieser Menschen stehen müßte. Wir können daher von den Chinesen, Hindostanern und Malabaren denselben Geschmack nicht erwarten, wie von den europäischen Nationen. Es ist außerdem etwas Sonderbares um den Geschmack. Was einer schön findet, findet der andere häßlich. Die Verschiedenheit der Gewohnheiten und Gefühle bewirkt ein ganz verschiedenes Urtheil, man möge nun das Schöne in der Natur oder in der Kunst beurtheilen. Zwar kann es nicht geläugnet werden, daß es feste Regeln gibt, nach

welcher man sich in seinen Urtheilen richten kann; aber nur bei einem hohen Grade von Verstandeskultur, die den rohern oder weniger gebildeten Völkern mangelt, können diese Regeln gefaßt und der richtige Geschmack für das Schöne geweckt werden.

Es sind besonders die südlichern und wärmern Gegenden Asiens, die sich durch geschmackvolle und prächtige Gebäude auszeichnen; es sind aber auch diese Gegenden, die sich an Verstandescultur und Kunstfleiß vor andern auszeichnen. Zwar findet man an einzelnen Orten in den andern Welttheilen einige Spuren einer Art von Kunstgeschmack; diese sind aber weder so allgemein, noch haben sie einen so hohen Grad von Vollkommenheit erreicht, wie unter den warmen Himmelsstrichen Asiens. — La Perouse fand, wie ich oben gesagt habe, auf einer von den Schifferinseln ein geräumiges, vergittertes Kabinet, welches so geschmackvoll und künstlich erbaut war, daß er sich nicht genug darüber wundern konnte. Daß man auf den nördlichen Küsten von Afrika, bei den Marokkanern und Algierern, sowohl Bequemlichkeit als eine Art von Geschmack in den Gebäuden der Großen findet, ist bekannt genug. Selbst in Amerika gibt es einzelne Völker, denen man Geschmack und Pracht in der Baukunst nicht ganz absprechen kann. Die Städte der Manjacicas, einer Völkerschaft in Paraguay, sind, dem Berichte des Charlevoix zufolge, ziemlich schön. Man trifft in denselben große und gerade fortlaufende Straßen, öffentliche Plätze und drei bis vier große Häuser an, die in Säle und verschiedene Gemächer abgetheilt sind, worin die Caziken und die vornehmsten Beamten wohnen. Die Säle, sagt er, sind theils zu den öffentlichen Versammlungen, theils zu dem Gottesdienste bestimmt, denn ordentliche Tempel haben sie nicht. Diese Häuser sind alle sehr schön von Holz gebaut, obgleich sie kein anderes Werkzeug haben, als Aexte von Stein.*)

*) Geschichte von Paraguay, von Charlevoix. Buch 15. S. 252.

Die Mexikaner hatten es auch in der Baukunst so weit gebracht, daß es den Spaniern Verwunderung erweckte. Die Häuser der Armen waren nur mäßig und denen gleich, die man gemeiniglich bei andern rohen Völkern findet. Sie waren entweder von Rohr, oder ungebrannten Ziegeln, oder von Stein und Schlamm gebaut. Die Dächer waren von einem langen Grase, oder von Aloeblättern, die wie Ziegel, denen sie an Dicke und Gestalt ziemlich gleichen, über einander gelegt wurden. Einer von den Balken, die das Haus trugen, war gemeiniglich ein wohlgewachsener Baum, der ihnen nicht allein durch Laub und Schatten Vergnügen gewährte, sondern auch Arbeit und Kosten durch seinen Stand verminderte. Eine solche Wohnung hatte meistens nur eine Kammer, worin man die ganze Familie, die ihr gehörigen Hausthiere, den Feuerheerd und alles Geräth beisammen antraf. War die Familie nicht gar zu arm, so waren mehrere Zimmer, ein Schlafstübchen, ein Bad und ein kleiner Kornboden im Hause vorhanden. — In diesen Gebäuden findet man weder Geschmack noch Pracht; hieran war aber Armuth einzig und allein die Ursache; denn die Tempel, wie auch die Häuser der Reichen und Vornehmen, waren von Stein und Kalk gebaut, geräumig und prächtig. Viele von diesen Häusern hatten Thürme und wohlangelegte Gärten mit Fischteichen.*)

So findet man wirklich an einzelnen Orten in allen Welttheilen etwas Gefühl für Bequemlichkeit, Geschmack und Pracht in den Gebäuden. Aber dies Gefühl ist in keinem Welttheile so allgemein, wie in den südlichen Gegenden Asiens. Der Türken und Perser will ich nicht erwähnen. Was ich von ihnen sagen kann, wird den mehr

---

*) Clavigero's Geschichte von Mexiko. Buch 7. Abschnitt 53.

[illegible] Besitz bekannt sein. Ich will bloß die Chinesen und die kultivirteren Indianer anführen.

Die Chinesen können eben nicht im Allgemeinen ihrer Baukunst wegen gerühmt werden. Die Häuser der Privatpersonen sehn sehr schlecht aus. Bei dem Bau derselben sehen sie bloß auf Bequemlichkeit. In den Dörfern sind die Häuser meistentheils von Erde und Lehm aufgebaut und sehr niedrig. Die Dächer sind aus Rohr gemacht, das mit Erde überdeckt ist. Aber von den Gebäuden des Landvolkes kann man keinen sichern Schluß auf die Baukunst in einem Lande machen; denn alsdann würde man in den meisten europäischen Staaten von dem Geschmacke in der Baukunst einen sehr ungünstigen Begriff bekommen. — Die Häuser vornehmer und reicher Leute verdienen auch eben keine sonderliche Aufmerksamkeit. Es würde ein Mißbrauch des Wortes sein, wenn man sie Paläste nennen wollte. Sie haben, wie die Häuser armer Leute, ebenfalls nur ein Stockwerk und sind nur etwas mehr über die Grundfläche erhoben. Aber die große Menge der Höfe, Vorsäle und wohnbaren Zimmer ersetzt den Mangel an Schönheit und Pracht. So können, dem Berichte Du Halde's zufolge, die Häuser der vornehmsten Mandarinen, der Prinzen und anderer reichen und mächtigen Personen einen wegen ihres ungemeinen Umfanges und ihrer Weitläuftigkeit in Verwunderung setzen. Obgleich es aber den Privatgebäuden an Regelmäßigkeit fehlt, so sieht man doch an dem kaiserlichen Palaste und einigen öffentlichen Gebäuden, Thürmen, Triumphbogen, Pforten, Stadtmauern, Brücken, Dämmen und Pagoden, daß es den Chinesen an Geschmack in der Baukunst nicht mangelt.

In dem Innern der Gebäude großer Herren findet man sowohl Pracht als Geschmack; doch ist beides vom europäischen Geschmacke weit unterschieden. Man findet hier große Laternen, die mit gemalter Seide überzogen

und oben an der Decke aufgehängt sind. Man siehet Tische, Schränke, Stühle, die mit einem schönen rothen oder schwarzen Firniß so künstlich und sauber überzogen sind, daß man die Adern des Holzes dadurch sehen kann. Man sieht allerhand Figuren von Gold und Silber oder andere Gemälde, die gleichfalls mit Firniß überzogen sind. Die Speise- und Schenktische, wie auch die Schränke sind mit dem kostbarsten Porcellain besetzt. Ueberdies sind an verschiedenen Orten große Stücke von weißem Atlas aufgehängt, auf welchen Berge, Landschaften, Vögel, Blumen und dergleichen abgemalt sind. Auf einigen andern sind gewisse Sittenregeln mit großen Buchstaben geschrieben. Die Schlafzimmer großer Herren haben ebenfalls ihre Schönheit und Bequemlichkeit. Das Bettgestell ist gemalt, vergoldet und mit allerlei Laubwerk geschmückt. Die Vorhänge sind nach den Jahrszeiten eingerichtet. Im Winter und in den nördlichen Gegenden bestehen sie aus einem doppelten Atlas, im Sommer aber entweder aus Taffet, der mit Blumen, Vögeln, Bäumen und dergleichen bemalt ist, oder aus einem sehr feinen Zeuge, den die Luft durchstreichen kann, wodurch aber keine Mücken kommen können. In den mitternächtlichen Provinzen ist im Schlafzimmer auch ein kleiner Ofen befindlich, dessen Hitze sich durch kleine Kanäle unter dem Fußboden ausbreitet und endlich durch einen Schorstein hinaus gehet. Dadurch wird das Bett und das ganze Zimmer warm. *) Findet man also eben nicht, in Ansehung der Privatgebäude, viel Kunstgeschmack in der Anlage derselben, so kann man doch den Chinesen Gefühl für Geschmack und Pracht in der innern Auszierung ihrer Gebäude keinesweges absprechen.

Die Hindostaner wenden ebenfalls nur wenig Kunst-

*) Du Halde's ausführliche Beschreibung des chinesischen Reichs. Th. 2. Abtheil. 1. Abschn. 16.

fleiß auf ihre Privatgebäude; aber deshalb sind sie nicht ohne Kunstgeschmack. Ihre Häuser sind sehr armselige, von Lehm aufgeführte und mit Schilf gedeckte Hütten. Vorn an diesen Hütten sind Schoppen, von kleinen Pfeilern unterstützt, unter welchen Bänke von Erde aufgeworfen sind, wo die Leute ihre Waaren zum Verkauf niederlegen, oder auf Matten sitzen und mit ihren Freunden sprechen. Diese Hütten haben keine Fenster nach der Straße. Auch findet man in denselben weder Betten, noch Tische, noch Stühle, sondern nur Matten und Kissen, worauf man liegt. Doch haben sie weder Schorsteine noch Küchen in ihren Häusern, wie andere rohe Völker, sondern bereiten ihr Essen in ihren Höfen oder besondern kleinen Hütten zu, die etwas vom Hause abstehen. — Nicht allein ihre Dörfer bestehen aus solchen Hütten, sondern man findet dergleichen auch in ihren ansehnlichsten Städten.

Nach dieser Beschreibung sollte man den Hindostanern nicht vielen Kunstgeschmack in der Baukunst zutrauen; betrachtet man aber ihre öffentlichen Gebäude, so kann man ihnen doch denselben nicht absprechen. Einige ihrer Tempel sind sehr schöne steinerne Gebäude, mit hohen Spitzen, und von innen sowohl als von außen mit vielerlei ausgehauenen Bildern verziert. Inwendig aber sind sie sehr enge, indem sie nur ein langes, finsteres Zimmer ohne Fenster haben, welches von Lampen erleuchtet wird, die beständig vor ihren Götzenbildern brennen. — Ohne Zweifel muß dies zur Feierlichkeit des Gottesdienstes gehören, daß die Tempel finster sein sollen, damit sie mit Lampen erheller werden können. Diese Lichter in einem finstern Tempel flößen wirklich dem sinnlichen, gemeinen Manne ein Ehrfurchtsgefühl und eine feierliche Andacht ein. Auf dem Lande sind diese Pagoden sehr klein und kaum groß genug für das Bild, das darin stehet. — Obgleich die Hindostaner sich durch diese Dorfpagoden nicht

auszeichnen, so kann man ihnen doch Geschmack und beträchtliche Fortschritte in der Baukunst keinesweges absprechen. Die Einrichtung ihrer Brunnen sind hiervon ein hinlänglicher Beweis. Einige derselben haben über tausend Schritte im Umfange und sind mit Quadersteinen ausgesetzt. In der Mitte ist öfters ein Lusthaus von Stein mit Gallerien umgeben, von denen man auf steinernen Stufen zum Wasser hinunter gehen kann. Diese Brunnen sind so eingerichtet, daß sich verschiedene Personen zugleich baden können, ohne von jemand gesehen zu werden *). Die Hindostaner müssen also unstreitig Geschmack in der Baukunst haben. Daß ihre eigenen Häuser so schlecht und geschmacklos sind, ist wohl zum Theil der Armuth und dem drückenden mahomedanischen Joche, worunter sie jetzt leben, zuzuschreiben. Vielleicht sind auch diese kostbaren Gebäude von ihnen aufgeführt gewesen, ehe die Mahomedaner sie unter ihre Botmässigkeit brachten.

Die Maratten haben, in Ansehung der geschmackvollen Einrichtung ihrer Privatgebäude, den Vorzug vor den Hindostanern. Zwar sind die Häuser auf dem Lande sehr einfach. Sie sind von Bambusrohr und Palmenholz gebaut und mit Palmblättern oder mit Heu gedeckt. Ihre Wände sind von Binsen geflochten und mit Lehm beworfen. Hingegen sind die Häuser in den Städten schön und in edlem Geschmacke. Gewöhnlich haben sie nur zwei Stockwerke. Zu beiden Seiten sind zwei kleine Kabinette befindlich, worin sie ihre kostbarsten Sachen aufbewahren. In der Mitte ist ein großer Raum, wo Teppiche ausgebreitet und Besuche angenommen werden. Die Hauptseite des Gebäudes ist offen. Sie wird von innen durch Säulen gestützt, und von außen läuft

*) Gegenwärtiger Staat von Hindostan, von Salmon. Cap. 5.

eine Gallerie um die Mauer, welche die andern drei Seiten einschließt. Der Fußboden dieser Häuser besteht aus weichen Steinen, die zerstoßen und mit Gyps, Oel und Eiweiß vermischt sind. Dies wird eine feste Masse, welche, wenn man den Fußboden damit belegt, so dicht und eben wird, daß sie, dem Anschein nach, nur einen einzigen Stein von einer so glänzenden Glasur ausmacht, daß unsre getäfelten Boden diesem an Schönheit nicht gleich kommen. Die Dächer der Häuser sind flach und mit eben dieser Materie bedeckt.*) Auf die nämliche Art wird auch die Masse zubereitet, womit die Türken die Kegelbahnen und die Terrassen auf den Häusern belegen, welche dadurch so dicht werden, daß auch nicht ein Tropfen Wasser bei dem stärksten Regen durchdringen kann.

Bei den Malabaren sind die Häuser armer Leute sehr schlecht, wie bei den Maratten. Ihre Hütten sind aus Zweigen des Kokosbaums geflochten, und mit dessen Blättern, oder auch wohl mit Stroh oder Schilf gedeckt. Der Eingang zu diesen Wohnungen ist niedrig und das Innere finster. Die Häuser der Vornehmen und Reichen hingegen bestehen aus zwei Stockwerken. Vor dem untersten ist gewöhnlich ein kleiner Vorsaal angebracht, der auf dünnen Pfeilern von Tekaholz ruhet, welches gelb aussieht und sehr hart ist. Dieser Vorsaal vertritt die Stelle des Gesellschaftszimmers. Im obern Stockwerke pflegen die Bewohner zu schlafen, zu studiren, oder andere Geschäfte zu besorgen, wobei niemand zugegen sein soll. Sie haben auch Gebäude von sieben Stockwerken, die Thürme genannt und als Paläste betrachtet werden, deren sich nur ein König oder sonst ein regierender Herr bedienen darf. Forster gibt ihnen auch das Zeugniß, daß

*) De Page's Reisen um die Welt. Th. 2. S. 279 ff.

ihre Baukunst bei großen öffentlichen Gebäuden, besonders gottesdienstlichen und wissenschaftlichen, z. B. Observatorien, nicht zu verachten sei. Er sagt, daß ihr Mörtel, zu dem sie auch Oele mischen, sehr fest und beinahe unzerstörbar sei.*)

Aus dem, was ich oben angeführt habe, sieht der Leser, welche beträchtliche Fortschritte die Chinesen, Hindostaner, Maratten und Malabaren in der Architectur gemacht haben. Allein die Einwohner von Nipal, einem Lande, welches gegen Norden und Nordosten an Tibet gränzt, scheinen sie sämmtlich zu übertreffen. Nach der Beschaffenheit, Größe und Anzahl ihrer Städte, so wie nach der Bauart der öffentlichen Gebäude, und insonderheit der Tempel zu urtheilen, gebührt den Nipalesern unter den gebildeteren Völkern Asiens nicht der letzte Rang. Bei einigen der oberwähnten findet man mehr Pracht, bei andern mehr Geschmack; bei diesen aber scheint beides vereinigt zu sein. Alle Städte, sowohl die größern als kleinen, sind gut gebaut. Ihre Häuser sind aus gebrannten Steinen aufgeführt und drei bis vier Stockwerke hoch. Thüren und Fenster sind regelmäßig und selbst mit Eleganz angelegt. Die Straßen sind überall theils mit gebrannten, theils mit andern Steinen gepflastert, und dem Wasser ist der gehörige Ablauf verschafft. Fast in allen Straßen der Hauptstädte erblickt man Brunnen und Fontainen mit gehauenen Steinen eingefaßt, und Kanäle, die das Wasser nach allen Orten hinleiten, wo es nothwendig ist. Jede Stadt hat ihre Karavanseras, die gut und im Quadrat gebaut sind. Auch außerhalb der Städte findet man solche, wie auch gegrabene Brunnen, in mehrern Gegenden.

*) Paolino da San Bartholomeo Reise nach Ostindien, von Reinhold Forster. S. 167 ff.

Bei einer jeden großen Stadt sind geräumige, viereckige, mit gebrannten Steinen ausgemauerte Wasserbehältnisse angelegt, in welche zur Bequemlichkeit der Badenden Stufen hinabführen. — Ihre Tempel, wovon es eine große Anzahl gibt, sind nicht weniger prachtvoll. Es gibt einige derselben, an welchen man alle Pracht der indischen Architectur bewundert, und die unermeßliche Summen gekostet haben. Dergleichen Tempel haben vier bis fünf Kuppeln, von denen manche, so wie die Thüren und Fenster, Verzierungen von vergoldetem Kupfer haben. Um viele von den kleinen Tempeln läuft von außen eine Treppe herum, die aber nur so breit ist, daß eine Person auf einmal hinauf steigen kann. Diese kleinen Tempel sind entweder viereckig oder achteckig. Sie bestehen aus zwei bis drei Stockwerken, welche auf Säulen ruhen, die zum Theil aus polirtem Marmor bestehen. Alle Verzierungen an denselben sind vergoldet und nach dem Geschmack des Landes schön gearbeitet. Nicht blos außerhalb an den Tempeln hängen große Glocken, die während des Gebets und bei andern feierlichen Gelegenheiten gezogen werden, sondern auch im Innern der meisten Kuppeln sind mehrere Glöckchen, ungefähr einen Fuß weit von einander, an Schnüren befestigt, welche, wenn sie vom Winde bewegt werden, ein starkes Geläute machen. Auch in den Vorhöfen der Tempel findet man viele Pracht. In einigen sind Säulen von zwanzig bis dreißig Fuß Höhe, aus einem einzigen Stücke, auf welchen prächtig vergoldete Götzenbilder stehen.*)

Man kann wohl nicht umhin, die Kunstkultur dieses Volkes, welches es doch in der spekulativen Ver-

*) Beschreibung von Nipal, von Hennicke; in Zachs monatlicher Correspondenz. December 1801. S. 592 ff.

standeskultur nicht weit gebracht hat, zu bewundern. Allein ohne einige Fortschritte in der Mathematik und Mechanik wäre es wohl nicht möglich, es in der Architectur so weit gebracht zu haben. Welch ein unermeßlicher Abstand ist hier zwischen den Ripalesern und den nördlichen Tschuktschen, Kamtschadalen, Samojeden, die in demselben Welttheile wohnen!

IV.

Kleidung und Schmuck

der

wilden und rohen Völker.

IV.

Kap. 1.

Nacktheit mit Putz.

So lange die Menschen in ihrem wilden Zustande lebten, mußten sie natürlicherweise lange Zeit ganz nackend gehen; denn lange mußte es währen, ehe sie Mittel erfanden, sich zu bedecken. Sie kannten anfangs keine Mittel, die wilden Thiere zu tödten, — und vom Anfange an sind sie alle wild gewesen; — die Häute derselben konnten ihnen also noch nicht zur Bedeckung dienen. Die Kunst, sich eine Decke von den Gewächsen der Erde zu bereiten, verstanden sie noch weniger. Dies war das letzte, was man erfand, nachdem man sich schon lange mit den Häuten der Thiere bedeckt hatte. Es war indeß in diesem Zustande ein Glück für sie, daß sie noch in einem so sanften Klima wohnten, daß sie der Bedeckung nicht bedurften. Es gibt daher noch verschiedene Volksarten, die ganz nackt gehen, und zwar nicht deshalb, weil sie nicht wissen, die Thiere zu tödten und ihre Häute zur Bedeckung zu gebrauchen, sondern weil unter den warmen Himmelsstrichen eine solche Bedeckung ihnen kein Bedürfniß ist.

Aber sonderbar ist es und beinahe lächerlich, daß diese Menschen, obgleich sie so nackt gehen, wie sie auf die Welt gekommen sind, nichts desto weniger suchen, sich den Umständen nach etwas zu verschaffen, das sie für

Schmuck halten. Jede Volksart schmückt sich nach seiner Fantasie; jeder freut sich über seinen Putz; jeder sucht sich dadurch auszuzeichnen. Eitelkeit ist eine Leidenschaft, die das Thier nicht fühlt. Sie ist dem Menschen eigen. Das Pferd freuet sich gewiß nicht so sehr über seine Büschel, wie sein Herr. Die Eitelkeit äußert sich sowohl bei den wildesten als bei den kultivirtesten Völkern, und zeigt sich bei diesen, wie bei jenen, in Kleinigkeiten, welche nicht die Vernunft, sondern blos die Einbildung schätzen kann. Der Unterschied zwischen diesen und jenen besteht blos darin, daß die kultivirten Völker gemeiniglich einen bessern Geschmack in der Wahl der Kleinigkeiten zeigen, die zur Befriedigung ihrer Eitelkeit dienen sollen, obgleich diese oft geschmacklos genug sind und von den wilden Völkern ganz entlehnt zu sein scheinen. In den folgenden Abschnitten dieser Abhandlung werden manche, bei den kultivirten Nationen bis jetzt unbekannte Zierathen vorkommen. Es wird darauf ankommen, ob unsre Schönen vielleicht darunter einige finden, die nachahmungswürdig wären. Daß viele von den Moden dieser wilden und rohen Völker bei den gebildeten Nationen nicht anwendbar sind, kommt hauptsächlich daher, daß die letztern bekleidet gehen.

Ich habe gesagt, daß die Wilden, obgleich sie ganz nackt sind, dessen ungeachtet Schmuck lieben. Dies ist bei den Einwohnern von Neu-Irland, einer Insel im Südmeere, der Fall. Sie gehen ganz nackt, und doch lieben sie ihn. Sie haben nicht allein einige wenige aus Muscheln verfertigte Zierathen um die Arme und Beine, sondern pudern sich auch das Haar, oder vielmehr die Wolle auf ihren Köpfen, ganz weiß. Die Mode, Puder zu tragen, ist also vermuthlich nicht nur älter, sondern auch viel ausgebreiteter, als man dafür hält. Sie treiben sogar die Mode weiter als die Europäer, denn man pudert sich hier auch den Bart. Außer dieser Kopfzierde haben sie noch eine andere, die darin besteht, daß

sie gerade über das eine Ohr eine Feder stecken, die den Schwanzfedern eines Haushahns völlig ähnlich ist.*)

In Port-Jackson gehen die Männer, Weiber und Kinder völlig nackt; sie erschöpfen aber dessen ungeachtet ihre ganze Erfindungskraft, um ihren nackten Leib zu verzieren. Sie bemalen das ganze Gesicht und den Leib mit rothen und weißen Streifen. Hunter fand, daß einige darin ordentlich ein wenig Geschmack gezeigt, andere aber auf die Form gar keine Rücksicht genommen hatten. Einige hatten weiße Zirkel rings um die Augen, und andere einen horizontalen Streifen quer über die Stirn. Wieder andere hatten schmale weiße Streifen rings um den Körper, und eine breite Linie in der Mitte des Rückens und des Bauches, ingleichen einen einzelnen Streif an jedem Arme, Schenkel und Beine hinunter. Einer andern schmerzhaften Operazion unterwerfen sich die Männer, vermuthlich, um das schöne Geschlecht desto mehr einzunehmen. Sie skarifiziren sehr stark den Körper, besonders die Brust und die Schultern. Die dadurch verursachten Figuren ragen beträchtlich über die Haut hervor. In diesen vermeintlichen Verzierungen bemerkt man zwar keine regelmäßige Form, und nichts desto weniger fällt es vielleicht den Damen in Port-Jackson eben so schwer, dem Reize dieser Schrammen zu widerstehen, als den Cavalieren in Paris dem Zauber des Schönfleckchens. Bei andern Völkern findet man auch den nämlichen Gebrauch, daß man sich dergleichen erhöhete Figuren auf verschiedene Theile des Körpers macht. Einige Männer tragen in dem Nasenknorpel ein Stück Holz oder Knochen, das die Nasenlöcher ausweitet, und dies betrachten sie ohne Zweifel als eine Schönheit. Vielen von ihnen fehlen die zwei vordersten Zähne an der rechten Seite der obern Kinnlade, und manchen Weibern die zwei untern Gelenke an dem klei-

---

*) Carteret's Reise um die Welt; in Hawkesworths Geschichte der neuesten Reisen um die Welt.

nen Finger der linken Hand. Auch viele andere Völker pflegen ein Glied von einem Finger abzuschneiden, welches ich nachher zeigen werde. Die Ursache dieser sonderbaren Sitte hat Hunter nicht ausfindig machen können. Er bemerkte diese Verstümmelung nur an alten Weibern, jungen Mädchen von acht bis neun Jahren und jungen Frauen, die theils schon geboren, theils noch kein Kind gehabt hatten. An andern Frauenspersonen hingegen fand er den Finger unverletzt. Die Bedeutung dieser Sitte ist also ungewiß. Einige vermuthen, daß sie sich auf solche Art die Finger verstümmeln lassen, um ihre Trauer über den Tod ihrer Freunde zu bezeugen. Dies kann zwar bei andern die Ursache sein, aber kaum bei diesen Statt haben, da man auch junge Kinder hier verstümmelt findet. Wahrscheinlich suchen die Frauenspersonen hierin eine Schönheit, und ist dies der Fall, so bezahlen sie dieselbe ziemlich theuer.

Obgleich die Weiber aber vielerlei Künste erfinden, die Schönheit zu befördern, so thun sie doch nichts, um die Reinlichkeit zu befördern. Sie sind in hohem Grade schmutzig. Ihre natürliche Farbe ist ein schmutziges Schwarz, wie Ruß, diese wird aber dadurch noch häßlicher, daß sie sich niemals waschen. Hingegen beschmieren sie gemeiniglich die Haut mit dem Fette der Thiere, die sie tödten, und bedecken sich dann noch mit allerlei Art von Schmutz. Sand von dem Seestrande und die Asche von den Feuern, die sie anzünden, alles hängt sich an ihre fettige Haut, die sie niemals waschen, außer wenn Mangel an Nahrung sie ins Wasser zu gehen nöthigt.*) So können Schmutz und Eitelkeit sehr wohl mit einander bestehen.

Die Einwohner von des Herzogs von York Inseln gehen auch gänzlich nackend, sie schmieren aber doch ihr Haar mit irgend einer Art von Fett ein und pudern es mit

*) Hunter's Reise nach Neusüdwallis. Cap. 5. S. 24 ff.

rothem oder weissem Puder. Man fand auch einige, die sich das Haar mit gelbem Puder bestreut hatten. Dieser Puder war aus gebrannten Muscheln oder Korallen gemacht, und davon tragen sie gemeiniglich eine kleine Büchse voll bei sich, wie manche unserer Damen die Schminkbüchse in der Tasche haben.*) Die indianischen und europäischen Schönen gleichen also auch in diesem Stücke einander, daß keine von ihnen mit der natürlichen Farbe ihres Haares zufrieden ist. Ist das Haar schwarz, so soll es mit weissem oder gelbem Puder bestreut, und ist es gelb, mit einem bleiernen Kamm gekämmt werden, damit es schwarz werde.

Uebrigens sehen wir aus Reisebeschreibungen, daß sowohl die ungebildeten und wilden, als die kultivirten Völker, sowohl diejenigen, die nackend gehen, als diejenigen, die bekleidet sind, mit ihrem Haare viel zu thun haben, um es zu verschönern. Die maurischen Frauenzimmer in Algier und Tunis halten es für etwas schönes, langes Haar zu haben. Hat die Natur sich in Austheilung dieser Zierde nicht freigebig genug bewiesen, so ersetzt man diesen Mangel durch die Kunst und flicht fremdes Haar unter das natürliche.**) Die Frauenzimmer der Indianer in Batavia und der umliegenden Gegend halten auch viel auf ein starkes Haupthaar. Sie schneiden daher nichts davon ab, sondern suchen im Gegentheil das Wachsthum desselben durch den Gebrauch gewisser Oele und mancherlei anderer künstlicher Mittel zu befördern, obgleich sie schon von Natur mit dieser Zierde des Haupts reichlich versehen sind. Auch wissen sie es mit vielem Geschmack aufzusetzen. Sie wickeln es auf dem Wirbel des Kopfes in Gestalt eines Kranzes zusammen und stecken es alsdann mit einer Haarnadel fest. Um diesen Kranz von

*) Hunter a. St. Cap. 8. S. 140.

**) Shaw's Reisen. Naturgeschichte der Barbarei. Cap. 5. Abschn. 7.

Haaren schlingt sich ein Kranz von den schönsten Blumen.*) Die Kabobikrejen in Afrika haben ein sehr kurzes und krauses Haar. Da sie durch keine Kunst sein Wachsthum befördern können, so suchen sie es doch zu schmücken, und besetzen es daher mit kleinen symmetrisch und künstlich geordneten kupfernen Knöpfen. Die Namakesen, die in der Nähe von ihnen wohnen, überziehen sich die Haare mit einer sehr dicken Lage von Fett, das mit Staub von mancherlei wohlriechendem Holze vermischt ist;**) so wie man auch vordem bei uns das Haupthaar mit verschiedenen Arten wohlriechender Pomade eingeschmiert hat. Es darf uns indeß nicht auffallen, wenn Menschen, die bekleidet sind und Fleiß darauf wenden, im Putze zu erscheinen, auf Haarschmuck auch bedacht sind; allein wenn Menschen ohne Schaam ganz nackend gehen, und doch in dem Grade eitel sind, daß sie sich den Kopf einschmieren und pudern, so ist dies wirklich etwas lächerliches.

Bei den Pescherähs findet man die nämliche Eitelkeit, obgleich sie auf der untersten Stufe der Menschheit stehen und die armseligsten aller menschlichen Wesen zu sein scheinen. Ihr einziges Kleidungsstück besteht in einem Seehundsfell, welches vermittelst einer Schnur um den Hals befestigt ist. Uebrigens gehen sie ganz nackend, ohne selbst die Theile des Leibes zu verhüllen, welche die Ehrbarkeit zu bedecken gebietet. Zwar fand Cook einige Weiber, die einen kleinen Lappen, kaum eine Hand groß, vorn am Schoos herabhangen hatten, der vermittelst einer Schnur um die Hüften befestigt war; dieser gab es aber doch nur wenige, und nichts desto weniger liebten diese nackten, elenden Geschöpfe den Putz. Ihre natür-

*) Cook's Reise um die Welt; in Hawkesworths Geschichte der neuesten Reisen um die Welt. B. 4. S. 744.

**) Le Vaillant's neue Reise in das Innere von Afrika. Bd. 2. S. 64 u. 142.

liche Olivenfarbe suchen sie durch aufgetragene Streifen von rothem oder weißem Oker zu erhöhen. Ein ledernes Band, mit Muscheln besetzt, ziert den Hals, und auf dem Kopfe tragen sie eine Art Mütze aus einigen langen Gänsefedern zusammengefügt, die gemeiniglich aufrecht in die Höhe stehen. Glaskorallen und andere Kleinigkeiten nahmen sie von den Engländern mit eben der Gleichgültigkeit und Achtlosigkeit an, mit welcher sie auch ihre Waffen und ihre zerlumpten Seehundsfelle umsonst oder gegen das erste und beste, was ihnen geboten ward, weggaben.*) So thierisch diese Menschen auch sind, so haben sie doch dies Menschliche an sich, daß sie eitel sind, und bei aller ihrer Armseligkeit sich durch eine Art von Putz auszeichnen wollen.

So sind die Einwohner von Montanna-Real ganz wilde Menschen. Einige bedecken zwar den Unterleib, andere gehen aber ganz nackt. Diese sind aber dessen ungeachtet auf Putz bedacht, und schmücken sich den Kopf mit Federn. Sie gehen noch weiter, als die Obenwähnten, in ihrem Putz. Sie durchbohren nicht allein die Nase, sondern auch die Unterlippe, und stecken Stücke von Muscheln durch die Oeffnung. Sie machen sich auch verschiedene Figuren im Gesicht und an andern Theilen des Körpers.**)

An der Franzosen-Bay, auf der nordwestlichen Küste von Amerika, findet man ungefähr die nämlichen Künste, um die Schönheit zu befördern. So sind die wilden Menschen in Rücksicht ihres Erfindungsvermögens einander ähnlich, und das in zwei so entgegengesetzten und weit abgelegenen Gegenden, daß einer unmöglich

*) Cook's zweite Reise um die Welt, von Georg Forster; in Sammlung der besten und neuesten Reisebeschreibungen. B. 22. S. 115.

**) Beschreibung der Montanna-Real, in Zachs monatlicher Correspondenz. May 1801. S. 456 f.

dem andern die Kunst hat ablernen können. — Einige von diesen Indianern haben zwar eine Art Kleidung, die in einem ganzen Hemde von Sceotterfellen besteht, und die gewöhnliche Kleidung des ersten Oberhaupts ist ein Hemd von einer gegerbten Elendshaut, mit einer Franze von Damhirschhufen und Vogelschnäbeln, mit denen er beim Tanzen ein lautes Geklapper macht. Diese Kleidung ist auch bei den Wilden von Canada und den audern Völkern, die an der östlichen Küste von Amerika wohnen, üblich. — Obgleich aber diese bekleidet sind, so gibt es doch hier andere, deren ganze Kleidung in einem Felle besteht, das blos die Schultern bedeckt. Uebrigens gehen sie ganz nackt, doch bedecken sie gewöhnlich den Kopf mit einem kleinen Strohhut; aber nichts desto weniger sind sie auf vielerlei Arten von Schmuck nach ihrer Art bedacht, von welchen wir wohl kaum eine einzige hübsch finden werden.

Wenn sie in grossem Staat erscheinen, ist ihr Haar gepudert und mit den Flaumfedern der Seevögel durchflochten. Diese Zierath ist doch erträglich. Zuweilen aber schmücken sie sich auch mit Adlerfedern, setzen eine Mütze mit zwei Hörnern oder einen ganzen Bärenkopf auf, in dem sie ein hölzernes Näpfchen befestigt haben. Ob sie alles dieses als eine Kopfzierde, oder als eine Militair-Uniform tragen, wodurch sie sich furchtbar machen und ihren Feinden Schrecken einjagen wollen, kann ich nicht mit Gewißheit bestimmen. Allein daß folgende Erfindungen blos zur Zierde dienen, ist nicht zu bezweifeln. Das Gesicht und den Körper bemalen sie auf eine fürchterliche Art mit Ocker, Ruß und Bleiweiß, mit dem Thran des Seewolfs vermischt. — Wenn man weiß, daß die indianischen Frauenzimmer von Natur eine weiße und feine Haut und eine schöne Gesichtsfarbe haben, wenn ihre Schminke und das, womit sie sich sonst beschmieren, nach vielen Ueberredungen abgewaschen wird, so ist es unbegreiflich, wie sie darauf gefallen sind, sich dermaßen zu

verunzieren, und zwar gewiß in der Absicht, sich dadurch zu verschönern. Von allen Abgeschmacktheiten ist diese doch gewiß die unerklärbarste. — Die Männer durchbohren sich den Nasenknorpel und das Ohrläppchen, und hängen verschiedene kleine Zierathen hinein. Sie machen sich auch Narben auf Brust und Arme mit einem sehr scharfen eisernen Instrumente, welches sie an den Zähnen, wie an einem Wetzstein, schleifen. Ihre Zähne sind bis an das Zahnfleisch abgefeilt, und zu dieser Operation gebrauchen sie einen abgerundeten Sandstein, der die Gestalt einer Zunge hat.

Sonderbar ist es, daß diese Sitte auch bei den Malayen üblich ist, die auch eine ganz besondere Sorgfalt auf ihre Zähne verwenden, nicht wie wir, um sie weiß zu erhalten, welches des beständigen Betelkauens wegen nicht möglich ist, sondern um ihnen eine andere Gestalt zu geben. Sie reiben nämlich die scharfen Enden derselben, sowohl an der obern als an der untern Reihe, mit einer Art von Schleifstein so lange, bis alle Spitzen gleich und eben sind, und kein Zahn im geringsten höher als der andere ist. Wenn dies geschehen ist, schneiden sie längs der obern Reihe eine tiefe Rinne ein, die mitten über alle Zähne weg und mit dem Zahnfleisch parallel läuft. Diese Rinne ist wenigstens um den vierten Theil so tief, als der Zahn dick ist, und folglich dringt sie weit tiefer als durch die Emaille des Zahns ein, deren geringste Beschädigung, nach der Behauptung unserer Aerzte, so grundverderblich sein soll. Dessen ungeachtet sieht man unter diesen Leuten, die auf solche Art die Emaille der Zähne verletzen, nie einen faulen Zahn; ja die schwarze Farbe, womit sie die Zähne beschmieren, dringt sogar nicht einmal durch diese Rinne in den Knochen ein, sondern sie bedeckt nur die Oberfläche, und kann nach Belieben abgewaschen werden, da denn die Zähne wieder so weiß als Elfenbein werden. Doch sind weiße Zähne nach

den Armen, Händen und auf den Gesichtern; diese Figuren werden aber nicht in die Haut einpunktirt, sondern eingenähet. Dies ist also eine Art Stickerei.*) — Man sollte doch billig glauben, daß Menschen, die Verzierungen so sehr lieben und so viel leiden, um sie nach ihrem Geschmacke zu bekommen, doch wenigstens reinlich sein sollten; hier haben wir aber wieder einen Beweis, daß beides nicht immer mit einander vereinigt ist. Viele von den Bewohnern der Fuchsinseln waschen sich nie, weswegen sie auch gelbbraun und häßlich aussehen; und einige, die das Waschen brauchen, waschen sich erst mit ihrem Harn. Zwar sollen sie dadurch eine glatte, rothe, frische und angenehme Gesichtsfarbe bekommen; aber das Mittel, welches sie dazu gebrauchen, zeugt eben nicht von Reinlichkeit.**)

So habe ich an verschiedenen Beispielen gezeigt, daß alle Menschen, sowohl die ganz als die halb nackten, ihrer Nacktheit ungeachtet, Verzierungen lieben. Diese Eitelkeit entspringt aus der Eigenliebe des Menschen. Der Mensch will gefallen und wählt dazu die Mittel, die in seiner Gewalt stehen. Da die Wilden keine Kleider haben, woran sie ihre Kunst zeigen können, so müssen sie selbige an ihrem Körper zeigen. Kopf, Nase, Ohren, Mund, Zähne, Alles muß seine besondere Zierathen haben. Da sie keine Kleidung haben, welcher sie verschiedene Farben geben können, so muß ihre Haut sie haben. So auszusehen, wie man von der Natur gebildet ist, ist gar zu einfach und erregt keine Aufmerksamkeit. Die Haut muß daher bemalt, punktirt, gestickt werden, blos um zu gefallen. — In den folgenden Abschnitten werde ich oft Gelegenheit finden, mehrere dergleichen Künste anzuführen, welche die Völkerschaften, die doch bekleidet

---

*) Georgi a. St. S. 351 und 356.

**) Georgi a. St. S. 364 ff.

sind, gebrauchen, um die unbedeckten Theile des Körpers auszuschmücken.

Kap. 2.

Ist Schaam über Nacktheit Folge eines angebornen Triebes?

Wenn man von der Nacktheit dieser wilden und rohen Menschen lieset, drängt sich gleichsam von selbst die Frage auf, ob Schaam über Nacktheit dem Menschen angeboren sei, oder ob die Schaam, welche die kultivirten Menschen empfinden, eine andere Ursache habe? Ich glaube mit Grund der Wahrheit das letzte behaupten zu können. Daß die kultivirten Nationen sich schämen, die Theile des Körpers zu entblößen, die unsere Ehrbarkeitsgesetze bedeckt haben wollen, daraus läßt sich gar nicht auf eine angeborne Schaam schließen. Will man in diesem, wie in den meisten andern Fällen, den Menschen kennen lernen, so muß man ihn in seinem rohen Zustande betrachten, und in diesem Zustande findet man keine Schaam. Wenn Schaam Folge eines angebornen Triebes wäre, so müßte sie, wie andere Triebe der Art, bei dem rohen Naturmenschen gefunden werden; und da dieses nicht der Fall ist, so muß sie in den kultivirten Ländern blos eine Wirkung der Gewohnheiten, Beispiele und Erziehungsprincipien sein. Wo diese nicht wirken, gehen die Menschen beiderlei Geschlechts nackend, ohne sich darüber zu schämen. In diesem Zustande sind das Thier und der Naturmensch einander völlig ähnlich.

Dies lernen wir von den Indianern am Oronoko. Diese gehen ganz nackt einher, und verwundern sich eben

so sehr über die Kleidung der Europäer, als diese sich über die Nacktheit jener wundern. Wenn auch die Europäer den Weibern etwas geben, um sich damit zu bekleiden, so wollen sie es nicht gebrauchen, und sagen, daß sie sich schämen, bekleidet zu gehen. Einige tragen zwar vorne eine Art von Keuschheitsschurz, und sind übrigens ganz nackend. Dieser Schurz ist bei den Weibern höchstens zwei Spannen lang und eine Spanne breit; die Männer aber haben einen, der etwas größer ist. Bei dieser Gelegenheit äußert sich auch die Putzliebe der Weiber. Hier zeigt sich ihre Eitelkeit in den Bändern, mit denen sie ihre Schürzen befestigen. Bei den Männern sind diese bloß von Baumwolle; die Weiber aber flechten sich künstliche Schnuren von ihren eigenen oder fremden Haaren, und diese fügen sie wieder zusammen und verfertigen daraus schöne Binden, mit welchen sie ihre Schürzen befestigen. Sie haben dazu ein ganz eigenes Werkzeug, welches sie überall mit herum tragen. Auch der Schurz ist nicht ohne Zierathen. Einige tragen ihn von schönen, andere von groben Zeugen, aber alle sind mit bunten Fäden ausgenäht. Bei einigen sind diese Schürzen ein Netz von Korallen, und werden von allen Indianern sehr geschätzt. Sie würden auch in der That recht artig sein, wann sie nur etwas mehr bedeckten, was sie bedecken sollen.

Ob diese Indianerinnen aus Schaam, als einer Erziehungsgewohnheit, oder aus Koketterie diese Keuschheitsschürze tragen, kann wohl nicht mit einiger Gewißheit entschieden werden; aber gewiß ist es, daß andere Völkerschaften am Oronoko nicht einmal diese Schürze tragen. Die Europäer gaben diesen Weibern etwas Zeug, um sich damit zu bekleiden; sie lachten aber nur darüber. Sie nahmen es zwar an, banden es aber um den Hals. Sie haben also durchaus kein Gefühl für Schaam; hingegen sind sie nicht gegen den Putz gleichgültig, und suchen sich so viel als möglich in den Augen ihrer Männer zu verschö-

nern. Einige dieser Indianerinnen setzen daher einen grossen Werth auf lange Haare. Sie kämmen sie fleißig, und salben sie unaufhörlich mit Schildkröten- oder Palmöl, um ihnen einen schönen Glanz zu geben. In den Ohren tragen einige kleine längliche silberne Platten, und diejenigen, welche dies nicht in ihrem Vermögen haben, begnügen sich mit fingerlangen Hölzchen oder dünnen Stückchen Rohr. Dergleichen tragen sie auch in dem durchbohrten Nasenknorpel. Auch haben alle ohne Ausnahme eine kleine Oeffnung in der Unterlippe, in welche sie Stecknadeln stecken.

Um den Hals tragen die Weiber eine unzählige Menge Schnüre von Glaskorallen oder auch längliche Stückchen von gebranntem Thon oder wohlriechende kleine Wurzeln. Diejenigen, welche sich nicht sehr zieren wollen, hängen einige kleine Perlen um den Hals, die sie mit gelben und grünen Korallen vermischen. Bei ihren Tänzen und öffentlichen Festen behängen sie den ganzen Leib mit dergleichen buntfarbigen Korallenschnuren. Einige, welche die Caraiben gern nachahmen wollen, die in Rücksicht auf die Moden den Ton angeben, wie die Franzosen und Engländer bei uns, tragen um die Knöchel der Füße eine Art enger, vier bis fünf Finger breiter Strümpfe, die sehr fest aus Palmfibern gewirkt sind. Diese ziehen sie nie aus, ehe sie sich ganz abgenutzt haben, und da sie sehr fest an den Beinen sitzen, so werden sie von dem beständigen Drucke ganz dick und unförmlich, und dies halten sie dennoch für eine Schönheit.

Beinahe bei allen diesen Wilden scheeren sich die Männer das Haupt, doch lassen einige ein Paar Büschel oder zuweilen gar nur zwei oder drei einzelne Haare zum Zierath stehen. Der Grund, warum sie sich scheeren, ist, um den Kopf desto leichter rein zu halten, und damit ihre Feinde sie im Kriege nicht bei den Haaren fassen und auf die Art um so viel leichter überwinden mögen. Sie halten auch alle diejenigen für feige und muthlos,

welche lange Haare tragen. — Man sollte sonst eher glauben, daß diejenigen feige wären, welche sich das Haupt scheeren, damit man sie nicht bei den Haaren fassen soll. — Keine dieser wilden Völkerschaften geht mit bedecktem Haupte, aber alle schmücken sich mit Federn. Einige tragen sie wie einen Kranz um die Stirn, andere hingegen wie eine Mütze. — Die Bewohner der bergigen Gegenden pflegen die Zähne der Tiger, Krokodillen und anderer Thiere an einander zu reihen und um den Hals zu tragen. Einige schmücken ihren Hals mit Halsbändern, die aus dünnem Holze verfertigt und sehr sauber mit silbernen Plättchen belegt sind. Auf diesen Schmuck setzen sie einen ganz besondern Werth, und diejenigen, welche ihn besitzen, brüsten sich nicht wenig damit. Viele tragen auch um die Hände einige grobe baumwollene Fäden, mit Franzen verziert. Andere Armbänder tragen die Männer nie, auch haben sie keine Ohrengehenke oder Ringe.

Sowohl Männer als Weiber bemalen sich den ganzen Leib mit verschiedenen Farben, und sonderbar ist es, daß sie eben so beschämt scheinen, wenn man sie unbemalt antrifft, als wir, wenn man uns unbekleidet überrascht. Aber dieses kann, nach dem, was ich oben gesagt habe, bei ihnen keine Folge der Schaam sein. Sie schämen sich nur, mit ihrer wahren Hautfarbe zu erscheinen, so wie unsere geschminkten Weiber sich nicht gern von jemand sehen lassen, ehe sie geschminkt sind. — Es gibt zweierlei Arten, sich zu bemalen. Die eine ist alltäglich, und besteht blos darin, daß sie den ganzen Leib mit einer einzigen Farbe ohne alle Verzierung beschmieren. Hierzu bedienen sie sich einer rothen Farbe, welche sie allen andern vorziehen. Gilii sagt, daß man sich nicht leicht eine widrigere Mode, als diese, denken könne; denn alles, was sie berühren, wird von ihrer Schminke beschmutzt, die noch außerdem einen unausstehlichen Gestank hat, da sie mit rohem Schildkrötenöl bereitet ist, welches leicht

ranzig wird. Die andere Art, sich zu bemalen, ist nur bei Festen und Feierlichkeiten üblich. Bei diesen Gelegenheiten malen sie die eine Hälfte des Gesichts roth, die andre gelb. Der Leib und die Füße sind ebenfalls roth, die Beine aber färben sie schwarz, oder auch umgekehrt. Einige Völkerschaften am Oronoko pflegen im Gegentheil nur das Gesicht allein zu bemalen und dem ganzen Körper seine natürliche Farbe zu lassen. Einige Indianer haben auch Stempel, die aus gebranntem Thon verfertigt sind, mit denen sie auf die Brust und Lenden allerhand wunderliche Figuren drücken. Dies ist aber doch eigentlich eine Mode der Caraiben und wird nicht von allen nachgeahmt.*) — Hieraus sieht man, daß diese Wilden sich im geringsten nicht ihrer Nacktheit schämen; sie schämen sich sogar, das zu bedecken, was die Ehrbarkeit bei gesitteten Völkern bedeckt haben will. Hingegen sind sie in der Kunst, sich zu schmücken und zu bemalen, unerschöpflich, und stehen beschämt da, wenn man sie unbemalt antrifft.

Ich habe oben gesagt, daß die Caraiben unter den Anwohnern des Oronoko, in Rücksicht auf die Moden, den Ton angeben, wie die Franzosen unter den Europäern; es ist daher ohne Zweifel hier der rechte Ort, zu zeigen, wie diese Wilden sich zu verschönern suchen. — Diese gehen auch völlig nackt, ohne sich ihrer Blöße im geringsten zu schämen. Wer den Unterleib bedecken wollte, würde ausgelacht werden. So sehr die Europäer sich auch bemüht haben, diesen Gebrauch abzuschaffen, so haben sie doch ihren Zweck nicht ganz erreichen können. Wenn sie mit den Europäern Umgang haben, bedecken sie sich ein wenig aus Achtung für sie, legen aber solches gleich weg, so bald sie zu Hause kommen. Wirft man ihnen ihre Nacktheit vor, so antworten sie, daß sie nackt auf die Welt gekommen, und daß es eine Thorheit

*) Nachrichten vom Lande Guiana, von Salvator Gilii. S. 252 ff.

sei, das zu verhüllen, was sie von der Natur erhalten haben. — Diese Wilden haben also auch kein Gefühl von Schaam. Es kann nicht einmal bei ihnen geweckt werden. Sie sind aber eben so große Liebhaber vom Putze und eben so eitel, wie alle andere Völker. Da die Nationen am Oranoko den Caraiben nachahmen, so will ich, um Wiederholungen zu vermeiden, nur das anführen, worin diese von jenen abweichen. Bei den Caraiben flechten Männer und Weiber ihr Haar hinten und stecken es in ein kleines Horn, welches sie mitten auf den Kopf fest setzen, und lassen auf beiden Seiten Locken hinabhängen. Die Männer dulden keinen Bart, und reißen die Haare aus, so wie sie zum Vorschein kommen. Man glaubt auch, daß sie ein Mittel wissen, sein Wachsthum zu verhindern. Sonderbar ist es, daß die Europäer nicht gesucht haben, ein solches Mittel ausfindig zu machen, wodurch man sowohl viel Zeit gewinnen, als einer sehr langweiligen Arbeit überhoben werden könnte.

Dieser Gebrauch, den Bart wegzuschaffen, ist in Amerika sehr allgemein. Die Nordamerikaner glauben, wie die Europäer, daß der Bart verunziere, und wenden daher viele Mühe an, um sich desselben zu entledigen. Man findet daher nicht leicht Spuren davon, außer bei alten Leuten, die sich nicht um den Putz bekümmern. Sie halten auch jeden Zuwachs der Haare an ihrem Leibe für häßlich, und beide Geschlechter wenden viel Zeit auf die Vertilgung derselben.*) Bei den Einwohnern von Nutka ist ebenfalls die Sitte üblich, den Bart mit der Wurzel auszureißen, so bald er sich zeigt, und hiermit fahren sie fort, so lange etwas hervorkommt. Es gehört sogar hier zu den häuslichen Verrichtungen der Weiber, dafür zu sorgen, daß diese Haare ausgerissen werden, welches sie sehr geschickt mit den Fingern thun, ohne daß es son-

*) Carver's Reisen durch die innern Gegenden von Nord-Amerika. Cap. 2.

derlich schmerzt. Aber bei ihnen, wie bei den oben genannten Nordamerikanern, pflegen einige, wenn sie alt werden, ihren Bart wachsen zu lassen, obgleich man deren nur wenige sieht.*) — Bei den Einwohnern von Guiana ist es ebenfalls gebräuchlich, den Bart und die Augenbraunen auszureißen, und sie können an keinem Theile ihres Körpers Rauhigkeit vertragen.**)

Diese bei den Amerikanern übliche Sitte, sich den Bart auszurupfen, hat zu dem seltsamen Wahne Anlaß gegeben, als ob die Amerikaner von Natur bartlos wären; es ist aber in den spätern Zeiten hinlänglich bewiesen worden, daß sie keinen Bart haben, weil sie denselben ausreißen. Es ist vielleicht auch möglich, daß durch dergleichen Künste, wenn sie in einer langen Reihe von Geschlechtern fortgesetzt werden, der Haarwuchs auf dem Kinne zuletzt bei diesen Amerikanern schwächer, als bei andern Völkern, werden, vielleicht sogar mit der Zeit ganz aufhören kann. So viel ist immer gewiß, daß die Völker in Amerika, welche diese Künste nicht gebrauchen, bärtig sind, wie andere. Die Einwohner von Montanna Real haben daher einen so starken Bart, daß sie in diesem Stücke den Europäern nichts nachgeben.***)

Sonderbar ist es, daß im Südmeere, auf den sogenannten Lord Howe's Inseln, dieselbe Sitte, wie in Amerika, üblich ist. Die Bewohner dieser Inseln wissen den Bart so abzunehmen, daß es scheint, als ob sie rein barbirt wären. Aber noch sonderbarer ist es, daß wie die Europäer sich die Haare abscheeren lassen, um eine Perücke aufzusetzen, diese sich den Bart abnehmen, um

---

*) Geschichte der Reisen, die seit Cook unternommen worden sind, von Georg Forster. Th. 1. S. 267.

**) Berkel's Beschreibung seiner Reisen nach Rio de Berbice. Cap. 4.

***) Beschreibung der Montanna-Real, in Zachs monatl. Correspondenz. May 1801. S. 456 ff.

dafür eine Art von künstlichem Bart zu tragen. Dieser besteht aus einer Menge von Franzen, welche dicht unter der Nase zwischen derselben und dem Munde befestigt sind. An diesem Barte hängt eine Reihe von Zähnen, wodurch sie das Ansehen bekommen, als ob sie unter ihrem natürlichen Munde noch einen andern hätten. Außer diesem künstlichen Barte haben diese Insulaner die Gewohnheit mit so vielen andern Völkerschaften gemein, daß sie den Nasenknorpel durchbohren. Sie gehen aber sogar weiter als andere; denn die beiden Flügel der Nase sind auch durchbohrt und Stückchen Schilf oder Knochen durchgesteckt. *)

Nach dieser kleinen Ausschweifung komme ich wieder zu den Zierathen der Caraiben zurück. — Zwar haben sie dieses mit den Anwohnern des Oronoko gemein, daß sie sowohl das Gesicht als den ganzen Leib mit rother Farbe bestreichen; sie malen sich aber noch außerdem schwarze Ringe um die Augen. Außer diesem Anstrich ziehen sie auch durch die Nasenlöcher einen Ring oder einige Stücke Krystall. So tragen auch die vornehmen Frauenzimmer in Darfur bisweilen goldene Ringe in der Nase. **) Die Frauenzimmer in einigen Dörfern um Aleppo herum und alle Araber daselbst tragen auch einen großen silbernen oder goldenen Ring in der auswendigen Seite des rechten Nasenloches. ***) Bell traf auch verschiedene mahomedanische Tartaren, deren Weiber Ringe in der Nase trugen, wovon einige mit Gold und andere mit Edelsteinen besetzt waren. Er erfuhr aber, daß diese Sitte blos eine Folge

*) Hunter's Reise nach Neusüdwallis. Cap. 8. S. 128.

**) Brown's Reisen in Afrika, Aegypten und Syrien; in Sprengels Bibliothek der neuesten und wichtigsten Reisebeschreibungen. B. 1. S. 353.

***) Beschreibung der Stadt Aleppo, von Russel, Hauptst. 2; in Sammlung der besten und neuesten Reisebeschreibungen. B. 1. S. 420.

der Gelübde sei, welche die Mütter während ihrer Schwangerschaft thun, und daß zum Beweise davon gleich nach der Geburt dem Kinde ein Ring in das rechte Nasenloch gehängt werde, den es zeitlebens tragen muß. Er hatte sogar einige mit zwei Nasenringen angetroffen.*) — Die caraibischen Damen haben also nicht diesen Zierath für sich allein; und ist man in der Verzierungskunst so weit gekommen, daß man Löcher in der Nase, wie in den Ohren, bekommt, so ist der Uebergang von Stecken und Knochen zu silbernen und goldenen Ringen leicht geschehen, welches doch von einiger Verbesserung des Geschmacks zeugt. Ob dieser Schmuck auch unserm schönen Geschlechte je gefallen wird, das wird die Zeit lehren.

Uebrigens besteht der hauptsächlichste Schmuck der Caraiben in großen geglätteten Kupferplatten, in Gestalt eines halben Mondes. Einige davon sind so klein, daß sie dieselben in die Ohren hängen; andere aber, die von der Größe einer Hand sind, tragen sie um den Hals, so daß die Platte auf der Brust liegt. Diese Zierde halten sie so hoch, daß sie solche nach ihrem Tode, wenn sie keine Kinder hinterlassen, ihren besten Freunden als das beste Erbstück vermachen.**) Aus dieser Beschreibung der Caraiben wird der Leser ersehen, daß der höchste Grad von Schaamlosigkeit, nach europäischer Denkart, mit dem höchsten Grade von Eitelkeit bei diesem Volke vereinigt ist. Sie schämen sich im geringsten nicht, völlig nackt zu gehen, setzen aber ihren ganzen Stolz darein, ihre nackten Körper aufs vollkommenste nach ihrem Geschmacke auszuschmücken.

Die Einwohner von Neusüdwallis sind am ganzen Leibe so unsauber, daß Cook nicht einmal mit Gewißheit sagen konnte, von welcher Farbe sie wären; doch schien

*) Bells Reisen. S. 22.

**) Allgemeine Geschichte der Länder und Völker von Amerika. Th. 2. Buch 5. Hauptst. 15. Abschn. 15. §. 2. 3.

die Haut ursprünglich von einer Chokolade-Farbe zu sein. Ihr Haar ist von Natur schwarz und lang; sie pflegen aber sowohl das Haupthaar als den Bart durch Absengen kurz zu halten, weil sie kein schneidendes Werkzeug haben. Ihr vornehmster Putz besteht in einem Knochen, den sie durch den Nasenknorpel ziehen. Dieser Knochen ist einen guten Finger dick und fünf bis sechs Zoll lang. Er reicht ihnen solcher Gestalt quer über das Gesicht, und verstopft beide Nasenlöcher dermaßen, daß sie beständig den Mund weit aufgesperrt halten müssen, um Athem zu schöpfen. Dieser Schmuck muß also sehr beschwerlich sein; was leidet man aber nicht um des Schmuckes willen?

Außer diesem Zierath tragen sie Halsbänder, die aus Muscheln bestehen, ingleichen Armbänder von kleinen Schnuren, die zwei bis drei Mal um den Obertheil des Armes gebunden sind, und überdies eine aus Menschenhaar geflochtene Schnur, die ungefähr so dick als ein Zwirnsfaden ist, welche sie um den Unterleib binden. Einige unter ihnen schmücken sich auch mit Brustbändern von Muscheln, die vom Nacken quer über die Brust herabhangen. Sie bemalen sich auch mit weißer und rother Farbe. Von der rothen pflegen sie große Flecken auf die Schultern und die Brust zu schmieren, und die weiße tragen sie in schmalen und breiten Streifen auf. Die schmalen laufen über die Arme und Beine, die breiten aber über den Leib hinab und sind nicht ganz ohne Geschmack gezeichnet. Von der weißen Farbe legen sie auch kleine Schönfleckchen auf das Gesicht, und ziehen überdies um jedes Auge einen Kreis davon. Sie lassen sich auch Löcher in die Ohren stechen; Cook sah aber keinen, der Ohrgehenke trug.

An den Beispielen dieser Südseeinsulaner sieht man, daß die Wilden in allen Welttheilen in der Hauptsache dieselben Vorstellungen vom Schmucke haben; sie sind aber doch alle in der Einrichtung desselben ein wenig verschieden, so wie sie an Geschmack und Erfindungsgeist von

einander abweichen. Wenn sie einander von verschiedenen Gegenden sähen, so würde der eine ohne Zweifel sich über den Schmuck des andern sehr aufhalten. Die Einwohner von Neusüdwallis mit ihren grossen Knochen in der Nase würden sich gewiss sehr über andere erheben, die Stückchen Holz darin tragen. Bei allem ihrem Putze aber gehen sie ganz nackend, und es kommt ihnen eben so wenig unanständig vor, am ganzen Leibe blos zu gehen, als es uns vorkommt, daß wir die Hände und das Gesicht unbedeckt tragen. *)

Die Einwohner von Neu-Holland haben auch viel an ihrem Leibe zu künsteln; ihre Künsteleien sind aber von einem andern Geschmack, als die der Einwohner von Neusüdwallis, obgleich diese Völkerschaften auf derselben Insel wohnen. Beide Geschlechter reiben sich Fischthran in die Haut. Ihr Haar kleistern sie mit einer Art Gummi zusammen, und stecken Fischgräten darein. Bei außerordentlichen Gelegenheiten bemalen sie sich auch mit rother und weißer Erde. Große Narben sind bei ihnen auch eine Zierde. Sie ritzen sich daher mit einer scharfen Muschelschale die Haut, und halten die Wunde offen, bis die äußersten Seiten derselben hart werden und ein tiefer Schnitt nachbleibt. Selbst Kinder wünschen sich diesen Zierath, und bekümmern sich daher nicht um die ihnen dadurch verursachten Schmerzen. Beinahe alle Frauenzimmer haben nur ein Gelenk an dem kleinen Finger der linken Hand. Diese Operation, die zwei vordersten Glieder abzuschneiden, wird mit ihnen schon in der frühesten Kindheit vorgenommen, **) und kann folglich keine andere Absicht haben, als Zierde. Wie sie zu einer solchen Verstümme-

*) Cook's Reise um die Welt; in Hawkesworths Geschichte der neuesten Reisen um die Welt. B. 4. S. 557 ff.

**) An Account of the english Colony in New-South-Wales; by David Collins; in allgemeine geographische Ephemeriden. B. 11. St. 4. S. 360 f.

lung etwas Schönes finden können, läßt sich kaum sagen. — Obgleich aber diese Wilden sich so vielen Schmerzen aussetzen, um ihre Schönheit zu befördern, so gehen sie doch so nackt, wie sie auf die Welt gekommen sind. — Collins sagt zwar, daß sie durch verschiedene Stellungen und Wendungen das zu verbergen suchen, was nach der Denkungsart kultivirter Leute bedeckt sein muß; wenn dieses aber eine Wirkung von Schaamhaftigkeit wäre, so würden sie wohl Mittel finden können, es zu bedecken. Man muß daher wohl eher diese verstellte Schaamhaftigkeit als eine Art Koketterie in der Gegenwart der Engländer betrachten.

In van Diemens Land haben die Einwohner nicht viele Zierathen, wenn man nicht etwa die punktirten krummen und geraden Linien an verschiedenen Theilen ihres Körpers dafür halten will, wie auch, daß die meisten die Haupt- und Barthaare nebst dem Gesichte mit einer rothen Salbe beschmieren. Bei einigen Weibern war das Haar ganz, bei andern nur zur Hälfte abgeschoren. Bei den meisten war der obere Theil des Kopfes kahl, bis auf einen zirkelförmigen Streifen Haare, der, wie bei gewissen Mönchsorden, rund um den Kopf ging. Uebrigens gehen diese Wilden ganz nackend, und schämen sich ihrer Nacktheit im geringsten nicht. Zwar fand Cook einige von ihnen, die ein schmales, aus dem Felle irgend eines Thieres geschnittenes Band, drei bis vier Mal leicht um den Hals geschlungen, trugen. Andere trugen einen schmalen Streifen von einem Kängurufelle um die Knöchel an den Füßen. Einige Weiber trugen ein ganzes Fell von einem Känguruthiere um die Schultern gebunden, jedoch, wie es schien, nicht als Kleidung, sondern blos um das Tragen ihrer Kinder zu erleichtern; denn es bedeckte keinen von den Theilen, die man sonst dem Auge zu entziehen sucht.*) Man sieht hieraus, daß es diesen

*) Cook's dritte Entdeckungsreise, von Georg Forster. B. 1. S. 102.

Wilden an Mitteln nicht fehle, ihre Nacktheit zu bedecken. Daß sie diese Mittel nicht gebrauchen, ist also ein hinlänglicher Beweis, daß sie durchaus keine Schaam empfinden. Hätten sie für Schaamhaftigkeit Gefühl, so bänden sie das um ihre Lenden, was sie um ihren Hals und ihre Füße binden.

Ich will noch blos der Einwohner der Fuchsinseln erwähnen. Diese Insulaner verstehen sehr gut, sich Kleider zu machen, die von den Bäuchen verschiedener Wasservögel und Thierhäuten verfertigt werden, denn leinen Zeug kennen sie nicht. Diese Kleider tragen sie immer auf dem bloßen Leibe. Hosen, Handschuhe und Strümpfe gebrauchen sie nicht. Ihre Füße nehmen durch das Barfußgehen im Schnee keinen Schaden. Diese Kleidung tragen sie aber der Kälte oder der Eitelkeit wegen, aber nicht aus Schaam. Sie glauben von der Natur so gebildet zu sein, daß sie sich nicht zu schämen haben. Daher gehen nicht allein Kinder, sondern auch Erwachsene völlig nackt bei einander in den heißen Hütten, oder wenn ihnen die Kleidung bei ihren Beschäftigungen beschwerlich scheint. *)

Ich darf wohl nicht mehrere Beispiele anführen, um den Leser zu überzeugen, daß der Mensch von Natur eitel, aber nicht schaamhaft sei. Wenn Schaamhaftigkeit ein dem Menschen angeborner Trieb wäre, so würde sie sich ohne Zweifel bei den wilden und rohen Menschen eben so wohl zeigen, als die Eitelkeit. Da solches nicht geschieht, so kann man schlechterdings nicht das Gefühl der Schaam für etwas halten, das dem Menschen angeboren sei. Wäre Schaam ein angeborner Trieb, der bei dem Menschen schlummern könnte, so lange er im Stande der Wildheit lebte, so müßte sie auch bei angehender Kultur aus ihrem Schlummer erwachen; dies findet man aber

*) Beschreibung aller Nationen des russischen Reichs, von Georgi. Dritte Ausgabe. S. [illegible] ff.

auch allenthalben üblich. — Die [illegible] z. B. sind nicht ganz ohne Kultur, und doch haben sie kein Gefühl der Schaam. Sie lassen nicht nur ihre Kinder beiderlei Geschlechts ganz nackt gehen, bis sie acht oder zehn Jahr alt sind, — welches gewiß kein Volk thut, das Gefühl für Schaam hat, — sondern auch die Erwachsenen, Männer und Weiber, steigen jeden Tag in einen Fluß hinab, um sich zu baden, und zwar splitternackt, ohne sich im geringsten zu schämen.*)

Das nämliche kann man von den Japanern behaupten, die doch auf keiner niedrigen Stufe der Kultur stehen. Mangel an Schaam ist bei ihnen sehr allgemein. Selbst das weibliche Geschlecht übt Schaamhaftigkeit wenig oder nicht aus. In ihrer Kleidung sind sie züchtig und bedecken den ganzen Körper. Wenn sie sich aber baden, bekümmern sie sich selten darum, sich zu bedecken, selbst dann nicht, wenn es auf offenen Plätzen geschieht. Auch nicht einmal an solchen Stellen thun sie es, wo sie von den Europäern gesehen werden können, und wo diese vorbei kommen.**) Ihre anständige Kleidung kann also nichts anders sein, als eine Mode. Wäre sie eine Wirkung der weiblichen Schaamhaftigkeit, so würden sie sich wohl an öffentlichen Orten nicht ganz entblößen.

Man kann also nicht mit Gewißheit sagen, daß diejenigen, die sich bedecken, es aus Schaam thun, noch weniger, daß sie es aus angeborner Schaam thun. Wenn Schaam die Ursache wäre, so müßte man billig vermuthen, daß sie sich auf eine solche Art bedecken, daß dasjenige, das verborgen werden sollte, auch wirklich dem Auge entzogen würde. Man findet aber viele Völker, bei denen dieses gar nicht der Fall ist. So in Pegu.

*) Die heutige Historie der ladronischen, philippinischen und moluckischen Inseln, von Salmon. S. 79.

**) Thunbergs Reisebeschreibung durch einen Theil von Europa, Afrika und Asien. B. 2. Th. 1. S. [illegible]

Die vornehmen Damen tragen zwar nach ihrem Range längere oder kürzere Kleider; aber die gemeinen Weibsleute gehen beinahe nackt. Sie tragen zwar eine Art von Rock, der nur bis an die Knie reicht, er ist aber nicht weit genug, um vorn ganz über einander geschlagen zu werden; daher, wenn ein Frauenzimmer geht, jeder sehen kann, was die Schaamhaftigkeit zu verbergen gebietet.*) Die Bedeckung, die sie tragen, ist also nicht in Schaamhaftigkeit gegründet. Dasselbe kann man von den Kaffern sagen. Wenn es kalt ist, tragen sie einen Mantel von Kalbs- oder Rinderfell, der zuweilen bis an die Erde reicht, er bedeckt aber nur die hintersten Theile des Körpers. In der heißen Jahrszeit gehen sie völlig nackt. An ihrem Leibe sieht man weiter nichts, als was zum Putze dient. Den Unterleib bedecken sie zwar, aber auf eine so nachlässige Art, daß man sieht, es ist ihnen gleichgültig, ob er zum Vorschein kommt oder nicht. Diese nachlässige Bedeckung muß also bei ihnen eher Mode als Schaamhaftigkeit sein.**)

Die Buschmänner in Afrika gehen ganz nackt, und die meisten Weiber fast eben so. Ihre einzige Bedeckung ist ein Gürtel von Leder, der in schmale Riemen geschnitten ist. Diese Riemen aber sind so klein, daß sie keineswegs als eine Bedeckung angesehen werden können; auch zeigen die Weiber keine Spur von Schaam, nackend zu erscheinen. Man sollte fast glauben, sagt Barrow, daß diese Gürtel nicht den Zweck haben, etwas zu verbergen, so sorglos sind sie befestigt. Bei einigen hängen diese Riemen hinten, bei andern an der Seite, und bei einigen waren sie bis auf die Knie herunter gefallen. — Schaam kann also nicht die Ursache dieser Erfindung sein. Aber

*) Sonnerats Reise nach Ostindien und Sina. Cap. 2. §. 2.

**) Le Vaillant's neue Reise in das Innere von Afrika. Th. 2. S. 236 ff.

bei alle dem sind diese Weiber doch nach ihrer Art geputzt. Einige haben Mützen von Eselsfellen, die wie Helme aussehen, und Stückchen Kupfer, Schellen oder Korallen hängen an ihren Haaren den Hals herab. Alle Männer haben durchbohrte Nasen, und haben darin ein Stückchen Holz oder den Stachel eines Igels befestigt *).

Es scheint auch, als ob die Hottentotten bedeckt sein wollen; ihre Bedeckung aber verbirgt nicht besser, was man zu bedecken pflegt, als die Gürtel der Buschmänner. Ihr Anzug besteht aus einer Art Gürtel, von welchem vorn eine Schürze von Schakalhaut herabhängt. — Man sollte glauben, daß die Absicht dieser Schürze wäre, die Theile des Körpers zu verbergen, welche die kultivirten Nationen bedecken; wäre es aber wohl möglich, ein schlechteres Mittel zur Erreichung dieser Absicht zu wählen? Wenn Schaamhaftigkeit die wahre Absicht wäre, so müßten die Hottentotten diesen Zweck ganz vergessen haben. — Von dem hintern Theile des Gürtels hängt ein Stück getrockneter Haut bis zur Mitte des Schenkels herunter. Einige tragen sogar zwei solche Felle; sie sind aber keine bessere Bedeckung, als die vorigen; denn wenn der Hottentott geschwinde geht, fliegen sie von einer Seite zur andern, so daß sie keinen Theil verbergen. Dies scheint aber auch, sagt Barrow, nicht die Absicht zu sein. Da die Natur aber den meisten Thieren einen Schwanz gegeben, um sich bei heißem Wetter damit zu fächeln und die Insekten zu verjagen, so meint er, daß die Hottentotten, welche die Natur ohne Schwanz gelassen hat, sich einen künstlichen zu verschaffen gewußt haben. Inwiefern diese Vermuthung richtig sei, kann ich nicht entscheiden; so viel ist aber gewiß, daß diese nachlässige Bedeckung ihren ganzen Sommeranzug ausmacht und von keiner Schaamhaftigkeit zeugt. — Die Männer, die sich

---

*) Barrow's Reisen durch die innern Gegenden des südlichen Afrika, von Sprengel. S. 271.

durch ihren Putz auszeichnen wollen, tragen noch eine Schnur Korallen oder einen kupfernen Ring um das Handgelenk; aber eigentlich gehören doch solche Zierathen dem andern Geschlechte.

Die hottentottischen Weiber, so nackt sie auch sind, haben doch die Putzliebe mit den Weibern der ganzen Welt gemein, und beschleunigen dadurch den Untergang ihrer Männer, den diese durch ihre Wuth für Branntwein und Tabak sich bereitet haben. Diese beiden Artikel und Glaskorallen werden gegen Vieh, ihren einzigen Unterhalt, eingetauscht. Die Riemen von trocknen Häuten, welche sonst ihre Füße, als Schutz gegen die Dornen und den Biß giftiger Insekten, umgeben, werden verächtlich weggeworfen, und Glaskorallen an ihre Stelle gesetzt. Was bis jetzt die Nothwendigkeit und die Vorsicht erheischte, muß der Mode Platz machen. Ihre Hälse, Arme und Beine werden mit Glaskorallen überhäuft; aber die größten werden zu der kleinen, acht Zoll breiten, Schürze gebraucht, die von den Hüften bis an die Hälfte der Lenden reicht. Auf diesen Theil ihres Putzes verwenden die hottentottischen Weiber sehr viel Mühe. Große metallene Knöpfe, Porzellainmuscheln und alles, was in die Augen fällt, wird an diese Schürze befestigt. Die Weiber, die keine Glaskorallen haben, oder nicht eitel genug sind, tragen eine andere Art Schürzen, welche denen der Weiber der Buschmänner ähnlich sind. Es ist ein Bündel Riemen, der zwischen den Schenkeln hängt. Oft sind die Riemen zu dünn, und ihrer zu wenig, als daß sie den Zweck der Verhüllung erfüllen könnten. Anstatt des Schwanzes, den die Männer hinten tragen, haben die Weiber ein Schaffell, das den Hintertheil des Körpers von den Hüften bis beinahe an's Knie bedeckt. Der übrige Körper ist ganz nackt. Einige tragen indessen Mützen von Fellen, von verschiedenen Formen, und im Winter tragen beide Geschlechter Mäntel von Thierhäuten.*)

*) Barrow a. St. S. 149 ff.

aber ihre Kinder beiderlei Geschlechts gehen ganz nackend, bis sie zwölf Jahre alt sind.*) Die Einwohner von Sierra Leona gehen in diesem Stücke noch weiter, da sie ihre Kinder beiderlei Geschlechts bis in das fünfzehnte Jahr völlig nackend gehen lassen. Alsdann tragen diese einen Schurz von Tuch oder Baumrinde. Manche haben nichts als einen ledernen Riemen um die Lenden, worin sie ihre Messer tragen. Ihre Ohren schmücken sie mit allerhand Flitterstaat, und in dem Gesichte, auf den Ohren und Nasen machen sie sich verschiedene kleine Figuren mit einem glühenden Eisen, der goldenen Ringe und der Armbänder nicht zu gedenken, die sie auch tragen.**)

Wenn man liest, wie diese rohen Völker ihre Kinder so nackt gehen lassen, selbst über die Zeit, da sie in ihrem Klima mannbar sind, kann man denn einen Augenblick glauben, daß diese Völker Gefühl der Schaamhaftigkeit haben, weil sie selbst in einem gewissen Alter bekleidet sind? Ihre Bedeckung kann unmöglich eine Wirkung von Schaam sein, denn alsdenn würden sie nicht ihre Kinder, und noch weniger ihre erwachsenen Kinder ganz nackt gehen lassen. Daß einige Volksarten, die der Wärme des Himmelsstriches wegen völlig nackt gehen können und auch wirklich nackt gehen, dessen ungeachtet die Theile bedekken, die nach den Ehrbarkeitsgesetzen der Europäer verhüllt sein müssen, muß eine andere Ursache als Schaam haben. Die nächste Ursache hierzu müssen hergebrachte Gebräuche sein, die einmal angenommen und zuletzt Gesetze geworden sind, die man nicht übertreten konnte, ohne das Gespött seiner Landsleute zu werden. Es beruht einzig und allein darauf, welche Theile des Leibes zu entblößen man nun einmal für anständig oder unanstän-

---

*) Die heutige Historie der ladronischen, philippinischen und moluckischen Inseln, von Salmon. S. 80.

**) Allgemeine Historie der Reisen zu Wasser und zu Lande. B. 3. S. 265.

dig erklärt hat. So wird es unter den Morgenländerinnen für eine grössere Schande gehalten, sein Gesicht, als irgend einen andern Theil des Körpers von Mannspersonen sehen zu lassen. Kein Kleidungsstück ist ihnen daher so nothwendig und wichtig, als das Tuch, womit sie sich das Gesicht bedecken, wenn eine Mannsperson sich ihnen nähert. Ein Engländer überraschte einmal eine Frauensperson, die sich im Euphrat badete, und diese hielt nur die Hände vor's Gesicht, ohne sich darum zu bekümmern, was der Fremde sonst sehen möchte. Die ägyptischen Bauern geben ihren Töchtern selten vor dem siebenten oder achten Jahre ein Hemd, ihre Nacktheit zu bedecken; im Gegentheil haben sie ein langes schmales Tuch um den Kopf gebunden, um es über das Gesicht fallen zu lassen, sobald sich ihnen eine Mannsperson nähert. Niebuhr berichtet, daß er selbst oft in Aegypten Bauermädchen gesehen habe, die ganz nackt herzueilten, um ihn und seine Reisegefährten zu sehen, nachdem sie nur das Gesicht verhüllt hatten.*)

Tott giebt uns eine Beschreibung von Aegypten, die aber nicht von einiger Ehrbarkeit und Wohlanständigkeit bei diesem Volke zeugt. Sie sind, sagt er, von Natur munter und lustig, haben einen Trieb zu Ausschweifungen und zeigen in allen ihren Handlungen, daß sie diesen Charakter haben. Der allergeringste unangenehme Zufall kann sie schrecken, und wenn man bloß ein wenig freundlich mit ihnen umgeht, kann man ihr ganzes Vertrauen gewinnen. Der Geschmack, den das Volk am Tanz findet, hat öffentliche Tänzerinnen eingeführt, welche in ihren Tänzen sich im geringsten nicht züchtig bezeigen. Manns- und Frauenspersonen schwimmen wie Fische. Die Kleidung der Frauenzimmer besteht in einem

---

*) Niebuhr's Reisebeschreibung von Arabien; in Sammlung der besten und neuesten Reisebeschreibungen. B. 17. S. 263.

kurzen blauen leinenen Hemde, dessen Schnitt ihre Schamhaftigkeit nicht gar wohl beschützt. Die Mannspersonen haben niemals ihre Hemden um sich, ausgenommen, daß es geschieht, um ihre Arbeit desto leichter verrichten zu können. Kinder gehen immer nackt, und man sieht Mädchen von achtzehn Jahren, die in der Rücksicht für Kinder gehalten werden.*) Und diese Frauenzimmer, die im Aufzuge ihres Körpers so wenig Schamhaftigkeit zeigen, bedecken sich doch das Gesicht, wenn sie eine Mannsperson sieht. Solches können vorgefaßte Meinungen von dem, was anständig und unanständig ist, bewirken. Eine solche Meinung braucht blos allgemein zu werden, um zuletzt ein unabänderliches Herkommen zu werden und die Kraft eines Gesetzes zu bekommen, dem man sich blindlings unterwirft, ohne im geringsten die Richtigkeit oder Unrichtigkeit derselben zu untersuchen.

So wie die oberwähnten Völker sich schämen, ihre Gesichter zu entblößen, so scheuen sich die Frauenzimmer auf Manila, ebenfalls aus hergebrachter Sitte, ihre Schultern oder den obern Theil ihres Körpers von den Mannspersonen sehen zu lassen; hingegen schämen sie sich nicht, mit unbedecktem Unterleibe zu erscheinen. De Page berichtet, daß er beim Spazierengehen in einem Walde, eine Meile von Manila, zufällig in die Nähe eines Hauses kam, wo er eine Indianerin antraf, die in der Sonne ganz nackt auf der Erde saß. Ihr Hemd hatte sie zusammengelegt neben sich liegen. Sobald sie ihn erblickte, stand sie schnell auf und zog ihr Hemd an. Nun glaubte sie, hinlänglich bekleidet zu sein, und äußerte keine Verlegenheit mehr, vor ihm zu erscheinen.**) Wenn der Leser sich erinnert, was ich oben gesagt habe,

---

*) Tott's Efterretninger om Tyrkerne og Tartarerne. D. 2. S. 337.

**) De Page's Reisen um die Welt. Th. 1. S. 168 ff.

daß die Hemden der otaheitischen Weiber nicht weiter als von den Schultern bis an die Mitte des Unterleibes reichen, so wird er einsehen, daß sie, nach europäischer Denkungsart, jetzt nicht züchtiger gekleidet waren als vorher; aber nach den Gesetzen der Wohlanständigkeit auf dieser Insel sollte der Oberleib bedeckt sein; sie schämte sich also des bloßen Unterleibes nicht. Wer sieht nicht hieraus, daß, was man Schaam nennt, einzig und allein in Herkommen und Gewohnheit gegründet ist, und daß die Völkerschaften, die ganz nackt gehen, aber den Unterleib bedecken, dies nicht aus Schaam thun, sondern nach einer alten hergebrachten Sitte. Natürliche Schaamhaftigkeit ist wenigstens nicht die erste Ursache dieses Gebrauchs. Schämen sie sich, diesen Theil des Leibes zu entblößen, so thun sie es blos, weil sie gewohnt sind, denselben zu bedecken.

Aber dieses Herkommen, diese Sitte, diese Gewohnheit muß doch in etwas gegründet sein. In Schaam ist es nicht gegründet, wie ich bewiesen habe. Wahrscheinlich ist es lediglich in der Eifersucht der Männer gegründet, die ihren Weibern Bedeckung des Unterleibes anbefohlen haben, damit sie nicht durch die Entblößung desselben sinnliche Begierden bei fremden Mannspersonen erwecken und von diesen um so viel leichter zur Unzucht verleitet werden sollten. Zuletzt ward die hergebrachte Sitte bei einigen rohen Volksarten eingeführt, daß auch der Unterleib der Männer bedeckt sein sollte, damit der Anblick ihrer Nacktheit nicht wollüstige Begierden bei den Weibern erwecken, und diese, von ihren Lüsten hingerissen, sich nicht einer unerlaubten Liebe Preis geben sollten. Eifersucht ward also eine Ursache sowohl der Bedeckung der Männer als der Weiber.

Daß Eifersucht der Männer den bei den Frauenzimmern üblichen Gebrauch, den Unterleib zu bedecken, erst eingeführt haben müsse, ist eine Vermuthung, wofür ich verschiedene Gründe habe. Ich will die sehr eifersüchti-

gen Völker z. B. die Türken, Araber, Chineser nicht erwähnen, deren Weiber nicht allein den Unterleib, sondern sogar den ganzen Körper, selbst das Gesicht und die Hände bedecken müssen, welches keine andere Ursache als eine übertriebene Eifersucht haben kann. Es giebt aber verschiedene Völkerschaften, bei denen die Weiber bedeckt, die Männer aber ganz unbekleidet sind. So sind bei den Californiern die Weiber bedeckt; die Männer hingegen sehen die Bedeckung als schimpflich und entehrend an. Sehen sie einen von ihren Cameraden bekleidet, so lachen sie ihn aus und verspotten ihn.*)

Bei den Kabobikesen bekümmern sich die Männer eben nicht viel um Bedeckung. Anstatt der Keuschheitsschürze, die der Hottentott sich von Schakalsfelle macht, tragen sie ein rundes Stück Kupfer, das mit einem kleinen Kreise von eben dem Metalle eingefaßt ist, worauf sie Glaskorallen von verschiedenen Farben setzen, die von dem Mittelpunkte nach dem Umkreise hinlaufen. Diese Art von Bedeckung wird um die Lenden gebunden. Da aber dieses Stück nur vier Zoll im Durchmesser hat, durch die geringste Bewegung aus seiner Lage gebracht wird, so dient es nur wenig zur Bedeckung, um die sie sich auch nicht viel bekümmern. Uebrigens gehen sie bei großer Hitze ganz nakt. Diese Schürze muß also eher eine Folge der Mode als der Schaamhaftigkeit sein. Die Weiber hingegen gehen zwar mit blosen Füßen, obgleich die Männer eine Art von Sandalen tragen; aber ihre Kleider bedecken, was Schaamhaftigkeit bei kultivirten Völkern bedeckt haben will. Außer einer Schürze, die nicht bis auf die Mitte der Lenden hinunter reicht, tragen sie einen Mantel, der unter den Achseln durchgeht und auf der Brust zusammen gebunden wird, und außerdem einen andern langen Mantel. Glaskorallen tragen sie als Arm=

---

*) Natürliche und bürgerliche Geschichte von Californien. von Adelung. Th. 1. B. 1. Abschnitt 6.

bändern; auch machen sie sich Halsbänder daraus, die in verschiedenen Reihen bis auf den Magen hinunter hängen. Vorn an den Gürtel hängen sie auch einige Reihen, die bis auf die Lenden, noch unterhalb der Keuschheitsschürze, reichen. *)

Auf den Pelew-Inseln sind beide Geschlechter punktirt. Ihre Zähne schwärzen sie mit einer Art von Kräutern, wovon sie eine Zeit lang äusserst krank werden. Der Nasenknorpel wird sowohl bei Männern als Weibern durchbohrt, wodurch sie oft eine Blüthe, die ihnen gefällt, stecken. Diesen Schmuck ausgenommen, gehen die Männer ganz blos; die Weiber aber tragen vorn und hinten einen kleinen Schurz, der sie bedeckt. **)

Eben dieses findet man in Paraguay. "Jede Völkerschaft hat ihre eigene Art sich zu schmücken. Es gibt einige unter ihnen, die bei gewissen Gelegenheiten Mützen oder andere Zierathen von den schönsten Vogelfedern tragen. Männer und Kinder aber gehen ganz nackt; die Weiber im Gegentheil sind nur in so weit bedeckt, als es die Schaamhaftigkeit erfordert."

Die Guaycurusen, die in der Nähe von Paraguay wohnen, sind harte, trotzige und wilde Menschen. Sie sind dem Plündern und dem Trunke ergeben, und vertauschen daher gern ihre Mäntel an die Spanier, um Wein oder andere starke Getränke dafür zu bekommen. Ihren Leib bemalen sie; diese Malerei ist aber nach jedem Alter, und dem Range, den sie im Kriegsstande haben, verschieden. Sobald ein Kind geboren ist, durchbohrt man ihm die Ohren, um einige Zierathen darein zu hängen. Wenn sie ihren Kindern Namen geben, machen sie erst eine Oeffnung in die Unterlippe, um auch etwas hinein zu hän-

*) Le Vaillant's neue Reise in das Innere von Afrika. B. 2. S. 142 ff.

**) Geschichte des Prinzen Li-Bu, eines Eingebornen der Pelew-Inseln, S. 54.

ren. Wenn die Haare zu wachsen anfangen, werden sie sogleich, selbst an den Augenliedern, ausgerissen, welches sie, wie sie sagen, darum thun, damit sie besser sehen. Von den Haupthaaren lassen sie nur so viel noch bleiben, als zu einem Haarschopfe mitten auf dem Kopfe nöthig ist, und um zwei Kränze um diesen Schopf herum zu bilden. Doch geschieht dieses nur bei den Knaben; denn auf den Köpfen der Mädchen wird nicht ein einziges Haar gelassen. Die Knaben werden bis in ihr vierzehntes Jahr schwarz gemalt, und von der Zeit an bis in ihr sechszehntes roth. Man giebt ihnen dann ein Armband, einen Gürtel, der ihnen bis über den Nabel geht, und eine Mütze, wie ein Jägergarn, um ihre Haare darein zu wickeln. Wenn eine heftige Kälte einfällt, welches aber in diesem Lande selten geschieht, so tragen sie alle Mäntel von Thierhäuten; sonst gehen die Männer völlig nackt; ihre Weiber sind aber von den Lenden an bis mitten auf die Füße bedeckt.

Die Abiponer, gleichfalls eine Völkerschaft in der Nähe von Paraguay, bemalen sich, wie die obgenannten, mit verschiedenen Farben, und jemehr Aehnlichkeit sie sich mit den Tigern geben können, desto schöner sind sie. Sie machen an verschiedenen Orten Löcher in die Haut, worein sie Straußfedern stecken. Sie tragen sogar einige in den Lippen und in den Nasenlöchern. Den Bart scheinen sie zu verabscheuen; denn sobald ein Haar zum Vorschein kommt, reißen sie es sogleich aus. Wer unter ihnen die Erlaubniß haben will, seine Haare wachsen zu lassen, der muß einen Feind getödtet haben.

Es ist doch sonderbar zu sehen, wie sinnreich die Menschen, die ganz wilden sowohl, als die kultivirtesten Nationen, in Rücksicht dessen sind, das sie für Schmuck halten. Fast keine einzige Völkerschaft ist in diesem Stücke einer andern ähnlich. In der Hauptsache sind sie zwar großentheils einander ähnlich, aber die Schattirungen sind unzählig und verschieden. Ich habe hier dreier Völ-

ker erwähnt, die nahe an einander gränzen; aber ihre Begriffe vom Putz sind doch sehr verschieden. — So sind die Abiponer in Absicht des Geschmacks und der Mode von den andern verschieden; aber darin sind sie ihnen ähnlich, daß sie im Winter sich mit Thierhäuten bedecken, im Sommer aber ganz nackend gehen. Es ist also keine Folge der Schaamhaftigkeit, sondern eine Wirkung der Kälte, daß sie den Winter über bedeckt sind. Obgleich aber die Männer nackt gehen, sind ihre Weiber doch von der Mitte des Leibes bis auf die Knie bedeckt. Der übrige Theil, besonders das Gesicht, ist zerstochen. Oft ist alles, was man von ihrem Leibe sieht, mit verschiedenen Farben bemalt, und alle haben hinten abgeschorne Köpfe.*)

Aus diesen Beispielen, daß die Männer nackt gehen und die Weiber bedeckt sind, muß man billig den Schluß ziehen, daß die Bedeckung der Weiber nur eine Folge der Eifersucht der Männer sei; denn daß diese Wilden ein Gefühl für Schaam haben und sich deswegen bedecken sollten, kann man unmöglich glauben, da so viele andere, die weniger wild und thierisch sind, sich nicht schämen, ganz nackt zu gehen. Das nämliche schließe ich auch daraus, daß bei verschiedenen Völkerschaften die Weiber ganz nackt gehen, bis sie verheirathet werden. Es wäre wahrlich etwas ganz sonderbares, wenn diese Schaamhaftigkeit erst bei der Heirath sie auf einmal anwandeln sollte.

So gehen bei den Schangallas beide Geschlechter ganz nackend, so lange sie unverheirathet sind. Junge Mannspersonen und Frauenzimmer haben gar keine Bedeckung, obgleich sie lange erwachsen gewesen sind. Sie leben beständig unter einander in Wäldern und an einsamen Orten, ohne Zwang und ohne Strafe eines ungesetzmäßigen Betragens, und doch ist, dem Berichte Bruce's zufolge, ein verbotener oder unordentlicher Umgang [illegible]

*) Geschichte von Paraguay von Charlevoix. Buch 1. S. 6. B. 2. S. 102 ff. B. 9. S. 108.

seltener unter ihnen, als unter einer gleichen Anzahl von Europäern. Man sollte glauben, daß die Gewohnheit beiderlei Geschlechts, einander von Kindesbeinen an nackt zu sehen, die unkeuschen Triebe sehr schwäche. Obgleich sie aber, ehe sie heirathen, nackt gehen, so findet man doch, daß verheirathete Männer und Weiber eine kleine, wiewohl unbedeutende Schürze tragen. *)

Diese Sitte ist auch bei den Mäbahern üblich. Ihre Frauenspersonen gehen so nackt, wie sie vom Mutterleibe gekommen sind, bis sie verheirathet werden. Ganz nackend sein, ist ein Zeichen einer Jungfer. Sie schämen sich im geringsten nicht, so herum zu gehen, und finden nichts Unanständiges darin. Die jungen Mannspersonen sind eben so wenig bedeckt. In Rücksicht körperlicher Fehler und Gebrechen, die bei uns oft durch die Kleider verhüllt werden, können sie also keinerseits betrogen werden, wenn sie heirathen wollen. — Obgleich sie aber unverheirathet ganz nackt sind, so gehen sie zwar immer oben nackt, wenn sie verheirathet sind, aber unten bedecken sie sich und tragen mitten um ihren Leib fünf oder sechs Stück Zeug, von verschiedenerlei Art, eins über dem andern, daß das oberste allezeit kürzer ist, als das unterste. Vermuthlich sollen die vielen Stücke Zeug, welche diese Neger um die Lenden haben, eine Art von Pracht sein. Sie tragen überdies Ketten oder Ringe um die Knöchel, und einige Reiche Halsbänder und Armbänder um die Arme und Hände. Auf ihrem Kopfe tragen sie einen dünnen Korb von Rohr, artig geflochten und gemalt, und wie ein Bienenkorb gestaltet. Ihr Haar machen sie schön und künstlich zurecht, und schmücken die Locken desselben mit goldenen Spangen und Korallen. — Diesen Schmuck tragen aber nur die vornehmen Weiber. Das gemeine Volk geht meistens nackend, ausgenommen, daß es ein

---

*) Reisen zur Entdeckung der Quellen des Nils, von Bruce. Th. 2. B. 4. S. 550.

Stück baumwollen Zeug oder ein Stück Matte um die Hüften bindet. *)

So wie ich aus diesem Gebrauche, daß die Mädchen nackt gehen, die Weiber aber bedeckt sind, vermuthe, daß die Männer denselben aus Eifersucht eingeführt haben, so werde ich noch mehr in dieser Vermuthung durch einen andern Gebrauch bestärkt, der an andern Orten üblich ist, daß die Weiber nämlich, wenn sie alt werden, die Keuschheitsschürze ablegen, welche sie in ihrer Jugend tragen.

Diesen Gebrauch findet man bei den Einwohnern von Guiana. Diese haben, wie alle andere, ihren Schmuck; die Moden aber sind hierin verschieden. Sie haben, wie andere, ein Loch in dem Nasenknorpel, in welchem ein silbernes Plättchen befestigt wird. Dieses hängt zwischen Mund und Nase, und wird beim Trinken, damit es nicht hinderlich sein möge, aufgehoben. Von Zeit zu Zeit überstreichen sie sich mit rother Farbe, die in ihren Augen sehr schön ist. Diese indianischen Frauenzimmer sind außerdem in hohem Grade Liebhaberinnen vom Putze. Ihr vornehmster Schmuck besteht in einer Art Knochen, die platt geschliffen werden, und ungefähr von der Dicke eines Thalers und von der Größe eines Stübers sind. Man findet Frauenzimmer, Frauen und Mädchen, die etwa funfzehn bis achtzehn Pfund dieser Knochen um den Hals haben. Auch tragen sie in den Ohren kurze Büschelchen Baum, an deren Ende Kupferplättchen hängen. Auf beiden Seiten unter den Armen haben sie verschiedene Arten von Korallen hängen, von welchen die gelben und grünen für die besten gehalten werden. Diesen Korallenschmuck haben sie auch an drei Stellen um den Arm gewunden, nämlich an der Hand, über dem Ellenbogen und an den Schultern. Aus diesen Korallen machen sie auch auf eine sehr künstliche Art eine Schürze, womit sie

*) Allgemeine Historie der Reisen zu Wasser und Lande. B. 4. S. 312 — 315.

den Theil des Leibes bedecken, welchen die Wohlanständigkeit bei uns verborgen haben will. Unter den Knien sieht man denselben Schmuck, so wie auch über den Knöcheln. Diesen Putz kommt nicht von ihrem Leibe, bis er ganz abgetragen ist. Sie bemalen sich häufig das Gesicht mit rother Farbe, und an der Stelle der Augenbraunen, die sie ausreißen, machen sie einen Strich brauner Farbe, die mit Gummi angemengt ist. Einige lassen sich auch einen Theil des Leibes, bald den Oberleib, bald den Unterleib mit Wasser bemalen, das so schwarz wie Dinte und so beständig ist, daß, wenn jemand sich auch täglich wüsche, es doch in drei Wochen nicht abgehen würde.

Es sind aber nur die jungen Frauen, die sich auf solche Art schmücken; es sind auch nur sie, die die erwähnte, aus Korallen verfertigte Keuschheitsschürze tragen. Die alten Weiber hingegen schmücken sich nicht, und bekümmern sich nicht mehr darum, sich zu bedecken. Sie gehen völlig nackt.*) Es ist also keinesweges aus Schaamhaftigkeit, daß sie sich in der Jugend bedecken, denn alsdann würden sie wohl auch, wenn sie älter werden, eben so schaamhaft sein, und zwar um so mehr, wenn sie vorher gewohnt gewesen sind, bedeckt zu sein. Ohne Zweifel verhält es sich so, daß die Eifersucht des Mannes abnimmt, je älter die Frau wird. Ueber eine alte Frau eifersüchtig zu werden, dazu hat er keine Ursache, und sieht es daher mit Gleichgültigkeit an, daß sie ihrer Lust, ganz nackt zu gehen, folget.

So glaube ich, bewiesen zu haben, daß Schaam kein Naturtrieb bei'm Menschen, keine angeborne Eigenschaft sei. Wenn Herkommen, Gewohnheit, Erziehungsprincipien keine Veränderung darin gemacht hätten, so würden die Menschen sich eben so wenig geschämt haben, den einen, wie den andern Theil des Leibes zu entblößen.

*) Berkel's Beschreibung seiner Reise nach Rio de Berbice. Cap. 4.

Es ist auch eben so wenig eine Wirkung von Schamhaftigkeit, daß einige Völker sich bedecken, als Folge der Unzucht, daß andere völlig nackt gehen. Die Geschichte lehrt uns, daß viele, die sich bedecken, in hohem Grade unzüchtig, und daß andere, die ganz nackt gehen, es nicht sind. Die erste Ursache, warum die Weiber in Ländern, wo Kleider unnöthig sind, sich doch den Unterleib bedecken, muß wahrscheinlich blos in der Eifersucht der Männer liegen. Um nicht die Tugend ihrer Weiber in Gefahr zu setzen, müssen sie vom Anfange an diesen Gebrauch eingeführt haben. Endlich bedeckten sich die Männer auch, theils um ihren Weibern einen Gefallen zu thun, und sie um so bereitwilliger zu machen, bedeckt zu gehen, theils damit die Nacktheit der Männer sie nicht in Versuchung führen sollte. Nach und nach ward dieser Anzug ein Herkommen, eine Mode, von welcher man ohne Schimpf nicht abweichen konnte, nicht weil solches den Gesetzen der Schaamhaftigkeit zuwider war, sondern weil es mit den Gesetzen der Mode nicht bestehen konnte. Zuletzt ging diese Mode, wie so viele andere, von einer Völkerschaft zur andern über, und ward, blos der Mode wegen, sogar in den Gegenden aufgenommen, wo die Männer nicht in dem Grade eifersüchtig sind.

Kap. 3.

Nackte Menschen mit bedecktem Unterleibe.

Ich habe oben gezeigt, was ich, meiner Ueberzeugung nach, für die erste Ursache halte, daß Menschen, die anfangs völlig nackt gingen, allmählig anfingen, den Unterleib zu bedecken, und jetzt ist die Zahl der Völker, welche

che dasjenige bedecken, was nach der Denkungsart kultivirter Völker bedeckt sein muß, weit größer, als der ganz nackten. Ich habe, indem ich die Gründe für meine Ueberzeugung angab, Gelegenheit gehabt, mehrerer dieser Völker, die den Unterleib bedecken, Erwähnung zu thun, und zugleich die Zierathen zu zeigen, mit welchen diese übrigens nackten Menschen ihre nackten Körper zu schmükken suchen. In diesem Kapitel will ich die Welttheile durchgehen, wo man solche nackte Menschen findet, die doch den Unterleib bedecken, und von jedem Welttheile einige ausheben, nicht blos um zu zeigen, womit sie sich bedecken, sondern hauptsächlich, um den Leser mit den verschiedenen Arten bekannt zu machen, die sie erfunden haben, um ihre nackten Leiber zu schmücken. Vielleicht wird man unter diesen Erfindungen hie und da einige finden, die nicht so ganz uninteressant sind. — Ich will mit Asien den Anfang machen.

Daß der größte Theil von den Bewohnern Asiens bekleidet ist, theils aus Nothwendigkeit, um sich gegen die Kälte zu schützen, theils wegen der in den südlichen Gegenden Asiens steigenden Kultur, z. B. bei Persern, Hindostanern, Chinesen und andern, das muß dem Leser ganz bekannt sein. Es gibt aber indeß noch unter den sehr südlichen und warmen Himmelsstrichen verschiedene Völkerschaften, die ganz nackt gehen und nicht mehr als den Unterleib bedecken, aber dessen ungeachtet nicht unterlassen, wie alle andere Völker, den übrigens nackten Leib, jeder nach seinem Geschmack und seiner Fantasie, zu schmücken.

Hierzu will ich zuerst die Bewohner auf der Küste Koromandel rechnen: Hier gehen die Kinder beiderlei Geschlechts so lange ganz nackend, bis sie mannbar werden; die Erwachsenen aber tragen eine Decke um die Lenden. In gewissen Kasten reiben sie sich den Leib und das Gesicht mit Safran. — Gelb sein muß also hier eine Schönheit sein. — Die flache Hand, hingegen und die Fußsohlen

färben sie mit dem Saft einer gewissen Pflanze roth, und um die Augen malen sie einen schwarzen Kreis. Die Haare salben sie mit Kokosöl und tragen sie entweder geflochten, oder um eine Haarnadel gewunden. Vom Halse hängen goldene und silberne Ketten herab. Ihre Ohren sind an verschiedenen Stellen durchstochen und mit Edelsteinen geschmückt, welche sie auch an die Nase hängen. Die Wittwen legen dergleichen Juwelen ab, und tragen blos eine weiße Leinwand, die sie um den Leib winden. Die meisten Weiber tragen an jedem Arm und Fuß Ringe von Gold, Silber, Elfenbein oder Korallen. Auch an die Finger und Zehen stecken sie große Ringe.*)

Die Mode, Ringe an den Zehen zu tragen, haben die arabischen Schönen auch. Die Vornehmen tragen sie an den großen Zehen, mit Edelsteinen besetzt. Oben sind sie flach, unten rund und dünn. Die Ringe der geringern Frauenspersonen sind von Silber, Zinn oder Kupfer. Diese indianische und arabische Mode war auch eine Zeit lang in Frankreich üblich. — Der Putz dieser arabischen Frauenzimmer ist von dem der obgenannten Indianerinnen darin verschieden, daß sie kleine blaue Schönfleckchen in's Gesicht setzen, wie unsre Frauenzimmer einst schwarze hatten. Uebrigens sind sie, was den Putz betrifft, einander sehr ähnlich.**)

Bei den Malabaren tragen junge Mädchen bis zur Mannbarkeit den Busen blos, dann aber bedeckt; doch entblößen sie ihn aus Höflichkeit gegen die Europäer und Leute von einer vornehmen Kaste. Die verheiratheten Frauenzimmer aber haben ihn stets entblößt.***) Hieraus muß man billig den Schluß ziehen, daß es nicht

---

*) Sonnerat's Reise nach Ostindien und Sina. Cap. 1. Abschnitt [illegible] S. [illegible]

**) Gegenwärtiger Staat von Arabien, von Salmon. Cap. 4.

***) Sonnerat a. a. O. S. [illegible]

Schamhaftigkeit sei, wenn die erwachsenen Mädchen den Busen bedeckt tragen, sondern entweder blos Mode oder vielleicht ein Zeichen sei, daß sie nicht verheirathet und doch mannbar sind. — Uebrigens gehen die malabarischen Mannspersonen, sowohl vornehmen als geringen Standes, völlig nackt, und binden blos ein baumwollen Tuch um den Leib. Den obern Theil des Körpers pflegen sie nur selten zu bedecken. Auf gleiche Art gehen die Weibsleute von den niedrigern Kasten einher. Die Weiber und Töchter der Bramanen hingegen machen hierin einen Unterschied; — es sei dieser entweder in der Eifersucht der Männer oder in einer vermeintlichen Heiligkeit gegründet; — sie verhüllen nämlich auch den Oberleib mit einem Stück feinen baumwollenen Zenges, dessen Zipfel sie über die Schultern zurückschlagen. Sie gehen zwar barfuß, tragen aber viel Schmuck, welcher gewöhnlich in drei bis vier messingenen Armringen, einem Halsgeschmeide von Gold oder Edelsteinen und goldenen oder diamantenen Ohrgehängen besteht. Ihre Haare binden sie auf dem Wirbel in einen Wulst zusammen, und die Stirn ist mit einem heiligen Zeichen bemalt. In der Hand tragen sie einen Sonnenschirm von Palmblättern, welchen sie vor das Gesicht halten, wenn ihnen eine Mannsperson begegnet.*)

Uebrigens zeichnen sich die Malabaren, sowohl Männer als Weiber, durch ihre großen Ohrgehänge aus, die zuweilen wohl ein Viertelpfund wiegen, und ihre von Natur schon ziemlich langen Ohren ganz erstaunlich ausdehnen. Dieses, welches wir spottweise Eselsohren nennen würden, ist in ihren Gedanken eine besondere Schönheit. So verschieden ist der Geschmack. Um diese vermeintliche Schönheit zu erlangen, durchbohrt man den Kindern sehr frühzeitig die Ohren, und dreht ein Stück-

*) Paolino da San Bartholomeo Reise nach Ostindien, von Reinhold Forster. S. 156.

chen von einem zusammengerollten Palmblatte in's Loch. Indem nun das Blatt, gleich einer gespannten Feder, sich unaufhörlich zu entwickeln sucht, so wird das Loch unvermerkt immer weiter ausgedehnt und das Ohrläppchen immer größer. Es hängt gar oft auf die Schultern hinab, so daß man mit einer geballten Faust durch das Loch fahren kann. *)

Die Einwohner von Borneo gehen völlig nackt, außer daß sie den Theil des Leibes bedecken, welchen die Schamhaftigkeit bedeckt haben will. Auch fehlt es ihnen nicht an Zierathen; diese sind aber von einer besondern Art. Ich will ihrer Halsbänder nicht gedenken, die in einer Schnur von Tigerzähnen bestehen, an deren Stelle ihre Häupter eine goldene Kette tragen; aber das, wodurch diese Menschen sich von andern auszeichnen, und ein Beweis ist, welche Gewalt Gewohnheit und Mode über den Menschen haben können, besteht darin, daß man unter diesen Insulanern kaum einen einzigen finden wird, der sich nicht die vordersten Zähne aus dem Munde herausbrechen und statt ihrer sich andere von Gold wieder einsetzen läßt. — Welch ein Unterschied in dem Geschmack zwischen ihnen und andern Völkerschaften, welche sich auch der Schönheit wegen die Zähne schwarz malen lassen! — Die Sitte, den Körper zu bemalen, haben sie mit so vielen andern gemein, nur malen sie denselben blau, wodurch sie fast aussehen, als hätten sie blaue Kleider an. Außerdem beschmieren sie sich auch mit einem stinkenden Oel, wodurch sie einen abscheulichen Gestank von sich geben. **)

So schmieren auch die Einwohner des Goldlandes Bambuk sich die Haare und den ganzen Leib mit frischer

*) Neuhofs Reisen nach Ostindien; in Sammlung der besten und neuesten Reisebeschreibungen. B. 14. S. 249.

**) Gegenwärtiger Staat der sundaischen Inseln, von Salmon. S. 10.

Butter ein *), und diese Sitte ist unter den heißen Himmelsstrichen sehr allgemein. Sie soll auch nothwendig sein. Die Bemahlung des Körpers hat keinen andern Zweck als Putz; daher bemerkte Rollin, der auf einem von Perouse's Schiffen Arzt war, daß die Eingebornen der Franzosen-Bay sich nur den Körper bemahlten, wenn sie die Franzosen zu besuchen kamen, und daß man sie nie bemahlt in ihren Wohnungen fand. **) Daß sie den Leib mit Fett, Oel, Butter, Thran einschmieren, ist aber sehr nützlich, um die Glieder geschmeidig zu machen, die Stiche der vielen schädlichen Insekten abzuwehren und besonders die Ausdünstung zu vermindern, die natürlicherweise unter den heißen Himmelsstrichen sehr stark ist, wodurch der Körper geschwächt und das Blut aufgelöst wird. Vielleicht würde es zur Erhaltung der Gesundheit der Europäer in diesen heißen Zonen viel beitragen, wenn sie nach der Sitte der Eingebornen ebenfalls ihre Körper einschmierten. Meine eigene Erfahrung hat mich gelehrt, daß ich während meines Aufenthalts in Asien nicht einen einzigen Augenblick krank war, weil ich ganz und gar nach Art der Türken lebte ***). Diese Vorsicht möchte ich allen Reisenden anrathen, als das sicherste Mittel, die Gesundheit zu erhalten, daß sie in jeder Rücksicht die Lebensart der Eingebornen annehmen, so weit es sich thun läßt.

Auf den molukkischen Inseln gehen die Kinder beiderlei Geschlechts völlig nackt, bis sie zwölf Jahre alt sind. Die Mannspersonen bedecken zwar den Kopf mit

---

*) Beschreibung des Goldlandes Bambuk, von Golberry, in Sprengels Bibliothek der neuesten und wichtigsten Reisebeschreibungen.

**) La Perouse's Reise um die Welt. B. 2; in Magazin von merkwürdigen neuen Reisebeschreibungen. B. 17. S. 280.

***) Der Verfasser verlebte einige Jahre als Lehrer der evangelischen Gemeine in Smyrna.

Anmerk. des Uebers.

einem aus einer gewissen Art von Blättern gemachten und mit allerlei Farben bemalten Hut, gehen aber übrigens ganz nackt, nur daß sie um die Lenden ein schmales leinenes Tuch tragen. Anmerkenswerth ist es, daß die Weiber und die Priester bekleidet sind. Die Ursache hierzu ist vielleicht diese, daß die Molukken, ihrem Glaubensbekenntnisse zufolge, Mahomedaner sind, oder auch muß man dieselbe in der Eifersucht der Männer suchen, welches das wahrscheinlichste ist. Die Weiber bekleiden sich mit einem langen Rock oder einer Art von Sack ohne Falten, der vorn zugemacht wird. Außerdem tragen sie ungeheuer große Hüte, die sieben bis acht Fuß im Umkreise haben und mit Muscheln und Perlmutter geziert sind. Sie gehen niemals aus, sondern halten sich immer zu Hause eingeschlossen. Die Priester kleiden sich, wie die Weiber, in lange Röcke. Man kennt sie nur an ihren Mützen, die spitzig zugehen. Beide Geschlechter tragen Armringe von Porcellainmuscheln, denen sie durch Reiben auf einem Stein die gehörige Form geben.*)

In Afrika sind die Bewohner der sogenannten barbarischen Küsten, die Marokkaner, Algierer, Tunesen, Tripolitaner, alle bekleidet, wie auch gegen Osten die Aegypter und Abyssinier. Hingegen sind die Gallas, obgleich sie unweit von Abyssinien wohnen, ganz nackt, außer daß sie den Unterleib mit einem Stück Fell bedecken und über den Schultern ein Ziegenfell, wie ein Weiberhalstuch, tragen. Diese Bedeckung kann nicht der Wärme wegen sein; denn kann der ganze übrige Theil des Leibes entblößt sein, so müssen die Schultern es auch sein können. Dies muß blos eine Mode sein. Außerdem haben beide Geschlechter, besonders die Männer, den Gebrauch, ihre Haare mit Eingeweiden von Ochsen einzuflechten. Sie tragen sie auch als einen Gürtel um

*) Sonnerat's Reise nach Ostindien und Sina. Cap. 2. §. 11.

die Lenden gebunden, welches, wenn sie in Fäulniß über-
gehen, einen abscheulichen Gestank verursacht. Auch
schmieren sie den Leib und Kopf reichlich mit Butter oder
geschmolzenem Fette, welches beständig von ihnen hinab
träufelt.*) Dies letztere ist vermuthlich, wie ich oben
gesagt habe, ein Verwahrungsmittel gegen die schädlichen
Wirkungen des Klima's auf den Körper; ihr übriger Putz
aber mit stinkenden und faulen Ochsen-Eingeweiden ist
eine ganz neue Mode, die ich bei keinem andern Volke
kenne, und welche von den Rohen und Wilden im Cha-
rakter dieser Menschen hinlänglich zeuget. —

Hingegen findet man auf den südwestlichen Küsten
von Amerika etwas mehr Geschmack im Putze der Einwoh-
ner, welches man wohl zum Theil ihrem häufigern Um-
gange mit den Europäern zuschreiben kann. So gehen
die Congo-Neger zwar fast völlig nackt, außer daß sie
den Unterleib bedecken. Aber ihre Pagnen sind von Kat-
tun, Leinwand, Seide und sogar von Sammt, seitdem
sich durch den Handel mit den Europäern der Luxus unter
ihnen eingeschlichen hat. In vorigen Zeiten bestand diese
Bedeckung aus Palmfasern oder einem andern Gewächse.
Zum Staat tragen sie ungeheure Halszierathen von Elfen-
bein, die ihnen sehr beschwerlich sind, und nur durch eine
lange Gewohnheit ist die Haut des Halses hinlänglich ab-
gehärtet, um nicht davon verwundet zu werden. Sie
sind sehr begierig rothe Seekorallen zu erlangen, womit
sie sich gern schmücken. — Dieses ist der höchste Flug
ihrer Ueppigkeit. Die Reichen tragen eine lange silberne
Kette, welche sie acht bis zehnmal um die Hüften schlin-
gen. Aber das wichtigste Stück in ihrem Putze ist ein
Katzenfell, mit Schellen und Glöckchen verziert, welches
sie vorne in der Gegend des Unterleibes tragen. Darauf
setzen sie einen so großen Werth, daß sie es für die größte

*) Reisen zur Entdeckung der Quellen des Nils, von Bruce.
Th. 2. B. 3. S. 219.

Beleidigung halten, einem Manne sein Katzenfell zu entreißen. Anfangs kam dieser Schmuck nur den Fürsten zu, höchstens den kleinern Oberhäuptern. Jetzt tragen alle ihn, die Sklaven ausgenommen, denen es ganz verboten ist. Diese gehen außerdem ganz nackend, und darein finden sie sich auch sehr wohl, da sie kein Gefühl von Schaam haben. — Die Armbänder dieser Afrikaner, und die, welche sie um die Beine tragen, sind ungeheure Ringe von Kupfer oder Eisen. Dieser Schmuck ist ihnen auch so lieb, daß sie sich dem Schmerz unterwerfen, sich diese Ringe um die Knöchel fest schmieden zu lassen. — Für sie wäre es also keine Schande, wenn sie bei uns in die Eisen geschmiedet würden. — Sie tragen sie zuweilen so schwer, daß sie ihnen Schwielen um Hände und Füße verursachen.

Die Zierathen der Weiber sind, nach ihrem Geschmacke, weniger edel. Sie tragen keine Mützen, keine Katzenfelle, und ihre Pagnen schleppen nicht auf der Erde, wie bei den Männern. Hingegen behängen sie sich mit einer ungeheuern Menge Glaskorallen von verschiedenen Farben und dieser Schmuck macht mit ihrer schwarzen Haut einen ganz angenehmen Contrast. Den Busen bedecken sie auch mit einer kleinen Pagne von verschiedenen Zeugen, und sind auf rothe Korallen eben so erpicht, wie die Männer. Diese Zierde zu besitzen, ist für sie das höchste Glück der Eitelkeit. Diese Korallen haben in ihren Augen denselben Werth, wie Diamanten in den unsrigen. Die Sitte, sich die Haut zu tätowiren oder zu punktiren, die bei so vielen rohen Nationen üblich ist, ist auch hier eingeführt; doch thun es nur die Männer. Die Tätowirung wird von den Priestern verrichtet, die sich diese Operation theuer genug bezahlen lassen. Diese Ceremonie soll sie auch gegen die Tiger, den Wind u. s. w. beschützen.*) Dies ist das einzige Volk, bei welchem ich

---

*) Reise nach der westlichen Küste von Afrika, von De-

gefunden habe, daß die Punktirung der Haut ein Gegenstand des Aberglaubens sei. Bei andern wird dieses nur als eine Art von Putz gebraucht, welches ich näher zeigen werde.

Ich kann Afrika nicht verlassen, ohne die Einwohner der Küste von Guinea zu erwähnen, wo man die afrikanische Eitelkeit bei diesen halb nackten Menschen im höchsten Grade antrifft.*). — Kinder beiderlei Geschlechts können hier ohne Schaam bis in das achte Jahr ganz nackt gehen, ohne irgend etwas anders als Korallen an sich zu tragen, mit denen man ihnen die Hände und die Beine dermaßen behängt, daß sie zuweilen vor Korallen kaum gehen können. Unverheirathete Frauenzimmer tragen jederzeit, auch im größten Staat, nur ein großes Stück Zeug um den Unterleib. Der Oberleib hingegen muß immer bloß sein. — Die Männer haben einen Gurt, der aus Leder zierlich geflochten ist, oder aus einer silbernen Kette besteht, oder auch eine Korallenschnur über den Hüften befestigt. Durch diesen ziehen sie einen kleinen Streifen Kattun, Leinwand oder Seidenzeug, etwa eine halbe Elle breit und zwei Ellen lang, durch die Beine hindurch und lassen die Enden vorn und hinten herabhängen. Je länger es hinten herab hängt, desto schöner ist es. Jeder erwachsene Neger trägt eine solche Bedeckung; auch muß jeder Hausherr sogar seinen Sklaven dieselbe zugestehen. Außerdem haben sie noch ein größeres Stück Zeug, das für einen erwachsenen Neger drei Ellen lang und breit

---

Grandpre. Abschnitt 2. S. 32 ff., in Sprengels Bibliothek der wichtigsten und neuesten Reisebeschreibungen. B. 5. S. 37 ff.

*) Die Neger, von denen hier die Rede ist, sind eigentlich ein Volk auf der Küste von Guinea, Akras genannt. Ihre Kleidung ist zwar mit denen die jenseits des Rio Volta, an der sogenannten Sclavenküste wohnen, bis Benin meistentheils einerlei; jedoch sind sie in einigen Stücken verschieden, vorzüglich die Frauenzimmer.

sein muß, welches sie Mammale nennen. Dieses dient ihnen des Nachts zur Bettdecke, des Morgens zum Schlafrock und des Tages zum Staat. Des Morgens, wenn es ein wenig kühl ist, hüllen sie sich ganz darein ein, und lassen nur den einen Arm unbedeckt sein. Des Tages hingegen und in Gesellschaften würde es wider die Wohlanständigkeit sein, den Obertheil des Körpers mit irgend etwas zu bedecken. Es wird alsdann herunter geschlagen und an der linken Seite ein wenig angesteckt. Die Art von Zeug, woraus eine solche Bedeckung gemacht ist, bestimmt den Reichthum oder die Vorzüge eines Mannes vor den andern. Gemeiniglich sind es grobe baumwollene Zeuge, oder auch gedruckte Kattune, Zitze und seidene Zeuge.

Außer dieser ordentlichen Bekleidung haben diese Neger auch ihren Staat. Sie scheeren alle ihren Kopf, die Alten, die anfangen graue Haare zu bekommen, ganz kahl; die Jüngern hingegen lassen etwas davon stehen. Sie zeichnen zuvor mit Kreide auf dem Kopfe die Figuren, die sie wollen stehen lassen. Einige brauchen hierzu Grundrisse von Festungen, Blumenstöcke und dergl. Einige befestigen auch an dem Haare, das stehen bleibt, eine kleine Schelle von Gold. Die Stellen, die rasirt werden, müssen wenigstens alle acht Tage erneuert werden, und Vornehme lassen sich täglich rasiren. Es giebt sogar nur wenige, bei denen es gebräuchlich ist, Bärte zu tragen, die jungen Krieger ausgenommen, die solche bis auf drei Zoll lang am Kinne wachsen lassen, vermuthlich damit sie desto kriegerischer aussehen. Ihr übriger Staat ist sehr verschieden. Einige tragen Ohrringe nach europäischer Art, andere ein Halsband aus Korallen. Um die Arme tragen sie auch eine Menge Ringe oder Armbügel, die entweder aus Elfenbein, Kupfer, Messing oder Eisen verfertigt sind. Diese hängen ganz los, manchmal an zwanzig Stück, wenn sie von Elfenbein sind, auf dem Unterarme. Zuweilen haben sie auch einen in der Mitte des Oberarms,

wodurch das Fleisch gewaltig eingeschnürt wird. Die Finger, vorzüglich die Daumen, sind ebenfalls mit Ringen besetzt. Diese sind, wie die Armbänder, aus allerlei Metallen verfertigt, am öftersten aber aus Silber oder Gold. Zuweilen haben die Ringe auf dem Daumen eine Krone, die einen Zoll lang sein kann, und wie eine Grenadiermütze in die Höhe steht. Unter dem Knie haben sie öfters eine Schnur Korallen gebunden, dieser pflegen sie sich aber doch nur zu bedienen, wenn sie reisen sollen.

Die Männer haben also mit ihrem Putze genug zu thun; dies ist aber nur wenig gegen das, was die Weiber zu thun haben, wenn sie im völligen Staate erscheinen sollen. Eine schwarze Dame, wenn sie wohl angekleidet sein soll, hat wenigstens zwei Stunden nöthig, um alles in gehörige Ordnung zu bringen. Länger sitzen doch wohl nicht unsre weißen Damen über ihrer Toilette. Der Kopf nimmt die meiste Zeit weg, denn diesen suchen sie auf das zierlichste auszuputzen. Sie rasiren ihn, wie die Männer, in verschiedenen Figuren, jedoch in einem andern Geschmack. Auf der Scheitel lassen sie gewöhnlich einen breiten Schopf stehen, worin sie etwas Goldstaat, die Spitze einer rothen Papagaienfeder und manchmal einige Wehren von Rohr befestigen. Nachdem sie den ganzen Körper gewaschen und mit einer Art wohlriechenden Talges, den sie aus einem gewissen Baume ziehen, eingeschmiert haben, wird erst die Schminke aufgetragen. Hierzu brauchen sie alle Arten von Farbe. Die weiße ist die gemeinste, die aus einem feinen Thon besteht. Sie rühren sie mit Wasser an, und haben allerlei Figuren in Holz geschnitten. Diese tauchen sie in die Farbe, und drücken sie auf die Stirn, Backen, Kinn, Brüste, Bauch, Arme und Füße ab. Zu dem Gesichte nimmt man die kostbarsten Farben, als Blau und Grün; die übrigen Theile des Körpers aber müssen mit dem geringern Weiß vorlieb nehmen. Manchmal, wenn sie nicht viel Zeit haben, tragen sie die Farben mit den Fingern auf, wel-

ches die Männer jederzeit zu thun pflegen. Wenn sie aber öffentlich erscheinen sollen, werden drei oder vier Damen herbei gerufen, um zu beurtheilen, welche Figuren man nehmen soll und wie die Farben am besten zu ordnen sind.

Wenn alles dieses in Ordnung ist, geht es zum Anzuge selbst. Eine Menge Korallen von vielerlei Farbe, geschliffener Achat u. dgl. kommen herbei, und werden auf den ganzen Körper, am Halse, an den Händen, Beinen u. s. w. vertheilt, so daß am Halse und an den Händen die kostbarsten zu sitzen kommen. Ferner haben sie noch silberne oder goldene Bügel an den Händen, an welchen Goldstücke hängen, als Louisd'or oder Johannisd'or, die sie von den Europäern erhandeln. Auch die Finger und Zehen werden über und über mit silbernen und goldenen Ringen besetzt. Um die Füße, da, wo wir die Sporen zu tragen pflegen, tragen sie einen starken Bügel von Silber, der sechzehn Loth bis ein Pfund wiegen kann.

Dieser Putz nimmt die meiste Zeit weg. Mit dem rechten Anzuge können diese halbnackten Frauenzimmer natürlicherweise bald fertig werden. Sie haben, wie die Männer, einen Gurt, nur mit dem Unterschiede, daß er nicht über eine kleine Hand breit ist; sie lassen ihn aber vorn nicht herunter hängen, sondern schlagen die Zipfel zurück. Nach hinten hingegen wird er aufgerollt, so daß er, wenn die obgenannte Decke, Mammale, darüber kommt, einem Sattel ähnlich sieht, worauf sie auch ihre Kinder reiten lassen, wenn sie sie bei ihren Geschäften bei sich haben wollen. Ihr Mammale hat, wie das der Männer, drei Ellen ins Gevierte. Diese Bedeckung wird über die Hüften geschlagen, so daß sie fast wie unsre Weiberröcke aussieht. Die Oeffnung dieses Ueberschlages ist vorne, so daß im Gehen die Knie sichtbar werden. Ueber die Hüften wird er durch ein seidenes Tuch fest gebunden; in dessen Knoten ein großer Bund silberner Schlüssel, klein

ner Glocken und spanischer Thaler hängt, die im Gehen ein Geklingel machen, daß man es einige hundert Schritte weit hören kann. Am Oberleibe wird noch ein eben so großes Stück Zeug, wie das untere, unter die Achseln herum geschlagen, dessen Zipfel über die Schultern geworfen wird und bis über den Rücken herab hängt. Dieses muß allezeit aus feinem Zeuge, entweder aus Zitz oder Seide gemacht sein. Außerdem parfumiren sie sich, zu welchem Ende man in den meisten Häusern Zibetkatzen unterhält. In Ermangelung derselben nehmen sie eine Art wohlriechender Blätter, welche sie wie einen Blumenstrauß zusammenbinden, und an die Brust, sowohl der Zierde als des Geruches wegen, befestigen.

Ich habe hier etwas weitläuftig alles angeführt, was zu dem Anzuge dieser schwarzen Damen gehört, ob man vielleicht etwas darunter finden könnte, das nachahmungswerth wäre. Es sind aber nur die vornehmern schwarzen Schönen, von denen hier die Rede ist. Gemeine Weiber haben zwar auch zwei große Decken; aber der übrige Staat fehlt ihnen entweder gänzlich oder zum Theil. Diejenigen, welche sich allen diesen Putz nicht verschaffen können, wissen diesen Mangel durch solche Künste an ihrem Körper zu ersetzen, wovon man oben Beispiele gehabt hat. Man sieht Sklavinnen, die fingerdicke Korallen in der Unterlippe tragen, die zu dem Ende wie ein Ohrläppchen durchbohrt ist. Andere Neger sind mit Einschnitten über den ganzen Körper, oder auch nur im Gesichte, gezeichnet; und hierin haben sie denn auch wieder ihre besondern Moden, so daß man an diesen Zeichen sehen kann, von welcher Nation und Würde sie sind. Sie haben sogar ihre besondern Familienzeichen.

Ich kann diese Afrikaner nicht verlassen, ohne mit wenig Worten zu zeigen, welche Sorgfalt sie auf ihre Zähne wenden. Da der fruchtbare Himmelsstrich, worunter Guinea liegt, nicht viel Arbeit erfordert, so bringen sie die meiste Zeit theils mit Vergnügungen, theils

mit Tabakrauchen zu, wovon beide Geschlechter grosse Liebhaber sind. In der Zwischenzeit, wenn sie nicht Tabak rauchen, haben sie beständig mit dem Putzen ihrer Zähne zu thun. Die Natur hat ihnen überaus schöne und gesunde Zähne gegeben, aber sie verwenden auch einen nicht geringen Theil der Zeit darauf, sie zu konserviren. Es gibt eine gewisse Holzart, die hoch im Lande wächst und ziemlich theuer verkauft wird. Aus dieser machen sie sich Zahnstocher, die sie beständig im Munde haben und die Zähne damit poliren, welches vielleicht die Ursache ist, warum die Neger bessere und gesundere Zähne haben, wie wir. Es wäre wohl zu wünschen, daß wir den Negern in diesem Stücke nachahmen wollten; hingegen müssen wir ihnen nicht darin nachahmen, daß sie, nicht damit zufrieden, gesunde und weiße Zähne zu haben, ihnen auch eine andere Gestalt, als die natürliche, zu geben suchen, indem einige ihre Vorderzähne spitzig feilen, andere sie gar dreitheilig machen, indem sie sie zweimal einschneiden.*) So ist der Mensch mit der Natur, so schön sie auch ist, nicht zufrieden, sondern sucht sie immer zu verändern. Man glaubt die Natur zu verschönern, und gewöhnlich macht man sie häßlich.

So haben die Einwohner von Sumatra weiße und schöne Zähne; aber beide Geschlechter bemühen sich, sie schöner zu bekommen, und dadurch entstellen sie dieselben. Viele, besonders die Weiber, feilen ihre Zähne bis auf das Zahnfleisch ab; andere tragen sie spitzig, und manche reiben die äusserste glänzende Rinde ab, damit sie die kohlschwarze Farbe, die sie ihnen überall geben, desto besser annehmen und behalten mögen. Die Vornehmsten fassen ihre Zähne zuweilen in Gold, welches nebst der schwarzen Farbe bei Licht eine prächtige Wirkung thut. Diese Zierde legen sie niemals ab, sie mögen essen oder schlafen. — So wunderlich sind die Menschen in ihrem Geschmack.

---

*) Iserts Reise nach Guinea. Achter Brief.

mit Vergnügen ein Pflaster neun Tage lang auf dem Gesichte sitzen haben, wenn sie dadurch von allen ihren Falten befreit werden könnten.

Alle diese Künsteleien mit dem Gesichte sind jedoch leicht denjenigen zu verzeihen, die minder schön als eitel sind; wenn aber die, die wirklich schön sind, es doch für nöthig halten, sich zu schminken und sich durch die Schminke zu entstellen, so muß man ihren Geschmack bedauern. So findet man es bei den Georgianerinnen. Diese sind in hohem Grade schön. Chardin behauptet, daß die Natur in Bildung weiblicher Schönheit in diesem Lande ihr Meisterstück gezeigt habe, und dessen ungeachtet verderben sie diese Schönheit dadurch, daß sie ihren Gesichtern alle Arten von Farben anstreichen. Solche Schminke, sagt er, ist ihr Putz, welchen sie gebrauchen, wie wir unsre Feierkleider.*)

So glauben auch die maurischen Frauenzimmer in Algier und Tunis, daß sie nicht vollkommen geputzt seien, wenn sie nicht ihre Augenlieder mit dem Staube von Bleierz gefärbt haben. Die dunkle Farbe, welche die Augen dadurch bekommen, wird für eine besondere Schönheit gehalten.**) Die neuverheiratheten Frauenspersonen in Algier treiben die Kunst noch weiter. Sie bestreichen nicht allein die Augenbrauen mit einer Art chinesischer Dinte, sondern machen auch schwarze, rothe, blaue oder graue Flecken, wie Schminkpflästerchen, ins Gesicht. Sie nehmen Leim oder Gummiwasser dazu, daß die Farben halten, und streuen verfälschten Goldsand, wie wir zum Abstreuen brauchen, darauf. — Diese Erfindung zur Erhöhung der Schönheit ist noch nicht in Europa be-

*) Chardin's persianische und ostindische Reisebeschreibung. Th. 1. S. 282.

**) Shaw's Reisen. Naturgeschichte der Barbarei. Cap. 5. Abschn. 7.

kannt.*) So sind nicht nur die Peruaner, sondern fast alle wilde, rohe und kultivirte Völker in der Verschönerung des Gesichts, jedes nach seiner Art, erfindsam gewesen. Die wahre Schönheit des Gesichts, die in dem Ausdrucke guter, sanfter, edler Gefühle besteht, lassen sie ganz außer Acht. Diesen Ausdruck sieht man aber schwerlich in einem mit Farbe bemalten Gesichte, wenn sie so dick angelegt wird, wie bei jenen Völkern, deren oben Erwähnung geschehen ist. Uebrigens kann man dergleichen Schminken nicht als etwas Unmoralisches betrachten. Die Moralität beruhet auf der Absicht, in welcher es geschieht. Pudert man doch sein Haar, und das eine ist eben sowohl eine Schminke, wie das andere.

In Brasilien gehen die Wilden ganz nackt, ausgenommen daß sie, wie die Peruaner, sich vorn mit einigen Baumblättern oder mit Grase bedecken, welches mit einem Bande um den Unterleib befestigt ist.**) Doch gibt es andere Stämme, welche, obgleich sie bis auf die Hüften, die sie sorgfältig bedecken, ganz nackend gehen, doch an einigen Putz denken. Diese werden Tapoyer genannt. Die Männer tragen einen Schmuck auf ihren Köpfen, der aus Vogelfedern verfertigt ist, von welchem lange Vogelfedern über ihre Schultern herabhängen. Zuweilen binden sie um ihre Köpfe eine Schnur von Baumwolle, in welche sie Federn von verschiedenen Farben stekken. Sie haben auch Mäntel von Baumwolle, die wie Netze gemacht und mit Federn von verschiedenen Vögeln und Farben geziert sind, die fast wie Fischschuppen auf einander liegen. Allein dies sind auch eigentlich nur festliche Kleider; obgleich sie sie auch zuweilen zur Abhaltung des Regens tragen, welchen Zweck sie dadurch ziemlich erreichen. In ihre Ohren, Lippen und Wangen machen

*) Arvieux merkwürdige Nachrichten. Th. 5. S. 241.

**) Vierjährige Reise nach der Südsee, von Dampier, englisch beschrieben von Rogers. S. 106.

sie sich Löcher, aus welchen Stücke von Holz oder köstliche Steine hängen. — Man hat Beispiele genug von Menschen, die Ohren, Nase und Lippen durchbohren; aber dieses ist ein neuer Zuwachs der Kunst, daß diese zugleich die Wangen durchbohren, um einige Löcher mehr zu haben, worein sie ihre Zierathen hängen können. — Außerdem bemalen sie ihre Leiber ganz mit einem braunen Safte, oder bestreichen sie mit Mastix oder wildem Honig, und befestigen auf ihren Leibern Federn von allerlei Farben, so daß sie in einiger Entfernung wie große Vögel aussehen. Sie tragen auch um ihre Beine Schleifen, die aus einem gewissen Gewächse verfertigt sind, und Schuhe aus einer Art von Baumrinde.*) Diese Sitte, sich Vogelfedern auf dem Leibe zu befestigen, ist ohne Zweifel eine brasilianische Erfindung, welche, so viel ich weiß, diesem Volke eigen ist.

Andere Völkerschaften in Brasilien befestigen eben nicht Federn auf ihrem bloßen Leibe, sondern machen sich Kleider aus Papagaienfedern, die hinten mit einem großen Schweif geziert sind. Alle Männer, Weiber und Kinder haben in der Unterlippe drei Löcher, in welche sie gewisse runde Steine, ungefähr einen Finger lang, hängen. Uebrigens haben diese vor andern Brasilianern dies voraus, daß Männer sowohl als Weiber nicht allein ihren ganzen Leib bemalen, sondern auch alle Haare, selbst den Bart und die Augenbraunen, absengen.**)

Diese Sitte, alle Haare am Leibe zu vertilgen, findet man auch in andern Welttheilen. So giebt es einige sibirische Tartaren, die durch eine Mischung von Kalk und Arsenik die Haare am ganzen Leibe zu vertreiben su-

*) Neuhofs Reise nach Brasilien; in Sammlung der besten und neuesten Reisebeschreibungen. B. 11, S. 124 ff.

**) Magelhans Reise um die Welt, von Pigafetta; in Beiträge zur Völker- und Länderkunde, von Forster und Sprengel. Th. 4. S. 13 ff.

chen.*) Dieselbe Sitte findet man in Sumatra. Diese Insulaner behalten zwar zum Theil ihr Haupthaar. Die Männer schneiden es oft kurz ab und scheinen nicht den geringsten Werth darauf zu setzen; die Weiber hingegen suchen es sehr lang zu haben, und man findet mehrere, denen es bis auf die Erde reicht. Auch suchen sie dasselbe durch den beständigen Gebrauch von Kokosöl, womit sie es bestreichen, glänzend schwarz zu erhalten. Obgleich die Männer aber einiges Haar auf dem Kopfe dulden, so können sie doch, eben so wenig wie die Weiber, es an den übrigen Theilen des Leibes vertragen. Solches ist nach ihrer Denkungsart dem Wohlstande zuwider. Daher haben auch die Männer ein ganz glattes Kinn. Den Bart wissen sie dergestalt zu vertilgen, daß man glauben sollte, die Natur habe ihnen denselben versagt. So wie die Knaben anfangen, mannbar zu werden, reiben sie sich das Kinn, die Oberlippen und die übrigen Theile des Leibes mit ungelöschtem Kalk, besonders von Muschelschalen, welcher die Wurzeln der aufkeimenden Haare tödtet. Die wenigen Haare, welche nachmals einzeln zum Vorschein kommen, werden von Zeit zu Zeit mit kleinen Zangen ausgerissen, welche sie zu dem Ende jederzeit bei sich tragen.**)

Wenn dieses Mittel bewährt ist, warum suchen wir denn nicht dadurch das Wachsthum des Bartes zu hemmen? Dann würde man des mühsamen, Zeitverlust verursachenden Rasierens überhoben sein. Sonderbar ist es übrigens, woher diese Sitte gekommen sein mag, daß man solchergestalt durch Kunst alle Haare vertilgt. In Reinlichkeit kann sie nicht gegründet sein, da sie auch bei Völkern üblich ist, die nicht ihrer Reinlichkeit wegen ge-

*) Pallas Reise durch verschiedene Provinzen des russischen Reichs. Th. 1. S. 444.

**) Natürliche und bürgerliche Beschreibung der Insel Sumatra, von Marsden. S. 61. ff.

rühmt werden können. Auch würden diese in solchem Falle zugleich die Hauptbaare zu vertreiben suchen. Unmöglich ist es aber, die Ursache aller Einfälle und Gebräuche der rohen Völker anzugeben.

Die Einwohner von Louisiana gehen völlig nackt und tragen im Allgemeinen nichts anders als eine Art von Schürze vorne; aber statt der Kleider bemalen sie sich. Die natürliche Farbe der Amerikaner ist röthlich; aber nichts desto weniger finden sie einen besondern Geschmack daran, sich mit Roth zu malen, und hierin thun sie weiter nichts als die kultivirten Menschen in Europa, welche, obgleich sie weiß sind, sich mit Weiß schminken, wenn sie ihre natürliche Farbe nicht weiß genug finden. Jeder hält seine Farbe für die schönste. Jeder sucht sie zu erhöhen, und das kann wohl auch jeder mit gleichem Rechte thun. Daß diese Indianer, da sie nackt gehen, nicht nur das Gesicht, sondern den ganzen Leib schminken, kann man auch nicht sonderbar finden; daß sie sich aber noch außer der rothen Farbe mit Weiß, Schwarz, Blau und Grün beschmieren, das muß sie natürlicherweise entstellen, anstatt zu zieren. Nichts desto weniger halten sie alle diese Schminke für nothwendig, um öffentlich mit Anstand erscheinen zu können. Sie ist bei ihnen das nämliche, was Kleider und Putz bei den kultivirten Nationen sind.

In diesem Stücke, was ihre Bemalung anbetrifft, muß man die außerordentliche Geduld dieses Volkes und die Gewalt der Eitelkeit bewundern, da sie in allen andern Dingen höchst träge sind. Nur in diesem Stücke sind sie es nicht. Fünf bis sechs Stunden können sie mit der größten Geduld zubringen, um diese Schminke nach allen Regeln des Geschmacks anzulegen. Die kokettește und eigensinnigste Dame in Europa braucht doch kaum so viel Zeit, um vor ihrem Spiegel zu sitzen. — Die Farbe legen sie mit einer Kunst auf, die viel Geschicklichkeit erfordert. Ueber die Augenwimpern ziehen sie zwei Linien, die nicht dicker als ein Faden sind. Das nämliche thun

sie auf die Lippen, die Nasenlöcher und über die Augenbraunen. Auf dieselbe Art ziehen sie solche Linien um die Ohren und beobachten hierbei die nämlichen Krümmungen, welche die Ohren haben. Das übrige Gesicht theilen sie in verschiedene Figuren ab, wobei das Rothe die Hauptfarbe ist, und die übrigen Farben dienen nur dazu, diese zu erhöhen. Ein Theil des Halses wird auch mit diesen Zierathen geschmückt, und gemeiniglich malen sie mit Zinnober ziemlich dicke Striche auf die Kinnbacken. Finden sie diese Figuren, nachdem sie gemacht sind, ihrer Erwartung nicht entsprechend, so löschen sie sie mit der größten Geduld aus und fangen wieder von vorne an. Ihre Eitelkeit und Selbstzufriedenheit ist so groß, daß sie, wenn sie fertig sind, den Spiegel nicht aus den Händen lassen können, um sich recht über die schöne Figur zu freuen, die sie zu machen glauben.

Die Mannspersonen geben diesen indianischen Schönen in Eitelkeit nichts nach; sie befriedigen nur selbige auf eine andere Art. Ihre Krieger zeigen darin ihren Putz, daß sie sich punktiren und eine Farbe in die Löcher reiben. Im Verhältnisse zu ihren Heldenthaten haben sie mehrere oder wenigere dergleichen Figuren an dem Leibe. Einige punktiren nur die Arme, andere auch die Schenkel. Bei einigen sind die Lenden auch punktirt, und bei andern gehen diese Figuren von der Mitte des Leibes bis an den Hals. Diese Letztern sind ihre vornehmsten Kriegshelden. So breiten diese punktirten und gemalten Figuren sich immer weiter auf dem Leibe aus, nachdem ihr kriegerischer Ruhm und ihre Heldenthaten zunehmen. Diese Krieger tragen auch Federbüsche, die sie, wie unsere Krieger, an den Kopf stecken. An Armen und Schenkeln tragen sie auch Federn, wie Armbänder. Diese sind das Unterscheidungszeichen der Krieger und ein Beweis ihrer Tapferkeit, weswegen auch diejenigen, die nicht im Kriegsstande sind, sie nicht tragen dürfen.*)

*) De Ulloa physikalische und historische Nachrichten vom südlichen und nordöstlichen Amerika. Th. 2. Abschn. 17.

Obgleich diese Indianer, wie andere Wilde, Putz lieben, so zeigen sie doch weder Geschmack noch Kultur bei den Zierathen, welche sie theils durch Bemalung, theils durch Punktirung an ihren nackten Leibern anbringen. Ganz anders verhält es sich mit den Einwohnern von Karolina. Diese sind zwar gewöhnlich ganz nackend, ausgenommen, daß sie die Lenden bedeckt, und zuweilen ein Hemd, Halbstiefeln oder Schuhe tragen. Aber ein Theil ihrer Zierathen zeigt doch einigen Geschmack und eine angehende Kultur. — Diese Indianer haben, wie einige andere nordamerikanische Indianer, den Rand der Ohren zerschnitten, welches eben nicht von vielem Geschmacke zeugt; wenigstens wird kein Europäer es schön finden. Dieser durchschnittene Rand wird zuerst rund umher mit ledernen Riemen sehr dicht und fest gebunden, und die Wunde, bis sie wieder geheilt ist, mit Bärenfett eingesalbt. Durch die Schwere eines daran befestigten Stückes Blei wird der Knorpel zu einer unglaublichen Länge ausgedehnt, alsdann rings umher voll Messing- oder Silberdrath gesteckt, und halbzirkelförmig, wie ein Bogen oder ein halber Mond, erweitert. Dieser Rand ist dann sehr elastisch, so daß er bei der geringsten Bewegung oder Biegung des Körpers auf- und niederspringt. Man schmückt das Ohr übrigens noch mit den weichen Federn des weißen Reihers.

Ihre Schläfe sind mit einer Binde umgeben, die ungefähr vier Zoll breit, künstlich gearbeitet oder gewebt, mit Steinen, Glaskorallen, Stacheln des Stachelschweines u. s. w. geschmückt und vorn an der Spitze noch mit einem hohen Busch von Kranichs- oder Reiherfedern verschönert. Sie tragen Stiefel von Tuch, welche vom Knöchel bis an die Wade hinauf reichen und mit Spitzen, Korallen, silbernen Glocken u. s. w. geziert sind. Ihre Schuhe haben gewissermaßen Aehnlichkeit mit den alten Sandalen. Sie werden von Rehfellen verfertigt, und nach eines jeden Geschmack verziert. Außer einem Hemde

von Leinwand und einem tuchenen Gürtel um den Unterleib, der an den Enden mit Glaskorallen, Spitzen von Flittergold u. s. w. geschmückt ist, tragen sie einen Mantel von dem feinsten scharlachenen oder blauen Tuche, das sie nur zu kaufen im Stande sind. Dieser Mantel ist um den Rand her mit reichen Spitzen oder Franzen und oft auch mit kleinen runden Glocken von Silber oder Meßing geschmückt. Sie haben auch einen grossen silbernen Halsschmuck, in Gestalt eines halben Mondes, der von einem rund um den Hals gehenden Bande auf die Brust hängt. Um den Hals tragen sie ein Halstuch, und die Arme sind mit silbernen Armbändern und silbernen oder goldenen Ketten geschmückt. Der Kopf, der Hals und die Brust werden karmosinfarben bemalt, und einige Krieger haben auch die Haut der Brust und die muskulösen Theile des Körpers mit hieroglyphischen Zügen, mit Blumen, Thiergestalten, Sternen, halben Monden und der Sonne geziert. Dies Bemalen, oder richtiger Punktiren des Fleisches geschieht in der Jugend; man sticht die Haut so lange mit einer Nadel, bis das Blut herausspritzt, und reibt dann eine bläuliche Farbe ein, die niemals wieder vergeht. — Die Kleidung der Weiber unterscheidet sich etwas von der Tracht der Männer; merkwürdig ist es aber, daß die Weiber von Schminke keinen Gebrauch machen. Dies thun nur Frauenzimmer von einer besondern Klasse, wenn sie geneigt sind, dem andern Geschlechte gewisse Gunstbezeugungen zu bewilligen. — Schminke ist also bei ihnen ein Kennzeichen der Buhlerinnen.

Es ist nicht zu läugnen, daß einige von den Zierathen dieser Indianer nicht ganz geschmacklos sind. Man kann sich aber auch leicht vorstellen, daß es nur die Reichen und die Vornehmen sind, die diesen kostbaren Putz tragen. Der hier beschriebene Putz wird auch nur bei gewissen Gelegenheiten gebraucht, z. E. bei Hochzeiten, Festtagen, Tänzen, oder bei der Gelegenheit, daß die Männer sich den Abend vor ihrem Ausmarsch zu einer kriegeri-

schen Expedition versammeln, um den Kriegstanz aufzuführen. Uebrigens wird der Mantel von den Männern selten getragen, die Winter-Abende ausgenommen, wenn es sehr kalt ist, und von den Weibern beim Tanzen, wo er ihnen als ein Schleier dient; denn übrigens gehen sie, wie ich oben gesagt habe, völlig nackend, und haben nur eine Schürze um die Lenden.*)

Jetzt will ich mich an's Südmeer wenden, und diese halbnackten Inselbewohner in ihrer ganzen Pracht darstellen, welche ebenfalls größer oder kleiner ist, nachdem sie roher oder kultivirter sind. Und sonderbar ist es, daß ihre Erfindungen, in Rücksicht dessen, was sie Putz nennen, in der Hauptsache ungefähr die nämlichen sind, wie man sie auf dem festen Lande findet; obgleich man keinen Grund zu vermuthen hat, daß sie je, wenigstens in einer sehr langen Reihe von Jahren, mit irgend einem von den andern Welttheilen in Verbindung gestanden haben. Nur in Nebensachen sind sie verschieden, und solche Verschiedenheiten trifft man auch allenthalben in den andern Welttheilen an, wie ich oben gezeigt habe.

So haben die Einwohner der Osterinsel die Gewohnheit, sich zu bemalen, die Haut zu punktiren und sich die Ohren zu durchstechen. Um die Oeffnung dieses Theiles zu erweitern, pflegen sie ein zusammengerolltes Blatt durch das Loch zu stecken, bis das Ohrläppchen so lang wird, daß es ihnen auf die Schultern herab hängt, welches bei den Männern eine ausgezeichnete Schönheit ist, die sie zu erlangen streben. — Die nämlichen Moden und dieselbe Kunst, um das Loch im Ohrläppchen geräumiger zu machen, findet man auch in den andern Welttheilen. — Uebrigens gehen Männer und Weiber fast ganz nackt, ausgenommen, daß sie ein Tuch um den Unterleib gürten, und einzelne haben außerdem ein Stück

*) Bartram's Reisen durch Nord- und Südkarolina. S. 474 ff.

Zeug, mit dem sie die Schultern oder Häften umhüllen, und welches bis zur Hälfte der Schenkel herab fällt.*)

Die Einwohner von Mowée, einer von den Sandwichsinseln, malen auch und punktiren die Haut, durchbohren sich die Ohren und den Nasenknorpel, um Ringe darin zu tragen. Auch haben sie, wie die Bewohner aller übrigen Welttheile, mit ihrem Haare viel zu thun. Sie schneiden es in Gestalt eines Helmes ab. Einige Locken, denen sie völlige Länge lassen, und auf diese Weise den Kamm des Helmes vorstellen, sind an dem Spitzen roth. In dieser Erfindung sind sie von allen andern, bis jetzt erwähnten, Völkern verschieden. Aber noch mehr unterscheiden sie sich von ihnen dadurch, daß sie sich einen oder mehrere Zähne ausziehen lassen. Ob dieser Verlust der Zähne auch eine Schönheit sein soll, oder ob dieses, wie einige meinen, die Art ihrer Trauer über ihre Anverwandten oder Freunde sei, das hat man noch nicht mit Gewißheit erfahren können. Dem sei, wie ihm wolle, so ist diese Sitte doch immer lächerlich.**)

Auf den Gesellschaftsinseln sind die Einwohner nicht einmal, in Ansehung ihrer Zierathen, einander völlig ähnlich. Auf Mangeea, einer dieser Inseln, tragen die Einwohner ihr kohlschwarzes, sehr langes Haar gewöhnlich auf der Scheitel gebunden. Sie tragen einen Gürtel, der aus der Rinde des Papiermaulbeerbaums verfertigt, und, wie auf den Freundschaftsinseln, glassirt oder mit einem Firniß überzogen ist. Das Zeug hingegen, welches sie auf dem Kopfe tragen, ist, wie in Otaheiti, weiß und unglasirt. An den Füßen haben sie eine Art Sandalen oder Pantoffeln, die aus Grashalmen geflochten sind, vermuthlich um ihre Füße gegen die scharfen Korallenfelsen zu schützen. Den Bart lassen sie lang

---

*) La Perouse's Reise um die Welt. B. 2; in Magazin von merkwürdigen neuen Reisebeschreibungen B. 17. S. 265 f.

**) La Perouse a. St. S. 270.

wachsen: Ihre Arme sind auch innen zu von den Schultern bis zum Ellbogen tatowirt oder punktirt. Die Ohrläppchen sind durchbohrt, oder vielmehr aufgeschlitzt, dass ich wol einen sah, der ein Messer und einige Glaskorallen in diese Spalte steckte. — Auf Watiu, ebenfalls einer von diesen Inseln, tragen die Einwohner ein Stück Zeug oder eine Matte um die Hüften gewickelt und durch die Schenkel aufgezogen. Viele haben auch eine Art Jacken ohne Aermel von niedlicher, weiß und schwarz gestickter Mattenarbeit. Einige tragen auch kegelförmige, mit kleinen Muschelkorallen durchwirkte Mützen von Kokosfasern. Ihre Ohren sind durchbohrt, und mehrentheils tragen sie etwas von einer Pflanze darin, oder auch zuweilen eine wohlriechende Blume. Die Vornehmern und Befehlshaber tragen einen Schmuck von irgend einem Thierknochen, in Gestalt zweier kleinen Kugeln mit einem gemeinschaftlichen Grundstück, welcher an vielen feinen Schnüren vom Halse herunter hängt. Die Befehlshaber tragen auch rothe Federn im Ohr. Diese Zierathen scheinen aber hier zu Lande vorzügliche Zeichen von Würde zu seyn; denn außer ihnen und den Tänzerinnen trägt sonst niemand dergleichen. Einige Mannspersonen sind auch hier auf den Seiten und auf dem Rücken punktirt. Einige Frauenzimmer waren ebenfalls an den Beinen punktirt. Diese Zierathen scheinen aber blos Personen von höherem Range zuzukommen. *) So sind nicht einmal die Insulaner, die zu einer Inselgruppe gehören, und welche doch vermuthlich einander kennen und mit einander Umgang haben, über die wichtige Frage völlig einig, welches am besten kleide?

Die Einwohner der Freundschaftsinseln sind auch von den Gesellschaftsinsulanern, sowohl in der Kleidung als in dem Putze, sehr verschieden. Die Kleidung der

---

*) Cook's dritte Entdeckungsreise, von Georg Forster. B. 1. S. 188 u. 214.

Manns- und Frauenspersonen ist völlig einerlei. Ein Stück Zeug oder eine Matte, von den Fasern des Maulbeerbaumes verfertigt, sechs Schuh breit und wenigstens achthalb Schuh lang, damit es anderthalb Mal um den Leib gehe, wird vermittelst eines Gürtels befestigt, so daß es, wie ein Weiber-Unterrock, bis an die Waden reicht und vorn doppelt ist. Der obere Theil dieses Kleides, über dem Gürtel, liegt in Falten, welche, wenn sie auseinander geschlagen werden, hinreichend sind, die Schultern zu bedecken, welches gleichwohl sehr selten geschieht. Dem Schnitte nach ist in dieser Kleidung für Vornehme und Geringere kein Unterschied. Die Vornehmen kleiden sich nur in große Stücke Zeuges, oder in feinere Matten; der gemeine Mann hingegen begnügt sich mit einem kleinen Stück, oft sogar mit einer Bedeckung von Blättern, oder einem schmalen Streifen Zeug in Gestalt einer Binde, welches zwischen den Schenkeln aufgezogen und dann um den Leib gebunden wird. Doch bedienen sich dessen hauptsächlich nur Mannspersonen. Zu den größern Lustbarkeiten gehören eigene Kleidungsstücke, von welchen diejenigen die kostbarsten sind, die mit den meisten rothen Federn prangen. Die Befehlshaber tragen ausschließlich einen großen Kopfputz von rothen Federn. Zuweilen tragen sowohl Männer als Weiber eine Art von Sonnenhüten, die aus allerlei Materialien verfertigt werden.

Auch in Rücksicht des Putzes sind Männer und Weiber einander ähnlich. Der gewöhnlichste Schmuck sind Halsbänder von Pandangsfrüchten und allerlei wohlriechenden Blumen. Andere werden aus kleinen Schnecken, aus den Röhrknochen von Vögeln, aus Haifischzähnen und andern Dingen verfertigt und hängen bis auf die Brust hinab. Auch tragen sie oft eine große glatt geschliffene Perlausterschale, ingleichen am Oberarm einen geschnitzten Ring von Perlmutter, ferner Fingerringe von Schildkrötenschale, oder auch eine Menge solcher Ringe, mit

einander verbunden, um die Handwurzel. Gemeiniglich durchbohren sie sich nur ein Ohrläppchen, doch zuweilen auch beide; unterscheiden sich aber von andern darin, daß sie zwei Löcher darein bohren und kleine cylintrische, etwa drei Zoll lange Stäbchen von den Knochen irgend einer Art von Seethieren zu einem Loch hinein und zum andern heraus stecken. Zuweilen tragen sie auch kleine Rohrstäbchen darin, die mit einer rothen Farbe ausgefüllt sind.

Was ihr Haar betrifft, so können sie am wenigsten über die Frage einig werden, welches am besten kleide? Das Haar ist gewöhnlich schwarz; die meisten Mannspersonen aber, wie auch einige Frauenzimmer färben es braun, andere mit einer Farbe, die dem Purpur ähnlich ist, und einige wenige geben ihm eine Orangefarbe. In Ansehung des Schnittes haben sie auch verschiedenen Geschmack. Einige schneiden das Haar an einer Seite des Kopfes ganz kurz und lassen es auf der andern stehen; andere schneiden nur einen kleinen Theil ab; noch andere schneiden alles bis auf ein einziges Löckchen ab, welches gewöhnlich an der einen Seite bleibt; endlich giebt es auch einige, die alles unberührt in die Länge wachsen lassen, welches wohl noch das schönste ist. Die Frauenzimmer tragen aber überhaupt kurz abgeschnittenes Haar. Die Mannspersonen scheeren sich den Bart und beide Geschlechter reißen das Haar unter den Achseln aus. — Wir haben kein Recht, uns über alle die Künsteleien aufzuhalten, welche diese Insulaner brauchen, um ihrem Haare den schönsten Schnitt zu geben, da wir, beiderlei Geschlechts, an unserm Haare eben so viel zu künsteln pflegen. Besonders hat die Façon des Haares in vorigen Zeiten beiden Geschlechtern viel Kopfzerbrechen verursacht.

Diese Insulaner baden sich oft, da sie ganz besonders auf Reinlichkeit des Körpers halten, und hernach salben sie den Leib mit Kokosöl, welches der Haut ein schönes Ansehen giebt. Dieses Oel kann sich indeß nicht ein jeder verschaffen, darum sehen die gemeinen Leute

lange nicht so glatt aus, als die Vornehmen. Das Frauenzimmer bestreicht sich auch über und über mit einer gewissen rothen, fein gepülverten Wurzel, ungefähr wie unsre Damen trocknes Roth auflegen. Die Männer sind von der Mitte des Bauchs an bis auf die halbe Lende hinab mit einer dunkelblauen Farbe unauslöschlich gezeichnet. Die Frauenzimmer haben nur einige wenige kleine Linien dieser Art in der flachen Hand; der König aber ist zum Unterschiede nicht punktirt, auch sieht man an seinem Körper keine Spur von jenen oft blutigen Trauermalen, welche, der allgemeinen Sitte zufolge, jeder sich selbst verursachen muß. — Diese Punktirung, sonst Tatowirung genannt, die unter den Südseeinsulanern so ganz allgemein ist, wird vermittelst eines breiten, knöchernen Instruments verrichtet, worein eine Menge ganz feiner Zähne geschnitten sind. Diese taucht man in die Farbe, die man der Haut geben will, und schlägt sie dann vermittelst eines Stöckchens durch die Haut. Auf diese Art wissen sie allerlei Linien und Figuren, oft in zierlicher Mannichfaltigkeit und Anordnung, auf den Leib zu zeichnen.*)

Fast unbegreiflich ist es, daß eine Mode, die mit so vielen Schmerzen verknüpft ist, sowohl bei so vielen Völkern in den andern Welttheilen hat Statt finden, als auch bei den Südseeinsulanern so ganz allgemein werden, ja daß sogar das schwächere Geschlecht sich dieser Tyrannei der Mode hat unterwerfen können. Ein gewisser Engländer, Namens Best, versuchte es auf einer von den Nassau-Inseln, die unweit von Sumatra liegen, eins von seinen Beinen auf solche Art punktiren zu lassen, fand aber diese Operation sehr schmerzhaft. Auch muß sie hier etwas langsamer vor sich gehen, als auf den Inseln im Südmeere, wo man mit dem obgedachten Instrumente mehrere Löcher auf einmal schlagen kann. Auf den

*) Cook 4. St. S. 101 f.

der Putz doch beibehalten werden. Billig sollte man glauben, daß Eitelkeit die allgemeinste und herrschendste Leidenschaft der Menschen sei; wenigstens ist sie, nächst dem Geschlechtstriebe, ohne Zweifel die allgemeinste.

Bevor ich diese südlichen Gegenden Amerika's verlasse, muß ich die Patagonier erwähnen, bei welchen man doch einige Kunstkultur findet. Diese Leute, die sechs bis sieben Fuß messen, kleiden sich in Guanicofelle, die sie in große Stücke zusammennähen, die ungefähr sechs Fuß lang und fünf Fuß breit sind. Diese wickeln sie, die rauhe Seite einwärts, um den Leib und binden sie mit einem Gürtel zusammen. Uebrigens gehen sie mit bloßen Armen und Füßen. Einige unter ihnen tragen auch ein viereckiges, aus dem weichen Haar des Guanicoes verfertigtes Stück Tuch, in welches ein Loch für den Kopf eingeschnitten ist. Der Rest desselben hängt vom Halse rings um den Leib bis auf die Knie herab. Diese Leute tragen auch eine Art von Beinkleidern, ingleichen Halbstiefeln und an jedem Absatz ein kurzes, spitziges Holz, welches statt eines Sporns dient; denn die Frauenspersonen sowohl als die Männer reiten; die Weiber tragen aber keine Sporen. Diese Stiefeln sind aus den Häuten der Pferde oder Füllen gemacht, welche sie, wenn sie getrocknet sind, mit Fett bestreichen, alsdann durch Reiben geschmeidig machen und sie anlegen, ohne sie vorher zuzuschneiden.

Diese Thierhäute müssen die älteste Kleidung der Patagonier gewesen sein, weil sie die einfachste war, und zugleich die, deren Zubereitung nur wenig Zeit und Arbeit kostete. Die Häute junger Füllen und Pferde waren die wohlfeilsten. Sie tragen aber auch Felle von andern Thieren, die schöner und kostbarer sind. — In der Folge lernten sie Mäntel von wollenem Garne von allerhand bunten Farben zu verfertigen, welche, wenn sie um den Leib geschlagen werden, ihnen von den Schultern bis an die Waden reichen. Unter diesem Mantel tragen sie einen

andern, der etwas kleiner, aber von eben der Art ist, welchen sie um den Unterleib schlagen, und außer diesen dreizipflige, schmale, lederne Schürzen, statt der Beinkleider, wovon sie zwei Enden um den Leib herum zusammen und das dritte Ende zwischen den Beinen hindurch hinten fest binden. Sie machen auch Mäntel von rothen Zeugen, welche sie nebst Hüten, die sie sehr gern, besonders zu Pferde, tragen, von den Spaniern kaufen. Dieser Mantel ist mit allerhand Figuren geziert, ganz zugenähet und hat nur eine Oeffnung in der Mitte, daß sie mit dem Kopfe durchkriechen können. Er reicht ihnen bis an die Knie, manchmal auch bis an die Füße herab. — Die Mäntel der Frauenzimmer sind so beschaffen, wie die der Männer; sie schlagen aber das eine Ende um den Hals, heften es vorn an der Brust mit einer kupfernen Nadel zusammen, und wickeln den übrigen Theil rund um ihren Unterleib, so daß er bis auf die Schenkel herabfällt. Sie tragen auch eine kurze Schürze, die unter dem Mantel um den Leib gebunden ist und ein wenig über die Knie reicht. Diese Schürze ist aus buntem Garn gewebt und hat von oben bis unten Streifen von allerhand Farben. Ihre Striefel sind von eben der Art, wie sie die Männer tragen. — Die Patagonier haben also so viel Kunstkultur, daß sie sich durch Weben Kleider verschaffen und sie mit allerhand Farben schmücken können; ihre älteste Kleidung aber bestand aus Thierhäuten, und diese ist noch sehr gemein.

Daß diese Völkerschaften, die nicht ganz unkultivirt sind, auf Putz auch Sorgfalt wenden, wird man sich leicht vorstellen können, wenn diejenigen es thun, die ganz roh und wild sind. — Die Männer gehen beständig mit bloßen Köpfen, ihre Haare aber binden sie hinten auf, so daß das unterste Ende in die Höhe geschlagen ist; öfters befestigen sie solche oben auf dem Kopfe mit einer wollenen Binde. Die Frauenzimmer haben keinen Kopfputz, sondern nur zwei an beiden Seiten herabhängende lange Haar-

zöpfe; doch setzen sie, wenn sie reiten, Strohhüte auf, die wie ein Zuckerhut oder wie die chinesischen Hüte gestaltet sind.

Die Patagonier malen ihre Gesichter auf das häßlichste, bald roth, bald schwarz, und bilden sich dabei ein, daß sie dadurch eine besondere Schönheit erhalten. Auch malen sie große Kreise um die Augen, aber nicht von einerlei Farbe, um das eine Auge schwarz, um das andere weiß, oder auch weiß und roth, oder roth und schwarz. Zuweilen bemalen sie auch das Gesicht mit Streifen von verschiedenen Farben, und alle junge Frauenzimmer malen ihre Augenbraunen schwarz. Zu ihrem Putze gehören auch himmelblaue Knöpfe, von welchen sie eine oder zwei Reihen um Hals, Arme und Schenkel binden. Auch tragen sie Ohrringe von viereckigen kupfernen Platten, die ungefähr zwei bis drei Zoll breit und eben so lang sind.*)

Von diesen südlichen Gegenden Amerika's wollen wir zu den nördlichen hinauf steigen. Hier finden wir ebenfalls Völker in Thierhäuten. Nur diejenigen, welche mit den Europäern Handel treiben, vertauschen ihr Pelzwerk gegen Decken, Tuch, Hemden und dergleichen, deren sie sich sowohl zum Putze als zu der nothwendigen Bekleidung bedienen. Sie binden ein breites Tuch von ungefähr drei Viertel Ellen vermittelst eines Gürtels mitten um den Leib. Die, welche Hemden tragen, binden sie nicht zusammen, weder um den Hals, noch um die Hand, welches sie als einen unausstehlichen Zwang ansehen. Ihre Decke werfen sie unbefestigt über die Schultern; bei ihren Tänzen aber brauchen sie selten dergleichen Decken. — Diese Bedeckung haben sie, wie ich oben gesagt habe, in spätern Zeiten durch Handel mit den Eu-

*) Byron's und Wallis's Reise um die Welt; in Hawkesworth a. St. B. 1. S. 36. und 205. — Beschreibung von Patagonien, von Falkner. Cap. 5.

ropäern bekommen. Vor der Zeit trugen sie, wie alle Wilde, Thierhäute. Die nordamerikanischen Frauenzimmer, die sich noch nach der alten Mode kleiden, tragen noch eine Art lederner Hemden, die vom Halse bis an die Knie gehen. Sie bedecken nur den Laib, aber nicht die Arme. Ihre Röcke sind zwar jetzt zuweilen von Tuch, aber auch von Leder, und gehen von den Hüften bis an die Knie.

Was den Putz der Nordamerikaner betrifft, so ist er bei den verschiedenen Völkern verschieden. Die Mannspersonen, welche sich ein jüngeres Aussehen geben wollen, reißen alle Haare vom Kopfe aus, einen Zopf oben auf der Scheitel ausgenommen, der eine Stelle, ungefähr von der Größe einer halben Krone, bedeckt, welchen sie ziemlich lang wachsen lassen. An diesen Zopf hängen sie Federn von verschiedenen Farben und kleine Stecken von Elfenbein und Silber. — Die Männer bemalen auch das Gesicht schwarz und roth und glauben, daß dies sie sehr schön kleide. Wenn sie in den Krieg gehen, bemalen sie sich auch, aber auf eine andere Art, als wenn sie sich blos des Putzes wegen schminken. Vermuthlich suchen sie durch diese Bemalung sich ein fürchterliches Aussehen zu geben, obgleich die andere scheint, sie fürchterlich genug machen zu können. — Ihre Frauenzimmer weichen von einander in der Art ihres Kopfputzes ab, da jede sich nach der Mode richtet, die bei dem Stamme, zu welchem sie gehört, im Gebrauche ist. Aber die Frauenzimmer aller dieser Völkerschaften machen gewöhnlich ein Fleckchen von Schminke von der Größe eines Speziesthalers unten am Ohr. Einige färben auch ihr Haar und malen sich zuweilen ein Fleckchen auf die Stirn.

Die jungen Indianer, wenn sie ihre Cameraden im Putz übertreffen wollen, schneiden den äußersten Rand um beide Ohren durch; doch nehmen sie sich in Acht, daß sie ihn nicht ganz abschneiden, sondern lassen ihn an beiden Enden fest sitzen. Um diesen durchschnittenen Knorpel

wickeln sie einen messingenen Drath, bis die Schwere da-von den abgesonderten Rand in einen Bogen zieht, der fünf bis sechs Zoll im Durchschnitt hat und auf die Schultern herab hängt. Sie bilden sich ein, daß diese, solcher gestalt entstellten, Ohren ihnen eben soviel Schönheit, als Ansehen geben. *)

Weit gegen Norden hinauf, auf der westlichen Küste von Nordamerika, am Prinz Wilhelms Sund besteht die gewöhnliche Kleidung, welche sowohl von Männern als Weibern und Kindern getragen wird, in einem Rock, der gemeiniglich bis an die Knöchel, zuweilen auch nur bis an die Knie hinab reicht. Oben hat er eine Oeffnung, die gerade groß genug ist, um den Kopf durchzustecken und die Aermel gehen bis an die Hände. Diese Röcke sind aus Thierfellen gemacht, deren behaarte Seite auswärts getragen wird, am häufigsten von Meerottern, grauen Füchsen, Seehunden und andern Thieren. Man findet auch einige Röcke, die aus Vogelhäuten bestehen, welche man auf etwas anderes geklebt hat. — Dies ist doch eine Verfeinerung des Geschmacks, welche sie auch dadurch zeigen, daß die Nähte ihrer Röcke mit Quasten und Franzen von schmalen Riemen geziert sind, welche ebenfalls aus Fellen geschnitten werden. — Ueber diesen Rock, worin bei gutem Wetter ihr ganzer Anzug besteht, ziehen sie, wenn es regnet, einen Ueberrock an, der sehr geschickt aus Wallfischdärmen gemacht ist. Dieser wird um den Hals dicht zusammen gezogen; die Aermel gehen, wie beim vorigen, bis an die Hände und werden daselbst mit einer Schnur fest gebunden. Wenn sie in ihren Kanots sitzen, werden die Schöße des Kleides über den Rand des Lochs gezogen, in welchem sie sitzen, so daß sie ganz trocken bleiben, weil dieser Ueberrock, eben so wenig als eine Blase, auch nur einen Tropfen Wasser

*) Carver's Reisen durch die innern Gegenden von Nord-Amerika. Cap. 2.

durchläßt. Nur muß man die Vorsicht gebrauchen, einen solchen Ueberrock beständig feucht zu erhalten, weil er sonst leicht zerspringt oder bricht. Beiderlei Trachten kommen sehr genau mit den grönländischen überein; aber ihre weite Entfernung von Grönland, kann uns überzeugen, daß sie dieses eben so wenig von den Grönländern, wie diese es von jenen, gelernt haben. — Die meisten gehen barfuß; doch haben einige lederne Strümpfe, die bis zum halben Schenkel hinauf gehen. Die meisten tragen Handschuhe, die aus dem Felle der Bärentatzen gemacht sind. Diejenigen unter ihnen, die den Kopf bedecken, pflegen, wie die Einwohner von Nutka, eine hohe kegelförmige Mütze entweder von Stroh oder von Holz zu tragen, die zuweilen wie ein gemalter Seehundskopf aussieht.

Die Männer bemalen sich das Gesicht mit rother, schwarzer und blauer Farbe, aber nach keiner ordentlichen Zeichnung. Die Weiber scheinen es ihnen einigermaßen nachmachen zu wollen. Sie punktiren nämlich das Kinn schwarz, so daß der schwarze Fleck auf jeder Wange in eine Spitze ausläuft, welches mit dem Brauche der grönländischen Weiber, dessen Kranz erwähnt, sehr überein kommt. Uebrigens sind sie von den Weibern anderer roher Völker darin verschieden, daß sie den Leib nicht bemalen, welches vielleicht daher kommt, weil sie völlig bekleidet sind. Die Schönheit, welche sie sich dadurch verschaffen könnten, würde also nicht sichtbar werden.

Können sie aber nicht mit Vortheil ihre Künsteleien an dem Leibe anbringen, so bringen sie selbige desto häufiger auf dem Kopfe und in dem Gesichte an. Die Männer schneiden das Haar auf der Stirn und im Nacken kurz ab, die Weiber hingegen lassen es lang wachsen und die meisten binden eine kleine Locke auf der Scheitel, einige aber machen davon im Nacken einen Zopf. Die Ohren sind bei beiden Geschlechtern am untern, äußern Rande mit mehrern Löchern durchbohrt, worein sie kleine Bü-

schel von Korallen hängen. Auch der Nasenknorpel ist durchbohrt, und dieses haben sie mit vielen andern gemein; dies aber ist ihnen eigenthümlich, daß sie gemeiniglich kleine Federspulen hindurch stecken, oder auch einen Zierath von Muscheln, die auf eine steife, drei bis vier Zoll lange, gebogene Schnur gereihet sind.

Diese Mode ist schon an sich grotesk genug; die seltsamste und scheußlichste unter allen ihren Verzierungen besteht aber darin, daß einige Personen, sowohl männlichen als weiblichen Geschlechts, einen Quereinschnitt in der Unterlippe haben, welcher ganz durchgeht und in derselben Richtung wie der Mund, etwas unter dem hervorstehenden Theil der Lippe befindlich ist. Diesen Einschnitt findet man sogar bei Kindern an der Brust. Er ist oft zwei Zoll lang, sieht völlig wie eine Lippe aus und ist weit genug, daß die Zunge durchgesteckt werden kann, so daß man glauben sollte, daß sie zwei Münder hätten. In diesen Mund stecken sie einen schmalen, platten aus Knochen oder Muschelschale geschnitzten Zierath, der wie kleine Zähne aussieht, und sind daher, auch in diesem Stücke, von andern verschieden, die ebenfalls einen Durchschnitt in der Unterlippe haben. An jedem Ende dieses Zieraths ist ein Stück befindlich, welches hinter dem Einschnitt eingeschoben wird und nicht zu sehen ist, übrigens dazu dient, das Ganze fest zu halten. Andere haben bloß einige Löcher durch die Unterlippe gebohrt, und in diesem Falle besteht der Zierath in so vielen Knöpfen von Muschelschalen, als Löcher sind. An jedem Knopfe ist eine Spitze oder ein Stachel befestigt. Diese Schönen zu küssen kann also nicht ungestraft ablaufen; denn der Knopf ist inwendig, die Spitze ragt aber auswendig hervor. Alle diese Knöpfe zusammen bilden gleichsam eine zweite Reihe von Zähnen unter den natürlichen.

Außer diesen Zierathen fand man bei ihnen auch eine Menge Glaskorallen von europäischer Arbeit, hauptsächlich blaßblaue, die sie in die Ohren hängen und an den

Lippenzierathen reihenweise befestigen, so daß sie zuweilen über das Kinn herabhängen. Auch tragen sie Armbänder von Glaskorallen oder von einer Bernstein ähnlichen Substanz. Ueberhaupt scheint es, eine ihrer Hauptangelegenheiten zu seyn, sich zu schmücken; denn was nur einigermaßen hinein paßt, das stecken sie in den Lippen-Einschnitt. So hatte einer ein Paar von den eisernen Nägeln der Engländer heraus stecken; ein anderer zerarbeitete sich, um einen großen messingenen Knopf hinein zu zwängen u, s. w. *)

Auf der nordöstlichen Küste von Amerika findet man Menschen in rohen Thierfellen, wie auf der nordwestlichen. So besteht die Kleidung der Eskimos gänzlich aus Häuten, deren rauhe Seite sie bald auswärts, bald einwärts, nach Beschaffenheit der Jahrszeit tragen. In der Kleidung beider Geschlechter ist kein Unterschied, außer daß die Weiber außerordentlich große Stiefeln tragen, und in diese Stiefeln setzen sie ihre Kinder; das jüngste aber tragen sie beständig auf dem Rücken in der Kappe ihrer Jacke. Ihr Schmuck besteht in großen Korallenschnüren, die sie an ihren Haaren über den Ohren befestigen, und außerdem tragen sie gewöhnlich einen glänzenden messingenen Reif, den sie statt eines Kranzes gebrauchen. **)

Die Grönländer, diese Brüder der Eskimos, lebten zwar in einem Zustande der Wildheit, ehe die Europäer zu ihnen kamen; aber dessen ungeachtet gingen sie nicht, wie andere Wilde, unbekleidet. Die Kälte des Himmelsstriches hatte sie gelehrt, sich Kleider zu verfertigen. Merkwürdig ist es, daß obgleich die Grönländer und die Bewohner des Feuerlandes die kältesten Gegenden von

---

*) Cook's dritte Entdeckungsreise, von Georg Forster. B. 5. S. 115 ff.

**) Roger Curtis Nachricht von der Küste Labrador; in Beiträgen zur Völker- und Länderkunde von Forster und Sprengel. Th. 1. S. 107.

Amerika bewohnen, jene am Nord= diese am Südpole, und beide durch die Kälte gezwungen worden sind, sich zu bedecken, man doch bei den Grönländern mehr Kunstkultur als bei den Feuerländern findet. Letztere werfen blos eine rohe Thierhaut über die Schultern. Jene wissen ihre Kleider, welche sie aus Thierhäuten verfertigen, nicht nur zuzuschneiden, sondern auch zu zieren. Solches müssen sie vermuthlich von den Eskimos gelernt haben, von welchen sie ausgewandert sind, so wie die Eskimos es wahrscheinlich von andern südlichern amerikanischen Völkern gelernt haben. Warum die Feuerländer aber es in Kunstkultur nicht weiter gebracht haben, das läßt sich kaum mit völliger Gewißheit sagen. Sind sie auch, wie einige dafür halten, aus ihrem Lande vertrieben worden und nach dem Feuerlande entflohen, so sollte man doch billig glauben, daß sie etwas von der Kunstkultur der Völker mitgebracht hätten, welche sie aus ihrem Schooße hinausgestoßen hatten. Aber theils wurden die Feuerländer dadurch, daß sie auf einmal aus ihrer Heimath vertrieben und in das unfreundlichste und strengste Klima gleichsam hineingejagt wurden, in die traurigste Lage versetzt, welche natürlicherweise Alles Gefühl für Kunstkultur schwächt; theils scheinen die Feuerländer von Natur ein äußerst dummes und viehisches Volk zu sein. Dagegen haben die Grönländer gute Verstandesanlagen, auch sind sie vermuthlich nur mit langsamen Schritten zu den nördlichen Gegenden ausgewandert; sie konnten also leichter das bischen Kunstkultur mitbringen, welches sie in ihrem Vaterlande erhalten hatten.

Als die Europäer zu ihnen kamen, hatten sie Kleider aus Renthier=, Seehunds= und Vogelfellen, und damit bedeckten sie den ganzen Körper. Aus den nämlichen Fellen verfertigen sie noch ihre Kleider. Den Vogelpelz tragen sie auf dem bloßen Leibe, die Federn einwärts gekehrt. Dieser dient ihnen statt des Hemdes. Um ihre Kleider zu nähen, brauchen sie Sehnen der Renn=

thieren und Wallfische, welche sie zuerst sehr fein spalten und dann wieder mit den Fingern zwei- auch dreifach flechten. Ehemals brauchten sie statt der Nadeln Fischgräten und die zartesten Knochen der Vögel, und ihre Messer waren von Stein. Mit diesem Geräth nähten sie ihre Kleider sehr sauber, und zierten sie in den Nähten mit Streifen von rothem Leder oder weißen Hundsfellen.

Was den Putz der Grönländer betrifft, so lassen die Männer ihre Haare von der Scheitel auf allen Seiten herabhängen. An der Stirn aber schneiden sie dieselben ab, damit sie ihnen bei der Arbeit nicht hinderlich sind. Bei den Weibern hingegen würde es eine Schande sein, die Haare abzuschneiden, welches sie nur bei der tiefsten Trauer thun, oder wenn sie nicht heirathen wollen. Sie binden dieselben über dem Kopfe in einen Zopf zusammen, und dazu brauchen sie ein schönes Band, welches zuweilen mit Glasperlen geschmückt ist. Dergleichen Perlen tragen sie auch in den Ohren, um den Hals und die Arme, wie auch auf dem Saume der Kleider und Schuhe. — Dieses geht noch an und verräth einen ziemlich guten Geschmack; dabei lassen sie es aber nicht bewenden. Diejenigen, welche recht schön sein sollen, müssen am Kinne, auch wohl an den Backen, an Händen und Füßen mit einem von Ruß geschwärzten Faden durchnäht sein, wovon, wenn der Faden ausgezogen worden, die Haut so schwarz wird, als ob sie einen Bart hätten. Diese ziemlich schmerzliche Operation nehmen die Mütter bei ihren Töchtern schon in der Kindheit vor, aus Furcht, sie möchten sonst nicht verheirathet werden. — Dies ist eine neue Erfindung der Eitelkeit des Menschen, die man, so viel ich weiß, sonst nirgends findet.*)

Auch in den andern Welttheilen findet man Menschen mit rohen Thierhäuten bedeckt. So ist die gewöhn-

---

*) David Cranz Historie von Grönland. Buch 3. Abschnitt 1. §. 3.

die Theile des Leibes bedecken, welche Schamhaftigkeit und Wohlanständigkeit bei den kultivirten Nationen bedeckt haben wollen. Wenn man die Schürze ausnimmt, womit sie sich bedecken, gehen sie im Sommer völlig nackend; wenn die Luft aber kühler zu werden anfängt, hängen sie eine Thierhaut über die Schultern. Diese Haut binden sie zusammen, wenn es kalt ist, und lassen sie offen stehen, wenn sie fühlen, daß es warm ist. Ihre Befehlshaber tragen gewöhnlich Löwen-, Tiger- und Zebrahäute, und diese Häute besetzen sie mit Franzen in einem ganz guten Geschmack. Im Winter kehren die Hottentotten die Haare solcher Häute einwärts und des Nachts gebrauchen sie dieselben als Decken.

Die hottentottischen Weiber bebrämen ihre Mäntel mit Franzen von Leder, und so schlecht ihre Kleidung auch ist, so machen sie doch eben so viel aus ihrem Putz, als die europäischen Weiber, und beneiden einander des Putzes wegen eben so sehr, wie diese. Handel mit Fremden hat ihnen verschiedene Zierathen verschafft, besonders Ohrringe und Armbänder von Kupfer und Glas, die vielen Werth bei ihnen haben; die geringsten sind von Messing. Solche Bänder tragen sie auch um den Hals und den Leib. Viele tragen wohl ein halbes Dutzend solcher Halsbänder, und zwar so lang, daß sie bis an den Bauch hinab reichen. Ihre Ohrringe sind klein und von Messingdrath, niemals von einem kostbaren Metall; und um Löcher in die Ohren zu bekommen, worein sie dergleichen Zierathen hängen können, brauchen sie einen Vogelknochen. Die Vornehmen unter ihnen hängen auch Stückchen von Perlenmutter darein, welcher sie einen vortrefflichen Glanz zu geben wissen. Dieser Zierath ist bei ihnen in großer Achtung. Derjenige, der ihn trägt, thut nicht wenig groß damit, und wird von den andern mit Bewunderung betrachtet.

An ihren Feiertagen bestreuen sie ihr Haupt und

den ganzen Körper mit einer Art von Pulver. Die Weiber meinen, es fehle ihnen etwas Bedeutendes an ihrem Putz, wenn sie nicht auch das Gesicht damit bestreuen. Außerdem schminken sie sich, indem sie sich über die Augen, auf der Nase, den Wangen und dem Kinne mit einer Art rother Kreide reiben. Durch diese Künsteleien, welche sie in den Augen der Europäer höchst lächerlich und häßlich machen, glauben sie sich mit solchen Liebespfeilen bewaffnet zu haben, die nothwendig jedes Herz verwunden müssen, das nicht ganz von Stock und Stein ist.

Sowohl die Manns= als Frauenspersonen schmieren sich den Leib sehr oft mit Fett ein; doch nehmen sie nie altes übelriechendes Fett dazu, es sei denn, daß sie kein frisches bekommen können. Gemeiniglich brauchen sie Schöpstalg oder noch lieber Butter zu diesem Behuf, welche sie auf eine besondere Art machen. Sie schütten nämlich die Milch in einen aus Thierhäuten verfertigten Sack, und schütteln sie darin so lange hin und her, bis sie Butter bekommen. — Diese Beschmierung ist wohl eben nicht blos eine Wirkung der Eitelkeit, sondern wird von ihnen als ein Mittel zur Stärkung der Haut gebraucht; daher sagt Barrow, daß er keine von den Hautkrankheiten unter den Hottentotten bemerkt habe, die man bei Nationen findet, wo diese Gewohnheit nicht herrschet. Daß Eitelkeit aber doch zugleich einigen Antheil daran haben müsse, läßt sich daraus schließen, daß sie diese Schmiere mit Ruß, den sie von ihren Töpfen schaben, vermengen. Dadurch wollen sie ihre Haut schwärzer machen, welches sie für die schönste Farbe halten, da ihre natürliche Farbe kastanienbraun ist. Daran kennt man auch die Reichen und diejenigen, die eine Art von Pracht zeigen wollen.

Einige Frauenzimmer tragen auch Ringe von hartem Leder um die Beine, um sie gegen die vielen stachlichen Gewächse zu schützen, die dort auf den Feldern wachsen. Einige tragen auch Sohlen unter den Füßen, von Holz

oder Baumrinde gemacht; aber die meisten gehen barfuß. — So wie die Weiber auf diese Art ihre Beine und Füße vor stachlichen Gewächsen schützen, so tragen die Männer an dem linken Arm einen, zwei, zuweilen auch drei große elfenbeinerne Ringe, um die Hiebe abzuhalten, die ihre Feinde ihnen in einem Gefecht über den Arm geben könnten. Wenn sie reisen, hängen sie an diese Ringe einen ledernen Beutel, worin sie ihr Brod, oder statt dessen Wurzeln, Muscheln und ihre übrigen Nahrungsmittel haben. Uebrigens ist die Sitte bei ihnen üblich, am Halse einen schmutzigen Beutel zu tragen, worin sie ihr Messer, ihre Pfeife und ihren Tabak aufbewahren. Hat ein Hottentotte ein wildes Thier erlegt, so nimmt er aus demselben die Blase heraus, bläset sie auf, bindet sie an sein Haar und trägt sie zeitlebens als ein Siegeszeichen. So hat der Hottentotte seinen Stolz und sein Ehrenzeichen, wie der kultivirte Held das seinige hat.*)

Was ich von diesen Hottentotten, die am Vorgebirge der guten Hoffnung wohnen, gesagt habe, gilt auch zum Theil von dem hottentottischen Stamme, Gonakesen genannt. Ihre Kleidung ist in Ansehung des Stoffs und der Form nicht verschieden von der Kleidung der andern Hottentotten; ihre Weiber sind aber eitler, und treiben eine Art von Koketterie mit ihrem Putze. — Ihre Schürze, womit sie den Unterleib bedecken, die bei den andern Hottentottinnen nur ein Lappen ist, der wenig bedeckt, was er verhüllen sollte, reicht fast bis auf das Knie herunter. Ihr vorzüglichster Putz besteht in einer Art Stickerei, womit sie ihre Kleidung zu verzieren suchen, und darin zeigen sie besonders ihre Pracht und ih-

*) Barrow's Reisen durch die innern Gegenden des südlichen Afrika, von Sprengel. S. 149 ff. — Cook's Reise um die Welt; in Hawkesworths Geschichte der neuesten Reisen um die Welt. B. 4. S. 810 ff. — Beschreibung des Vorgebirges der guten Hoffnung, von Kolbe. Th. 1. B. 6. Cap. 8.

ren Reichthum. Vorzüglich sucht jede ihre ganze Kunst und ihren feinen Geschmack in der Verzierung der erwähnten Schürze zu zeigen. Die Zeichnung, die Abtheilungen, die Farbenmischung, alles wird mit Sorgfalt ausgewählt, und jemehr ihre Kleider im Ganzen mit Glaskorallen überladen sind, desto höher ist ihr Werth. Auch ihre Mützen zieren sie damit. Diese machen sie gewöhnlich aus Zebrafell, wenn sie es nur bekommen können, weil sie in der Meinung stehen, daß die weiße, mit braunen oder schwarzen Streifen durchzogene Haut dieses Thieres viel dazu beitrage, sie anmuthiger und reizender zu machen. Armbänder, Gürtel und Halsbänder werden auch nicht vergessen, wenn sie in Pracht erscheinen wollen. Zu ihrem Putze gehört auch eine Art von Halbstiefeln; diejenigen aber, die sich solche nicht anschaffen können, begnügen sich damit, die Beine mit eben den Binsen auszuzieren, aus denen sie ihre Matten machen; oder sie nehmen zu diesem Behufe schmale Riemen von Ochsenfellen.

Unter allen Farben bedienen die Hottentottinnen sich zur Erhöhung ihrer Schönheit am meisten der rothen und schwarzen, von denen die erstere aus einer okerartigen, an verschiedenen Orten befindlichen Erde gemacht wird. Wenn sie sich dieser Erdart, welche der Ziegelerde sehr ähnlich ist, bedienen wollen, vermischen und verdünnen sie dieselbe mit Fett. Ihr Schwarz ist bloßer Ruß oder zerstoßene Kohlen. Einige Weiber bemalen weiter nichts, als das Hervorstehende ihrer Wangen; aber die meisten bemalen sich den ganzen Leib mit regelmäßigen, symmetrisch abwechselnden Abtheilungen, und dieser Theil ihres Putzes erfordert lange Zeit. — Beide Farben vermengt man mit einer Art von Pulver, dessen Geruch man sehr angenehm findet. — Die Männer bemalen ihr Gesicht nie; hingegen sieht man oft, daß sie die Oberlippe bis an die Nasenlöcher mit einer von den obgedachten Farben bemalen, vermuthlich, um den Geruch davon beständig

einziehen zu können. Die jungen Mädchen erweisen ihren Liebhabern zuweilen die Gefälligkeit, ihnen diese Farben aufzulegen, und diese Schönen nehmen diese Art Galanterie mit einer solchen Koketterie an, daß diese für das Herz des jungen, unerfahrnen Hottentotten sehr rührend sein muß. *)

Die Kaffern wohnen unter einem eben so warmen Himmelsstriche, wie die Hottentotten. Sie sind ihre Nachbarn. Auch gehen sie, wie jene, in der heißen Jahrszeit völlig nackt; bei kalter Witterung aber tragen sie eine Art Mantel von Kalb- oder Rinderfell, der zuweilen bis an die Erde reicht, aber nur die hintern Theile des Körpers bedeckt. — Die Kaffernweiber tragen in der Regenzeit, oder wenn es kalt ist, einen Mantel, wie ihre Männer, von der nämlichen Art Häute, gewöhnlich aber ist er unbehaart.

Die Männer haben auch ihren Putz. Sie reißen nicht, wie die Hottentotten, die Augenbraunen aus; auch tätowiren sie sich nicht stark, am wenigsten im Gesichte. Ihre sehr krausen Haare schmieren sie niemals mit Fett ein, wohl aber ihren Körper; allein sie thun es blos, um geschmeidig und stark zu bleiben. Sie sind große Liebhaber von Glaskorallen und kupfernen Ringen. Die Meisten tragen an den Armen oder an den Füßen Ringe von Elfenbein. Von Thierknochen, denen sie die vollkommenste Weiße und Politur zu geben wissen, machen sie sich Halszierathen. Einige nehmen dazu einen ganzen Knochen von einem Hammelbein. Zuweilen nimmt man statt dieses Knochens ein Gazellenhorn.

Sonderbar ist es, daß die Männer im Ganzen mehr auf Putz halten, als die Weiber. Diese sind keinerlei Art von Putz ergeben, welches allerdings bei dem schönen Geschlechte eine Seltenheit ist, die man, so viel ich

---

*) Le Vaillant's Reise in das Innere von Afrika. Th. 2. S. 34 ff.

weiß) sonst nirgends findet. Was die Ursache dieses Phänomens sei, kann ich nicht sagen. Zwar sind die Kafferweiber, im Vergleich gegen andere Afrikanerinnen, wohlgestaltet und hübsch; aber so hübsch die Weiber auch sind, so wollen sie doch gern durch Zierathen ihre Schönheit erhöhen. Daß sie glauben sollten, daß Zierathen nur dazu dienen, Unvollkommenheiten zu verbergen, oder die Augen davon abzuwenden, ist kaum zu vermuthen; man muß also wohl diese Frage unbeantwortet lassen. Der höchste Luxus, den man bei ihnen findet, besteht darin, daß sie ihre kleinen Schürzen, welche die Schaamtheile bedecken, und die nicht einmal so lang sind, wie die Schürzen der Gonaquasweiber, mit einigen Reihen Glaskorallen besetzen. Und da dieses der einzige Zierath ist, den sie tragen, so möchte man fast zu dem Argwohne verleitet werden, daß sie diese Schürzen in keiner andern Absicht verzieren, als um die Augen und die Aufmerksamkeit auf die Stelle zu richten, welche sie bedecken. *)

Ich habe verschiedene von den Völkern erwähnt, die sich mit rohen Thierhäuten bedecken. Allmählig lernten einige diese Häute gerben. Man kann leicht begreifen, daß viele Zeit vergehen mußte, ehe man diese Kunst erfand. Wenn sie erst einmal erfunden war, konnte sie sich bald weiter verbreiten. Die erste Art die Thierfelle abzuhaaren ist wahrscheinlich gewesen, die Haare abzusengen, so wie man auch einige rohe Menschen findet, die kein anderes Mittel kennen, die Haare auf ihrem Leibe zu vertilgen. Da diese Operation aber zuweilen die Häute beschädigen konnte, so ist zu vermuthen, daß ein glücklicher Zufall die erste Veranlassung zur Gerberkunst gegeben, und daß in den Ländern, wo die behaarten Häute zur Last waren, die Nothwendigkeit sie auf diesen Zufall aufmerksam und willig gemacht hat, denselben zu benützen.

---

*) Le Vaillant a. St. S. 236 f.

Doch findet man in verschiedenen Gegenden, wo die Leute gelernt haben, die Häute zu gerben, daß die Einwohner sowohl gegerbte als ungegerbte Häute tragen, vermuthlich nachdem die Witterung das eine oder das andere verlangt, wie auch, nachdem diejenigen, die sie tragen, sie mehr oder minder beschwerlich finden. — So tragen die Kaffernweiber, wie ich oben gesagt habe, Kalb- oder Rinderfelle ohne Haare, da die Männer hingegen sie rauh tragen; vermuthlich, weil die behaarten Rinderfelle ihnen zu schwer sind. — In Canada tragen sowohl Männer als Weiber lange Röcke von Biber-Stachelschwein- und Rehfellen, mit den Haaren daran oder auch von Elendshäuten; diese sind aber gegerbt, vermuthlich, damit sie um so viel leichter sein sollen. Diese Röcke sind mit Franzen verziert und um die Mitte des Leibes durch einen Gürtel zusammen gebunden. Ihre, aus eben diesem Elendsleder verfertigten Strümpfe gehen bis an den Unterleib, so daß sie fast für lange Hosen gelten konnten. Sonderbar aber ist es, daß bei diesem, übrigens so sehr bekleideten Volke die Zeugungstheile unbedeckt sind. — Was ihren Putz betrifft, so gehören sie nicht unter die Völker, die sich auf eine oder die andere Art auszeichnen. Die Weiber beschmieren sich unter den Augen mit einem schwarzen Strich, der von einem Ohre bis zum andern geht. Auch schmücken sie sich mit weißen Korallen, tragen Armbänder von Horn und Knochen und die Männer Halsbänder von Bärenklauen. Letzteres ist ohne Zweifel eine Mode, die sie nur für sich haben.*)

Die Orotchysen, welche die nordöstliche Küste der asiatischen Tartarei bewohnen, erhalten zwar etwas Nanking von den Chinesen; da dieses aber zu allen nicht hinlänglich ist und sie das Weben nicht verstehen, so müssen sie mehrentheils zu den Häuten der Land- und Seethiere

*) Mackenzies Reise nach dem nördlichen Eismeere, von Sprengel. S. 46.

ihre Zuflucht nehmen. Die Männer und kleinen Knaben tragen ein Kamisol aus Nanking, Hunde- oder Fischfell, das den Schnitt eines Fuhrmannskittels hat. Geht dasselbe bis über das Knie herunter, so haben sie keine Hosen an. Im entgegen gesetzten Falle tragen sie chinesische Beinkleider, die ihnen bis an die Waden gehen. Alle haben Stiefeln aus Seewolfsfellen, aber diese heben sie für den Winter auf, und tragen zu jeder Zeit und in jedem Alter, selbst noch an der Brust, einen ledernen Gürtel, an welchem ein Messer in einer Scheide, ein Feuerzeug, ein kleiner Tabaksbeutel und eine Pfeife hängen.

Die Tracht der Weiber ist etwas verschieden. Sie sind in einen weiten Rock von Nanking oder Lachshaut gehüllt. Da die Einwohner sich hauptsächlich von Lachsen nähren, und sie in großem Ueberflusse haben, so können sie auch dergleichen Häute genug zur Kleidung bekommen. Merkwürdig ist es, daß sie diese Häute vollkommen zu gerben und äußerst weich zu machen verstehen. — Ob der Versuch die Mühe lohnen würde, diese Häute in den Gegenden zu gerben, wo auch wir Lachs im Ueberfluß haben, kann ich nicht entscheiden; unläugbar aber müssen diese Häute sowohl leicht zu tragen sein, als auch im Regenwetter zur Abhaltung des Wassers nützliche Dienste leisten. Versucht man doch in unsern Tagen so vielerlei Mittel, das Tuch so zuzubereiten, daß es kein Wasser durchläßt; warum könnte man denn nicht auch dieses versuchen? Wenigstens würden diese Häute ohne Zweifel gute Regenschirme abgeben können. — Die orotchysischen Weiber machen sich eine Kleidung aus diesen Häuten, die ihnen bis auf den Fußknöchel herab geht und zuweilen mit einer Franze von kleinen kupfernen Zierathen besetzt ist, die wie Schellengeläute klingen.*)

An der Franzosen-Bay, auf der nordwestlichen Küs-

*) La Perouse's Reise um die Welt. Th. 2; in Magazin von merkwürdigen neuen Reisebeschreibungen Th. 17. S. 80.

ste von Amerika, verstehen diese rohen Völker auch ihre Häute zu gerben; aber nicht alle tragen sie deßhalb gegerbt. Einige von diesen Indianern haben ganze Hemden von Seeotterfellen; aber die gewöhnliche Kleidung des ersten Oberhaupts ist ein Hemd von gegerbter Elendshaut, mit einer Franze von Damhirschhufen und Vogelschnäbeln besetzt, mit denen er beim Tanz ein lautes Geklapper macht. *)

Bevor ich dieses Capitel schließe, will ich noch die Californier erwähnen, als die, welche gegerbte Häute tragen. Die Kleidung ist aber in diesem Lande nach der Verschiedenheit des Himmelstriches sehr verschieden. Im südlichsten Theil von Californien gehen die Männer völlig nackend und haben auch nicht das geringste zur Bedeckung. Gemeiniglich tragen sie nichts als einige Kleinigkeiten, die sie für Zierathen halten, z. E. ein Band, welches sie um den Kopf binden und worein sie auf jeder Seite Habichtsfedern stecken. Andere haben Stückchen von Perlmutter und kleine Muscheln in ihr Haar gebunden und lassen sie im Nacken herab hängen. Einige haben große Halsbänder von sechs oder sieben Schnüren, die aus kleinen rothen, getrockneten Beeren bestehen; andere sind über den ganzen Körper mit mannigfaltigen Figuren punktirt. Einige beschmieren sich mit Farbe. Unter diesen bemalen einige blos das Gesicht und die Brust mit schwarzer Farbe; andere malen sich ganz ordentlich von dem Gesichte bis an den Nabel mit schwarzer, und von dem Nabel bis an die Füße mit rother Farbe. Die Weiber sind doch hier ein wenig bedeckt, indem sie um den Leib dicke Franzen tragen, die ihnen bis über die Kniee hinab hängen, und eine Hirschhaut über den Schultern haben. Die Vornehmern tragen das Fell von einem großen Vogel. **) Die Franzen, die sie um den Unterleib tragen, sind von einer

*) La Perouse. a. St. Th. 2. S. 279.

**) Shelvocke's Reise um die Welt. Abschn. 13. S. 355.

Art von Palmbäumen gemacht, deren Blätter sie so lange schlagen, bis sie den Faden davon abgesondert haben. Auch machen sie aus diesen Palmfäden eine Art von Netzen, die sie um den Kopf binden. Andere hingegen finden es hübscher, die Haare fliegen zu lassen. Sie tragen auch Halsbänder von Perlmutter, mit kleinen Muscheln, Perlen und Kernen von Früchten untermengt, die ihnen, eben so wie die Armbänder, bis an den Gürtel herab gehen. *)

Dies sind die Erfindungen, welche Gefallsucht die Californier unter den warmen Himmelsstrichen gelehrt hat. Unter den kältern hat die Kälte sie gezwungen, sich besser zu bedecken. Die Kleidung der Weiber besteht hier in einem ledernen Hemde, das ihnen bis auf die Hälfte der Beine herabgeht, und einem Pelzmantel, der sie von den Schultern bis an die Schenkel bedeckt. Die Männer tragen ebenfalls einen ledernen Mantel. Einige haben auch ein ledernes Hemd und Stiefeln von Meerwolfsfell; gewöhnlich aber gehen sie mit bloßen Füßen. **) Obgleich die Männer ihre Pelzkleidung mit den Haaren daran tragen, so ist doch die Kleidung der Weiber von Hirschhaut gegerbt, vermuthlich, damit sie um so viel leichter für schwache Schultern sein solle. Die Californier verstehen also zwar die Häute zu gerben; allein sie haben, dem Berichte Perouse's zufolge, es in dieser Kunst nicht weit gebracht.

Ihr Putz besteht darin, daß Männer und Weiber ihre Haare vier Zoll von der Wurzel abschneiden. Die Californier, die keine eiserne Werkzeuge haben, brennen sie mit Feuerbränden ab. Auch malen sie den Leib roth an, und wenn sie trauern, schwarz. Die erste Farbe haben die Missionarien ihnen verboten; die letztere hat

---

*) Natürliche und bürgerliche Geschichte von Californien, von Adelung. Th. 1. B. 1. Abschnitt 6.

**) La Perouse's Reise um die Welt. Th. 1. in Magazin von merkwürdigen neuen Reisebeschreibungen. Th. 16. S. 375.

hen sie aber dulden müssen, weil diese Indianer ihren verstorbenen Freunden sehr treu sind.*)

Ich will den Leser nicht länger aufhalten bei der Betrachtung der rohen Völker in ihren ungegerbten und gegerbten Häuten, mit allen den Zierathen, dem Geklingel und Gehänge, womit sie sich ausschmücken, sondern mich zu den Völkern wenden, in deren Kleidung man doch ein wenig Kunstkultur verspürt.

Kap. 5.

Kleider von ungewebten Zeugen.

Sehr merkwürdig ist es, daß die Südseeinsulaner in Absicht des Stoffes, woraus ihre Kleidung gemacht wird, von allen andern rohen Völkern in den andern Welttheilen abweichen. Wenn man die obgedachten Californier ausnimmt, welche außer Thierhäuten sich eine Bedeckung von Palmfäden zu machen wissen, so findet man überall, daß die rohen Menschen aller Welttheile, welche die Kunst zu spinnen und zu weben noch nicht gelernt haben, sich blos der Häute der Land- oder Seethiere, oder auch der Vögel bedient haben. Die Südsee-Insulaner hingegen tragen keine Häute, sondern verfertigen sich eine Kleidung aus dem Pflanzenreiche, an welcher das Spinnen und Weben keinen Theil hat. — Die bei ihnen übliche Art von Kleidung muß ihre eigene Erfindung sein; denn sonst würde man wohl Spuren davon auf den Küsten des festen Landes finden, woher sie zu ihnen hinüber könnte gekommen sein. Es kann auch nicht Nothwendigkeit sein, die

*) La Perouse a. St. Th. 2. S. 285.

ihnen diese Erfindung abgezwungen hat; denn diese Insulaner haben auch Thiere auf ihren Inseln, deren Häute sie eben sowohl wie andere rohe Völker benützen könnten. In ihrem warmen Klima konnte die Hitze sie nicht von dem Tragen solcher Häute abschrecken. Wenn Hottentotten, Kaffern und andere Völker der heißen Erdstriche sogar ungegerbte Häute tragen können, so müssen diese Insulaner sie auch tragen können. Es ist mir daher eben so unmöglich, eine Ursache ausfindig zu machen, die sie hat zwingen können, von allen andern Völkern, in Absicht des Stoffes, den sie zur Kleidung brauchen, abzuweichen, als eine Veranlassung, die sie auf die besondere Erfindung hätte bringen können, durch welche sie sich von andern Völkern auszeichnen. — Ich will in diesem Capitel den Leser blos mit den Zeugen bekannt machen, womit sie sich bedecken, wie auch mit dem Stoffe, woraus sie gemacht sind. Im nächsten Abschnitte werde ich die Art zeigen, wie sie diesen Stoff verarbeiten, um solche Zeuge daraus zu erhalten, die zu ihrer Kleidung dienlich sein können.

Die Neuseeländer sind das Volk nicht, das sich durch diese Erfindung auszeichnet. Ihre Kleidung ist zum Theil die roheste und armseligste, die man nur erdenken kann. Sie unterscheiden sich darin von allen übrigen Südsee-Insulanern. Sie hat aber doch eine Erfindung an sich, die angemerkt zu werden verdient, bevor ich zu den andern Insulanern übergehe. — Die Kleidung der Neuseeländer wird aus einer Art von Blättern verfertigt, welche sie in drei oder vier Streifen spalten, und die Streifen, wenn sie dürre sind, dergestalt mit einander verbinden und zusammen knüpfen, daß ein Zeug entsteht, welches ein Mittelding zwischen Netzarbeit und Tuch ist. Alle äußere Spitzen dieser Streifen, die acht bis neun Zoll lang sind, hängen an dem obern Rande des Zeuges heraus, gleich einer gewissen Art von Matten, die man in unsern Häusern vor die Thür des Zimmers hinzulegen

oder Baumrinde gemacht; aber die meisten gehen barfuß. — So wie die Weiber auf diese Art ihre Beine und Füße vor stachlichen Gewächsen schützen, so tragen die Männer an dem linken Arm einen, zwei, zuweilen auch drei große elfenbeinerne Ringe, um die Hiebe abzuhalten, die ihre Feinde ihnen in einem Gefecht über den Arm geben könnten. Wenn sie reisen, hängen sie an diese Ringe einen ledernen Beutel, worin sie ihr Brod, oder statt dessen Wurzeln, Muscheln und ihre übrigen Nahrungsmittel haben. Uebrigens ist die Sitte bei ihnen üblich, am Halse einen schmutzigen Beutel zu tragen, worin sie ihr Messer, ihre Pfeife und ihren Tabak aufbewahren. Hat ein Hottentotte ein wildes Thier erlegt, so nimmt er aus demselben die Blase heraus, bläset sie auf, bindet sie an sein Haar und trägt sie zeitlebens als ein Siegeszeichen. So hat der Hottentotte seinen Stolz und sein Ehrenzeichen, wie der kultivirte Held das seinige hat.*)

Was ich von diesen Hottentotten, die am Vorgebirge der guten Hoffnung wohnen, gesagt habe, gilt auch zum Theil von dem hottentottischen Stamme, Gonakesen genannt. Ihre Kleidung ist in Ansehung des Stoffs und der Form nicht verschieden von der Kleidung der andern Hottentotten; ihre Weiber sind aber eitler, und treiben eine Art von Koketterie mit ihrem Putze. — Ihre Schürze, womit sie den Unterleib bedecken, die bei den andern Hottentottinnen nur ein Lappen ist, der wenig bedeckt, was er verhüllen sollte, reicht fast bis auf das Knie herunter. Ihr vorzüglichster Putz besteht in einer Art Stickerei, womit sie ihre Kleidung zu verzieren suchen, und darin zeigen sie besonders ihre Pracht und ih-

*) Barrow's Reisen durch die innern Gegenden des südlichen Afrika, von Sprengel. S. 149 ff. — Cook's Reise um die Welt; in Hawkesworths Geschichte der neuesten Reisen um die Welt. B. 4. S. 810 ff. — Beschreibung des Vorgebirges der guten Hoffnung, von Kolbe. Th. 1. B. 6. Cap. 8.

ren Reichthum. Vorzüglich sucht jede ihre ganze Kunst und ihren feinen Geschmack in der Verzierung der erwähnten Schürze zu zeigen. Die Zeichnung, die Abtheilungen, die Farbenmischung, alles wird mit Sorgfalt ausgewählt, und jemehr ihre Kleider im Ganzen mit Glaskorallen überladen sind, desto höher ist ihr Werth. Auch ihre Mützen zieren sie damit. Diese machen sie gewöhnlich aus Zebrafell, wenn sie es nur bekommen können, weil sie in der Meinung stehen, daß die weiße, mit braunen oder schwarzen Streifen durchzogene Haut dieses Thieres viel dazu beitrage, sie anmuthiger und reizender zu machen. Armbänder, Gürtel und Halsbänder werden auch nicht vergessen, wenn sie in Pracht erscheinen wollen. Zu ihrem Putze gehört auch eine Art von Halbstiefeln; diejenigen aber, die sich solche nicht anschaffen können, begnügen sich damit, die Beine mit eben den Binsen auszuzieren, aus denen sie ihre Matten machen; oder sie nehmen zu diesem Behufe schmale Riemen von Ochsenfellen.

Unter allen Farben bedienen die Hottentottinnen sich zur Erhöhung ihrer Schönheit am meisten der rothen und schwarzen, von denen die erstere aus einer okerartigen, an verschiedenen Orten befindlichen Erde gemacht wird. Wenn sie sich dieser Erdart, welche der Ziegelerde sehr ähnlich ist, bedienen wollen, vermischen und verdünnen sie dieselbe mit Fett. Ihr Schwarz ist bloßer Ruß oder zerstoßene Kohlen. Einige Weiber bemalen weiter nichts, als das Hervorstehende ihrer Wangen; aber die meisten bemalen sich den ganzen Leib mit regelmäßigen, symmetrisch abwechselnden Abtheilungen, und dieser Theil ihres Putzes erfordert lange Zeit. — Beide Farben vermengt man mit einer Art von Pulver, dessen Geruch man sehr angenehm findet. — Die Männer bemalen ihr Gesicht nie; hingegen sieht man oft, daß sie die Oberlippe bis an die Nasenlöcher mit einer von den obgedachten Farben bemalen, vermuthlich, um den Geruch davon beständig

einziehen zu können. Die jungen Mädchen erweisen ihren Liebhabern zuweilen die Gefälligkeit, ihnen diese Farben aufzulegen, und diese Schönen nehmen diese Art Galanterie mit einer solchen Koketterie an, daß diese für das Herz des jungen, unerfahrnen Hottentotten sehr rührend sein muß. *)

Die Kaffern wohnen unter einem eben so warmen Himmelsstriche, wie die Hottentotten. Sie sind ihre Nachbarn. Auch gehen sie, wie jene, in der heißen Jahrszeit völlig nackt; bei kalter Witterung aber tragen sie eine Art Mantel von Kalb- oder Rinderfell, der zuweilen bis an die Erde reicht, aber nur die hintern Theile des Körpers bedeckt. — Die Kaffernweiber tragen in der Regenzeit, oder wenn es kalt ist, einen Mantel, wie ihre Männer, von der nämlichen Art Häute, gewöhnlich aber ist er unbehaart.

Die Männer haben auch ihren Putz. Sie reißen nicht, wie die Hottentotten, die Augenbraunen aus; auch tätowiren sie sich nicht stark, am wenigsten im Gesichte. Ihre sehr krausen Haare schmieren sie niemals mit Fett ein, wohl aber ihren Körper; allein sie thun es blos, um geschmeidig und stark zu bleiben. Sie sind große Liebhaber von Glaskorallen und kupfernen Ringen. Die Meisten tragen an den Armen oder an den Füßen Ringe von Elfenbein. Von Thierknochen, denen sie die vollkommenste Weiße und Politur zu geben wissen, machen sie sich Halszierathen. Einige nehmen dazu einen ganzen Knochen von einem Hammelbein. Zuweilen nimmt man statt dieses Knochens ein Gazellenhorn.

Sonderbar ist es, daß die Männer im Ganzen mehr auf Putz halten, als die Weiber. Diese sind keinerlei Art von Putz ergeben, welches allerdings bei dem schönen Geschlechte eine Seltenheit ist, die man, so viel ich

---

*) Le Vaillant's Reise in das Innere von Afrika. Th. 2. S. 34 ff.

weiß) sonst nirgends findet. Was die Ursache dieses Phänomens sei, kann ich nicht sagen. Zwar sind die Kafferweiber, im Vergleich gegen andere Afrikanerinnen, wohlgestaltet und hübsch; aber so hübsch die Weiber auch sind, so wollen sie doch gern durch Zierathen ihre Schönheit erhöhen. Daß sie glauben sollten, daß Zierathen nur dazu dienen, Unvollkommenheiten zu verbergen, oder die Augen davon abzuwenden, ist kaum zu vermuthen; man muß also wohl diese Frage unbeantwortet lassen. Der höchste Luxus, den man bei ihnen findet, besteht darin, daß sie ihre kleinen Schürzen, welche die Schaamtheile bedecken, und die nicht einmal so lang sind, wie die Schürzen der Gonaquasweiber, mit einigen Reihen Glaskorallen besetzen. Und da dieses der einzige Zierath ist, den sie tragen, so möchte man fast zu dem Argwohne verleitet werden, daß sie diese Schürzen in keiner andern Absicht verzieren, als um die Augen und die Aufmerksamkeit auf die Stelle zu richten, welche sie bedecken. *)

Ich habe verschiedene von den Völkern erwähnt, die sich mit rohen Thierhäuten bedecken. Allmählig lernten einige diese Häute gerben. Man kann leicht begreifen, daß viele Zeit vergehen mußte, ehe man diese Kunst erfand. Wenn sie erst einmal erfunden war, konnte sie sich bald weiter verbreiten. Die erste Art die Thierfelle abzuhaaren ist wahrscheinlich gewesen, die Haare abzusengen, so wie man auch einige rohe Menschen findet, die kein anderes Mittel kennen, die Haare auf ihrem Leibe zu vertilgen. Da diese Operation aber zuweilen die Häute beschädigen konnte, so ist zu vermuthen, daß ein glücklicher Zufall die erste Veranlassung zur Gerberkunst gegeben, und daß in den Ländern, wo die behaarten Häute zur Last waren, die Nothwendigkeit sie auf diesen Zufall aufmerksam und willig gemacht hat, denselben zu benützen.

*) Le Vaillant a. St. S. 236 ff.

Doch findet man in verschiedenen Gegenden, wo die Leute gelernt haben, die Häute zu gerben, daß die Einwohner sowohl gegerbte als ungegerbte Häute tragen, vermuthlich nachdem die Witterung das eine oder das andere verlangt, wie auch, nachdem diejenigen, die sie tragen, sie mehr oder minder beschwerlich finden. — So tragen die Kaffernweiber, wie ich oben gesagt habe, Kalb- oder Rinderfelle ohne Haare, da die Männer hingegen sie rauh tragen; vermuthlich, weil die behaarten Rinderfelle ihnen zu schwer sind. — In Canada tragen sowohl Männer als Weiber lange Röcke von Biber-Stachelschwein- und Rehfellen, mit den Haaren daran oder auch von Elendshäuten; diese sind aber gegerbt, vermuthlich, damit sie um so viel leichter sein sollen. Diese Röcke sind mit Franzen verziert und um die Mitte des Leibes durch einen Gürtel zusammen gebunden. Ihre, aus eben diesem Elendsleder verfertigten Strümpfe gehen bis an den Unterleib, so daß sie fast für lange Hosen gelten konnten. Sonderbar aber ist es, daß bei diesem, übrigens so sehr bekleideten Volke die Zeugungstheile unbedeckt sind. — Was ihren Putz betrifft, so gehören sie nicht unter die Völker, die sich auf eine oder die andere Art auszeichnen. Die Weiber beschmieren sich unter den Augen mit einem schwarzen Strich, der von einem Ohre bis zum andern geht. Auch schmücken sie sich mit weissen Korallen, tragen Armbänder von Horn und Knochen und die Männer Halsbänder von Bärenklauen. Letzteres ist ohne Zweifel eine Mode, die sie nur für sich haben.*)

Die Drotchysen, welche die nordöstliche Küste der asiatischen Tartarei bewohnen, erhalten zwar etwas Nanking von den Chinesen; da dieses aber zu allen nicht hinlänglich ist und sie das Weben nicht verstehen, so müssen sie mehrentheils zu den Häuten der Land- und Seethiere

*) Mackenzies Reise nach dem nördlichen Eismeere, von Sprengel. S. 46.

ihre Zuflucht nehmen. Die Männer und kleinen Knaben tragen ein Kamisol aus Nanking, Hunde- oder Fischfell, das den Schnitt eines Fuhrmannskittels hat. Geht dasselbe bis über das Knie herunter, so haben sie keine Hosen an. Im entgegen gesetzten Falle tragen sie chinesische Beinkleider, die ihnen bis an die Waden gehen. Alle haben Stiefeln aus Seewolfsfellen, aber diese heben sie für den Winter auf, und tragen zu jeder Zeit und in jedem Alter, selbst noch an der Brust, einen ledernen Gürtel, an welchem ein Messer in einer Scheide, ein Feuerzeug, ein kleiner Tabaksbeutel und eine Pfeife hängen.

Die Tracht der Weiber ist etwas verschieden. Sie sind in einen weiten Rock von Nanking oder Lachshaut gehüllt. Da die Einwohner sich hauptsächlich von Lachsen nähren, und sie in großem Ueberflusse haben, so können sie auch dergleichen Häute genug zur Kleidung bekommen. Merkwürdig ist es, daß sie diese Häute vollkommen zu gerben und äußerst weich zu machen verstehen. — Ob der Versuch die Mühe lohnen würde, diese Häute in den Gegenden zu gerben, wo auch wir Lachs im Ueberfluß haben, kann ich nicht entscheiden; unläugbar aber müssen diese Häute sowohl leicht zu tragen sein, als auch im Regenwetter zur Abhaltung des Wassers nützliche Dienste leisten. Versucht man doch in unsern Tagen so vielerlei Mittel, das Tuch so zuzubereiten, daß es kein Wasser durchläßt; warum könnte man denn nicht auch dieses versuchen? Wenigstens würden diese Häute ohne Zweifel gute Regenschirme abgeben können. — Die orotchysischen Weiber machen sich eine Kleidung aus diesen Häuten, die ihnen bis auf den Fußknöchel herab geht und zuweilen mit einer Franze von kleinen kupfernen Zierathen besetzt ist, die wie Schellengeläute klingen.*)

An der Franzosen-Bay, auf der nordwestlichen Kü-

---

*) La Perouse's Reise um die Welt. Th. 2; in Magazin von merkwürdigen neuen Reisebeschreibungen Th. 17. S. 80.

ste von Amerika, verstehen diese rohen Völker auch ihre Häute zu gerben; aber nicht alle tragen sie deshalb gegerbt. Einige von diesen Indianern haben ganze Hemden von Seeotterfellen; aber die gewöhnliche Kleidung des ersten Oberhaupts ist ein Hemd von gegerbter Elendshaut, mit einer Franze von Damhirschhufen und Vogelschnäbeln besetzt, mit denen er beim Tanz ein lautes Geklapper macht. *)

Bevor ich dieses Capitel schließe, will ich noch die Californier erwähnen, als die, welche gegerbte Häute tragen. Die Kleidung ist aber in diesem Lande nach der Verschiedenheit des Himmelstriches sehr verschieden. Im südlichsten Theil von Californien gehen die Männer völlig nackend und haben auch nicht das geringste zur Bedeckung. Gemeiniglich tragen sie nichts als einige Kleinigkeiten, die sie für Zierathen halten, z. E. ein Band, welches sie um den Kopf binden und worein sie auf jeder Seite Habichtfedern stecken. Andere haben Stückchen von Perlmutter und kleine Muscheln in ihr Haar gebunden und lassen sie im Nacken herab hängen. Einige haben große Halsbänder von sechs oder sieben Schnüren, die aus kleinen rothen, getrockneten Beeren bestehen; andere sind über den ganzen Körper mit mannigfaltigen Figuren punktirt. Einige beschmieren sich mit Farbe. Unter diesen bemalen einige blos das Gesicht und die Brust mit schwarzer Farbe; andere malen sich ganz ordentlich von dem Gesichte bis an den Nabel mit schwarzer, und von dem Nabel bis an die Füße mit rother Farbe. Die Weiber sind doch hier ein wenig bedeckt, indem sie um den Leib dicke Franzen tragen, die ihnen bis über die Kniee hinab hängen, und eine Hirschhaut über den Schultern haben. Die Vornehmern tragen das Fell von einem großen Vogel. **) Die Franzen, die sie um den Unterleib tragen, sind von einer

---

*) La Perouse. a. St. Th. 2. S. 279.

**) Shelvocke's Reise um die Welt. Abschn. 13. S. 355.

Art von Palmbäumen gemacht, deren Blätter sie so lange schlagen, bis sie den Faden davon abgesondert haben. Auch machen sie aus diesen Palmfäden eine Art von Netzen, die sie um den Kopf binden. Andere hingegen finden es hübscher, die Haare fliegen zu lassen. Sie tragen auch Halsbänder von Perlmutter, mit kleinen Muscheln, Perlen und Kernen von Früchten untermengt, die ihnen, eben so wie die Armbänder, bis an den Gürtel herab gehen. *)

Dies sind die Erfindungen, welche Gefallsucht die Californier unter den warmen Himmelsstrichen gelehrt hat. Unter den kältern hat die Kälte sie gezwungen, sich besser zu bedecken. Die Kleidung der Weiber besteht hier in einem ledernen Hemde, das ihnen bis auf die Hälfte der Beine herabgeht, und einem Pelzmantel, der sie von den Schultern bis an die Schenkel bedeckt. Die Männer tragen ebenfalls einen ledernen Mantel. Einige haben auch ein ledernes Hemd und Stiefeln von Meerwolfsfell; gewöhnlich aber gehen sie mit bloßen Füßen. **) Obgleich die Männer ihre Pelzkleidung mit den Haaren daran tragen, so ist doch die Kleidung der Weiber von Hirschhaut gegerbt, vermuthlich, damit sie um so viel leichter für schwache Schultern sein solle. Die Californier verstehen also zwar die Häute zu gerben; allein sie haben, dem Berichte Perouse's zufolge, es in dieser Kunst nicht weit gebracht.

Ihr Putz besteht darin, daß Männer und Weiber ihre Haare vier Zoll von der Wurzel abschneiden. Die Californier, die keine eiserne Werkzeuge haben, brennen sie mit Feuerbränden ab. Auch malen sie den Leib roth an, und wenn sie trauern, schwarz. Die erste Farbe haben die Missionarien ihnen verboten; die letztere ha-

*) Natürliche und bürgerliche Geschichte von Californien, von Adelung. Th. 1. B. 1. Abschnitt 6.

**) La Perouse's Reise um die Welt. Th. 1. in Magazin von merkwürdigen neuen Reisebeschreibungen. Th. 16. S. 375.

hen sie aber dulden müssen, weil diese Indianer ihren verstorbenen Freunden sehr treu sind.*)

Ich will den Leser nicht länger aufhalten bei der Betrachtung der rohen Völker in ihren ungegerbten und gegerbten Häuten, mit allen den Zierathen, dem Geklingel und Gehänge, womit sie sich ausschmücken, sondern mich zu den Völkern wenden, in deren Kleidung man doch ein wenig Kunstkultur verspürt.

Kap. 5.

Kleider von ungewebten Zeugen.

Sehr merkwürdig ist es, daß die Südseeinsulaner in Absicht des Stoffes, woraus ihre Kleidung gemacht wird, von allen andern rohen Völkern in den andern Welttheilen abweichen. Wenn man die obgedachten Californier ausnimmt, welche außer Thierhäuten sich eine Bedeckung von Palmfäden zu machen wissen, so findet man überall, daß die rohen Menschen aller Welttheile, welche die Kunst zu spinnen und zu weben noch nicht gelernt haben, sich blos der Häute der Land- oder Seethiere, oder auch der Vögel bedient haben. Die Südsee-Insulaner hingegen tragen keine Häute, sondern verfertigen sich eine Kleidung aus dem Pflanzenreiche, an welcher das Spinnen und Weben keinen Theil hat. — Die bei ihnen übliche Art von Kleidung muß ihre eigene Erfindung sein; denn sonst würde man wohl Spuren davon auf den Küsten des festen Landes finden, woher sie zu ihnen hinüber könnte gekommen sein. Es kann auch nicht Nothwendigkeit sein, die

*) La Perouse. a. St. Th. 2. S. 285.

ihnen diese Erfindung abgezwungen hat; denn diese Insulaner haben auch Thiere auf ihren Inseln, deren Häute sie eben sowohl wie andere rohe Völker benutzen konnten. In ihrem warmen Klima konnte die Hitze sie nicht von dem Tragen solcher Häute abschrecken. Wenn Hottentotten, Kaffern und andere Völker der heißen Erdstriche sogar ungegerbte Häute tragen können, so müssen diese Insulaner sie auch tragen können. Es ist mir daher eben so unmöglich, eine Ursache ausfindig zu machen, die sie hat zwingen können, von allen andern Völkern, in Absicht des Stoffes, den sie zur Kleidung brauchen, abzuweichen, als eine Veranlassung, die sie auf die besondere Erfindung hätte bringen können, durch welche sie sich von andern Völkern auszeichnen. — Ich will in diesem Capitel den Leser blos mit den Zeugen bekannt machen, womit sie sich bedecken, wie auch mit dem Stoffe, woraus sie gemacht sind. Im nächsten Abschnitte werde ich die Art zeigen, wie sie diesen Stoff verarbeiten, um solche Zeuge daraus zu erhalten, die zu ihrer Kleidung dienlich sein können.

Die Neuseeländer sind das Volk nicht, das sich durch diese Erfindung auszeichnet. Ihre Kleidung ist zum Theil die roheste und armseligste, die man nur erdenken kann. Sie unterscheiden sich darin von allen übrigen Südsee-Insulanern. Sie hat aber doch eine Erfindung an sich, die angemerkt zu werden verdient, bevor ich zu den andern Insulanern übergehe. — Die Kleidung der Neuseeländer wird aus einer Art von Blättern verfertigt, welche sie in drei oder vier Streifen spalten, und die Streifen, wenn sie dürre sind, dergestalt mit einander verbinden und zusammen knüpfen, daß ein Zeug entsteht, welches ein Mittelding zwischen Netzarbeit und Tuch ist. Alle äußere Spitzen dieser Streifen, die acht bis neun Zoll lang sind, hängen an dem obern Rande des Zeuges heraus, gleich einer gewissen Art von Matten, die man in unsern Häusern vor die Thür des Zimmers hinzulegen

pflegt. Aus zwei Stücken dieses Tuchs hat der Neuseeländer eine vollständige Kleidung. Das eine wird mit einer Schnur um die Schultern gebunden und reicht bis an die Knie herab. Vorn ist es ganz offen, kann aber vermittelst einer großen aus Knochen verfertigten Nadel, die am Ende der obgedachten Schnur hängt, zusammen gestochen werden. Das andere Stück wird um den Unterleib gewunden und reicht beinahe bis auf die Erde hinab, so daß der ganze Fuß davon bedeckt ist. Die Männer tragen ein solches Unterkleid, aber nur bei besondern Gelegenheiten. Gemeiniglich haben sie nur einen Gürtel um den Leib gewunden. So häßlich aber auch diese Kleidung ist, so bequem ist sie für Menschen, die oft ohne allen Schutz gegen den Regen unter freiem Himmel schlafen. Wenn sie in diesen Oberkleidern niederhocken, so haben sie so ziemlich das Ansehen einer kleinen mit Stroh gedeckten Hütte.

Außer diesen groben, zottigen Matten haben sie aber noch zweierlei Gattungen Tuch, dessen Oberfläche glatt ist. Diese sind auf eine sehr sinnreiche Art verfertigt. Die eine Gattung ist so grob als unser gröbstes Segeltuch, aber wohl zehnmal so stark. Die andere Gattung besteht aus vielen Fäden, die sehr nahe an einander liegen und durch Fäden verbunden sind, die quer über die erstern hinlaufen. Diese leztern Fäden liegen ungefähr einen halben Zoll weit von einander, fast wie man solches an den so genannten Strohtellern sieht, die man auf die Tafeln legt, um die Schüsseln darauf zu setzen. Diese Gattung Tuch, die aus den Fasern einer gewissen Pflanze gemacht wird, hat ein gutes Ansehen. Man macht dieses Tuch in einem besondern Rahmen, der so groß als das zu verfertigende Stück, gemeiniglich fünf Fuß lang und vier Fuß breit ist. Ueber diesen Rahmen werden die Fäden, welche über die Länge des Zeugs hinlaufen und enge zusammen liegen, gespannt. Die Quer-Fäden werden einzeln mit bloßer Hand hinein gearbeitet, welches eine

sehr langweilige Arbeit sein muß. — Die Weberei ist ihnen nicht bekannt; man sieht aber, daß diese Wilde im Begriffe sind, sie zu erfinden. Ohne Zweifel muß die Weberei diesen Anfang gehabt haben. — An diesen beiden Gattungen von Tuch sticken sie die vier äußern Randseiten bundfarbig nach verschiedenen Mustern und mit einer Zierlichkeit, über welche man sich höchlich verwundern muß, da sie keine Nähnadeln haben.

Ihr größter Kleider-Staat besteht aber aus Pelzwerk, welches ihnen das Fell ihrer Hunde liefert. Mit diesem gehen sie jedoch sehr sparsam um. Sie zerschneiden es in Streifen und nähen diese in einer gewissen Weite von einander auf die Kleider. Diese Streifen sind auch oft von verschiedenen Farben und werden dergestalt aufgesetzt und angeordnet, daß sie ganz artig aussehen. Einige Kleider sind statt des Pelzwerks mit Federn besetzt; doch ist diese Art von Putz nicht gewöhnlich. — Die Weiber scheinen, der allgemeinen Gewohnheit des schönen Geschlechts zuwider, sich weniger aus geputzten Kleidern zu machen, als die Männer. Ihre Kleidung ist aus eben den Gattungen von Zeug und in eben der Form gemacht, als die Männer auch tragen; das Unterkleid aber binden sie fest um den Unterleib und legen es nie ab, außer wenn sie ins Wasser gehen, um Krebse zu fangen; auch sind sie bei dergleichen Gelegenheiten ungemein behutsam, um von keiner Mannsperson gesehen zu werden. Sie sind also schaamhafter als die Weiber der Südsee-Insulaner gewöhnlich sind.

Was den Putz der Neuseeländer betrifft, so findet man nichts, was eine besondere Aufmerksamkeit verdient, nichts, was man originell nennen kann, oder was ihnen eigenthümlich ist. An Reinlichkeit kommen sie andern Bewohnern der Südsee nicht gleich. Da sie nicht unter einem so warmen Himmelsstriche wohnen, so baden sie sich auch nicht so oft. Allein das ekelhafteste an ihnen ist das Oel, womit sie ihr

Haar färben. Hierzu nehmen sie ausgeschmolzenes Fett von Fischen oder Vögeln. Leute von gewissem Stande brauchen zwar frisches Fett dazu; allein bei den gemeinen Leuten ist es immer stinkend. Auch sind ihre Köpfe nicht rein von Ungeziefer, und doch haben sie sowohl hölzerne als beinerne Kämme, welche sie, gleich den europäischen Frauenzimmern, zuweilen aufrecht in das Haar gesteckt, zur Zierde tragen. — Die Männer tragen nur kurze Bärte. Das Haar binden sie auf dem Wirbel des Kopfs zusammen, und stecken zuweilen Federn von verschiedenen Vögeln hinein, so wie es ein jeder nach seinem Geschmacke für's zierlichste hält. Zuweilen stecken sie eine Feder auf jede Seite der Schläfe dergestalt, daß sie sich vorwärts neigt. — Die Weiber tragen das Haar zuweilen verschnitten, zuweilen aber lang, und alsdann hängt es frei über die Schultern hinab. — Beide Geschlechter pflegen sich den Leib mit schwarzen Flecken zu zeichnen, welche man auf die nämliche Art macht, wie auf den andern Inseln, deren nachher Erwähnung geschehen wird. Hier aber sind die Männer mehr und stärker gezeichnet, als die Frauenspersonen. Die Letztern zeichnen sich gemeiniglich nur die Lippen. Zuweilen sind sie wohl auch an andern Theilen des Körpers mit kleinen schwarzen Fleckchen versehen; doch ist dieses nicht allgemein. Die Männer hingegen scheinen diesen Flecken mit jedem Jahre einen Zuwachs zu geben, so daß einige, die allem Ansehen nach sehr alt sein mußten, beinahe vom Kopfe bis an die Füße damit bedeckt waren. Außer diesen Flecken lassen sie sich noch andere Zeichen von sehr sonderbarer Gattung eindrücken, die Art und Weise aber, wie es geschieht, ist unbekannt. Es sind nämlich Furchen in der Haut, ungefähr von der Tiefe und Breite einer Linie, und ganz schwarz. Bei alten Männern ist fast das ganze Gesicht mit Flecken bedeckt; ganz junge Mannspersonen hingegen färben sich, gleich den Weibern, nur die Lippen. Wenn sie etwas älter sind, so findet man gemei-

wöhnlich, daß sie einen schwarzen Flecken auf einem Backen und einen andern über dem einen Auge tragen, und auf solche Weise fahren sie dann allmählig fort, immer mehr von dergleichen Zeichen aufzutragen, damit sie bei zunehmenden Jahren auch ein immer ehrwürdigeres Ansehen bekommen mögen. Diese Zeichen haben im Gesicht die Gestalt einer Schneckenlinie, und sind so gleichförmig gezogen, daß die auf der einen Seite mit denen auf der andern genau übereinstimmen. Auf dem Leibe sehen sie ungefähr so aus, wie das Laubwerk, das man vordem auf der eingelegten Arbeit zu machen pflegte. In Ansehung der Muster ist ihre Einbildungskraft so fruchtbar, daß unter hunderten nicht zwei gefunden werden, die auf völlig gleiche Art gezeichnet sind. — Außer diesen Flecken, die in die Haut einpunktirt sind, beschmieren sie auch ihre Leiber mit Bergroth. Einige reiben dieses trocken auf die Haut, andere aber vermischen es mit Oel, und schmieren alsdann große Flecken davon auf, die immer naß sind, und bei der geringsten Berührung abfärben.

Was den übrigen Putz der Neuseeländer betrifft, so findet man doch etwas, wodurch sie sich von andern Völkern unterscheiden. — Daß beide Geschlechter sich Löcher in die Ohren stechen, und sie allmählig dermaßen ausdehnen, daß man wenigstens einen Finger hindurch stecken kann; daß sie in denselben Federn, Knochen von Vögeln, hölzerne Stecken, Nägel, die die Europäer ihnen geben, und überhaupt alles tragen, was sich nur durch die Löcher hindurch zwingen läßt, das ist nicht mehr, als was man auch bei andern rohen Nationen findet; aber das, wodurch sie sich von andern unterscheiden, besteht darin, daß sie durch diese Löcher noch Schnüre hindurch ziehen, an welchen nicht allein Hundszähne, sondern auch die Nägel und die Zähne ihrer verstorbenen Anverwandten hängen, so wie wir die Haare unserer Freunde in einem Souvenir tragen; dies Denkmal der Freundschaft hat aber nichts Ekelhaftes an sich. Dagegen muß man ein Neu-

seeländer sein, um das ihrige zu tragen. Man kann sich wohl kaum etwas Ekelhafteres denken. — Die Weiber tragen auch Arm- und Fußbänder, welche sie aus den Knochen der Vögel, aus Muscheln, oder sonst aus andern Dingen machen, die sie durchbohren und auf einen Faden anreihen können. Die Männer tragen auch zuweilen an einer um den Hals gebundenen Schnur ein Stück Fischbein, welches fast wie eine Zunge gestaltet und mit einer geschnitzten Figur geziert ist, die einen Mann vorstellen soll, und diesen Putz schätzen sie sehr hoch. Sie bohren auch, wie so viele andere, den Nasenknorpel durch, und stecken eine Feder durch das Loch, die auf beiden Seiten über die Backen herabhängt. Aber dieser Putz ist doch unter ihnen nicht sehr allgemein. *)

Von diesen rohen Menschen, bei welchen man, wenn man den kleinen Anfang ausnimmt, den sie mit der Weberei gemacht haben, weder Kunstkultur noch Geschmack verspürt, will ich zu einigen von den wichtigern Insulanern, die unter sanftern Himmelsstrichen wohnen, übergehen, und bei denen man sowohl einigen Geschmack, als auch einen guten Anfang der Kunstkultur antrifft, welche ohne Zweifel bei ihnen ursprünglich sein muß, da man sie nirgends, als auf den Inselgruppen des Südmeeres findet. Was ihren Putz betrifft, so findet man einen gleichen an vielen andern und weit entlegenen Orten, woher diese Insulaner ihn unmöglich können erhalten haben. Diese Gleichheit zeigt blos, daß die Erfindungskraft des Menschen in Ansehung des Putzes allenthalben die nämliche ist. Nur hie und da können gewisse besondere Fantasien und Verschiedenheit der Naturprodukte einige Verschiedenheit in den Aeußerungen des Erfindungsvermögens bewirken.

Um dies zu zeigen, will ich mit den Otaheitiern den

---

*) Cook's Reise um die Welt; in Hawkesworths Geschichte der neuesten Reisen um die Welt. B. 5. S. 266 f.

Anfang machen. Sowohl die Männer als die Weiber sind nicht nur anständig, sondern sogar zierlich gekleidet. Diese Kleidung besteht aus einer Art von weißem Zeuge, welcher aus der innern Rinde einer Staude gemacht wird und chinesischem Papier sehr ähnlich sieht. Dieser Zeug wird nicht gewebt, sondern fast so wie Papier aus den mürbe gemachten Fibern der abgenommten Rinde verfertigt, welche ausgebreitet und zusammen gestampft werden. Zu einem ordentlichen Kleide brauchen sie zwei Stücke dieses Zeuges. Das eine Stück hängt von den Schultern bis an die Mitte der Schenkel herab. Das andere Stück, welches zwölf bis funfzehn Fuß lang und ungefähr drei Fuß breit ist, winden sie auf eine sehr ungezwungene Art um den Leib herum.

Solchergestalt setzen sie, des heißen Klima's ungeachtet, eine Pracht darein, viele Kleidungsstücke zu tragen. Doch gehen sie in der Hitze des Tages fast völlig nackt. Die Frauenspersonen tragen alsdann nur einen dünnen Ueberrock, und die Männer nichts als einen Streifen Tuch, den sie zwischen den Schenkeln durchziehen und rings um den Unterleib befestigen. Da Staat allezeit etwas Beschwerliches ist, wenn er, insbesondere in einem heißen Klima, in einer Menge aufeinander gehäufter Kleider besteht; so entblößen sich allhier die Frauenzimmer von Stande zur Abendzeit allemal bis auf den Unterleib, und werfen alles, was sie am Oberleibe tragen, eben so unbedenklich weg, als unsre Damen einen Mantel ablegen. Die Beine und die Füße pflegen sie nicht bedeckt zu tragen; hingegen verwahren sie ihre Gesichter gegen die Sonne durch kleine Mützen, die entweder aus Matten oder aus Kokosblättern gemacht sind. — Doch dieses ist bei weitem nicht ihr einziger Kopfputz. Die Frauenspersonen tragen zuweilen kleine Turbane, und zuweilen eine Art von Kopfzeug, welches sie mit Recht viel höher schätzen, als alles übrige, weil es ihnen in der That besser, als alles andere, ansteht. Dieses Kopf-

zeug ist aus Menschenhaar verfertigt, welches in Fäden, die kaum dicker als Nähseide sind, zusammengeflochten und auf eine sehr niedliche Art und in sehr großer Menge um den Kopf gewickelt wird. Zwischen diese Fäden stecken sie allerlei Blumen. — Vielleicht könnte diese otaheitische Mode bei unsern Damen Beifall finden. Wenigstens wäre es der Mühe werth, daran zu denken.

Die Männer haben mit ihrem Haare nicht weniger zu thun. Ihre Bärte tragen sie nach mancherlei Moden, rupfen aber allezeit einen großen Theil derselben aus und halten das übrige sehr nett und reinlich. — Dem Berichte Bougainville's zufolge lassen sie gemeiniglich den Bart auf dem Kinne stehen, schneiden ihn aber auf den Backen und der Oberlippe ab. — Beide Geschlechter ziehen auch alle Haare, die unter den Armen wachsen, mit den Wurzeln aus, und halten es für eine Unreinlichkeit, daß die Europäer es nicht eben so machen. In Ansehung des Haupthaares aber sind die Männer von den meisten andern rohen Völkern verschieden. In den meisten Ländern, wo die Einwohner lange Haare haben, pflegen die Mannspersonen solche kurz abzuschneiden, die Frauenzimmer hingegen sich auf die Länge derselben etwas einzubilden. Hier findet man hingegen gerade das Gegentheil; denn die Weiber schneiden allezeit das Haar um die Ohren herum kurz, die Männer hingegen lassen es in großen Locken über die Schultern herabhängen, oder knüpfen es in einem Busche oben auf dem Kopfe zusammen. Einige pflegen es auch wohl fliegend und ungebunden zu tragen, und alsdann ist es sehr kraus; und obgleich sie keine Kämme haben, so wissen sie es doch sehr sauber zu halten. Zuweilen stecken sie die Schwanzfedern des tropischen Vogels aufrecht in das Haar; zuweilen tragen sie einen Kranz, der aus allerlei Blumen besteht. Oft nehmen sie auch zu diesem Putz eine Art scharlachrother Erbsen, die sie mit Gummi auf ein Stück Holz ankleben. Bisweilen tragen sie auch eine Art von Perücke, die aus

Menschen- oder Hundshaaren, und manchmal nur aus den Fasern der Kokosnuß besteht. Diese sind an einem Faden befestigt, und dergestalt unter den Haaren angebunden, daß der ganze Busch hinten herabhängt. Außer den Blumen haben sie jedoch nur wenig Zierathen für den Körper. Es scheint, daß ihr Kopf ihnen ihre ganze Zeit wegnimmt; denn bei allem diesem Putze sind sie mit dem Kopfe noch nicht fertig. Er soll noch mit einem aus der Kokosnuß gepreßten Oel gesalbt und mit dem Saft allerhand wohlriechender Kräuter oder Blumen, oder einer Wurzel, die sie fein reiben, und die an Geruch einer Art Rose gleicht, vermengt werden. Das Oel ist aber an sich gemeiniglich stinkend, und daher im Anfange dem Europäer sehr ekelhaft.

Außer dieser Einsalbung des Kopfs, die unstreitig geschieht, um einen angenehmen Geruch zu verbreiten, haben die Otaheitier auch die Mode mit den meisten Südsee-Insulanern gemein, gewisse Theile des Leibes zu tättowiren oder zu punktiren. Es ist sowohl unter den Männern als Weibern eine allgemeine Mode, sich den hintern Theil der Beine und der Lenden sehr dick mit schwarzen Streifen, welche allerhand Gestalten vorstellen, bezeichnen zu lassen. Um diese Zeichen zu machen, drükken sie ein mit Zähnen versehenes Werkzeug, das einem Kamme einigermaßen ähnlich ist, ein wenig in die Haut ein, und reiben alsdann in die Stiche eine Art von Salbe, die aus Ruß und Oel zusammengerührt ist und unauslöschliche Flecken zurückläßt. Vor dem zwölften Jahre werden weder die Knaben noch die Mädchen gezeichnet, und dem Berichte Bougainville's zufolge ist dieser Putz bei den Otaheitierinnen ein Zeichen, daß sie vornehmer sind, als andere.

Beide Geschlechter tragen Ohrringe, aber, nach Cook's Berichte, nur an einem Ohre. Diese bestehen aus kleinen Stückchen von Muscheln, oder von Steinen, oft auch aus Beeren, einer Art rother Erbsen oder einigen

kleinen Perlen, aber allemal von einer jeden Gattung drei Stücke an einander gereihet. Doch bedienten sie sich der Glaskorallen statt aller andern Zierathen, sobald sie solche von den Europäern bekamen. — Diese Glaskorallen spielen eine wichtige Rolle bei allen rohen Völkern. — Bougainville berichtet noch von ihnen, daß die Männer ihre Nägel wachsen lassen, ausgenommen den Nagel des Mittelfingers der rechten Hand.*)

Diese Mode, die Nägel lang wachsen zu lassen, welches bei den europäischen Völkern für häßlich und unanständig gehalten wird, ist auch bei verschiedenen Völkern in andern Welttheilen üblich. Auf den philippinischen Inseln lassen die Einwohner ihre Nägel sehr lang wachsen, besonders den des linken Daumens. Sie schaben sie nur, beschneiden sie aber nicht. **) Auch die Siamer schneiden ihre Nägel nicht ab, sondern begnügen sich nur, sie rein zu erhalten.***) Die vornehmen Sumatraner lassen ebenfalls die Nägel an der Hand, besonders an dem Daumen und dem kleinen Finger, bis zu einer außerordentlichen Länge wachsen; oft färben sie selbige roth. Eben so verfahren sie mit den Nägeln an den Zehen, welche sie unbedeckt tragen, und daher eben so viele Sorge für sie haben, als für die Nägel an den Fingern.****) Daß die Chinesen auch lange Nägel an den Händen tragen, ist allbekannt.

---

*) Wallis's und Cook's Reise um die Welt, in Hawkesworths Geschichte der neuesten Reisen um die Welt. B. 1. S. 366 ff. B. 3. S. 486 ff. — Bougainville's Reise um die Welt; in Sammlung der besten und neuesten Reisebeschreibungen. B. 11. S. 564 ff. —

**) Die heutige Historie der ladronischen, philippinischen und moluckischen Inseln, von Salmon. S. 17.

***) Beschreibung des Königreichs Siam, von De la Loubere. Abth. 2. Cap. 1.

****) Natürliche und bürgerliche Beschreibung der Insel Sumatra, von Marsden. S. 64.

Man kann leicht begreifen, daß die Menschen in ihrem ersten wilden und rohen Zustande insgesammt ihre Nägel an den Händen sowohl, als an den Füßen, haben wachsen lassen, da sie noch kein Werkzeug hatten, sie abzuschneiden; aber das, was in den ältesten Zeiten eine Nothwendigkeit war, ist allmählig bei diesen Völkern eine Mode geworden. Vermuthlich sollten diese langen Nägel ein Zeichen des Ansehens und des Wohlstandes sein, und zeigen, daß man nicht nöthig habe, mit den Händen zu arbeiten, um sein Brod zu verdienen, da lange Nägel natürlicherweise der arbeitenden Klasse sehr hinderlich sein müssen.

Allmählig fing man auch an, diese langen Nägel durch Malen zu verschönern, wie die Einwohner von Sumatra, und zuletzt ward dieser Zierath auch bei den Völkern eingeführt, welche ihre Nägel abschneiden. So färben die algierischen Frauenzimmer die Nägel, sowohl an Händen als Füßen, dunkelgelb. Auch ihre Hände werden mit einer dunkelgelben Farbe, anstatt der Handschuhe, bestrichen, und so weit, als man die Arme sehen kann, sind viele Ringe von verschiedener Farbe darum gemalt.*) Bei einem Zweige der sibirischen Tartaren ist es eine von den Koketterien der Frauenzimmer, die Augen und die Nägel zu schminken. Hierzu bedienen sie sich einer gewissen Pflanze, die getrocknet und pulverisirt wird und einen Zusatz von Alaun erhält. Wenn sie dieselbe brauchen wollen, vermischen sie sie mit frischem Gänsekoth und machen einen Teig daraus, welchen sie eine Nacht über auf die Nägel binden. Davon bekommen sie eine gelbrothe Farbe, welche man bei den europäischen Weibern eben nicht für eine Schönheit halten würde. Der asiatische Geschmack ist aber in jeder Rücksicht von dem unsrigen verschieden.**) In Biledulgerid bemalen

*) Arvieux merkwürdige Nachrichten. B. 5. S. 241.
**) Pallas Reise durch verschiedene Provinzen des russischen Reichs. Th. 1 S. 441.

sich die Weiber ebenfalls die Nägel und das Gesicht mit verschiedenen Farben, besonders mit rother und gelber; ihre Augenlieder hingegen färben sie schwarz. Wenn sie sich nur einen Theil des Gesichts bemalen, alsdann haben sie mit den Männern keine Gemeinschaft. Dieses Zeichen ist sehr bestimmt, und um diese Zeit gehen sie selten aus.*) Die Nägel waren also der einzige Theil des menschlichen Körpers, der noch keine Zierathen hatte, und diese erfand man zuletzt an verschiedenen Orten in Asien, Afrika und im Südmeere.

Auf der Insel Oheteroa, die südlich von Otaheiti liegt und wahrscheinlich zu derselben Inselgruppe gehört, ist die Kleidung der Einwohner aus den nämlichen Stoffen verfertigt, wie auf den andern Inseln. Dieses Tuch wissen sie mit verschiedenen Farben zu malen, gelb, roth oder bleifarbig. Auf diesem Grunde wird es wiederum mit Streifen bemalt nach verschiedenen Mustern und mit bewundernswürdiger Regelmaßigkeit verfertigt. Das roth gemalte Tuch ist schwarz gestreift, und das bleifarbige hat weiße Streifen. — Ich sage, daß sie ihre Zeuge malen; denn die Kunst zu färben verstehen sie nicht. — Von dergleichen Zeuge trägt jeder ein kurzes Wamms, das ihm ungefähr bis an die Knie reicht. Einige tragen Mützen, die aus den Federn des tropischen Vogels gemacht sind. Andere haben ein Stück weißes oder bleifarbiges Tuch, wie einen Turban, um den Kopf gewunden.**)

Auf der Insel Mowee, einer von den Sandwichsinseln, besteht die Kleidung der Eingebornen in einem Gürtel, der den Unterleib bedeckt, und einem Stückchen Zeug, das ihnen zur Einhüllung des Körpers dient.

---

*) Follie's Reise durch die Wüsten von Sahara. S. 120 ff.

**) Cook's Reise um die Welt; in Hawkesworths Geschichte der neuesten Reisen um die Welt. B. 3. S. 41 ff.

ßere Zeuge, die sie aus der innern Rinde des Papier-Maulbeerbaumes verfertigen, sind schön und mannichfaltig. Dem Berichte La Perouse's zufolge färben sie selbige mit vielem Geschmack. Ihre Muster, sagt er, sind so regelmäßig, daß man glauben sollte, sie hätten unsere Kattune nachahmen wollen.*)

Auf den Sandwichsinseln besteht gewöhnlich die Kleidung der Mannspersonen in einem Stück dicken Zeuges, welches zehn bis zwölf Zoll breit ist, zwischen den Schenkeln durchgezogen und um die Hüften gegürtet wird. Dieß ist die gewöhnliche Kleidung jedes Standes. Auch haben sie Matten, die oft von der zierlichsten Arbeit und von mancherlei Größe sind. Mehrentheils sind diese fünf Fuß lang und vier Fuß breit. Man wirft sie über die Schultern und schlägt sie vorn zusammen; doch bedient man sich ihrer selten, ausgenommen im Kriege, wo sie recht eigentlich von Nutzen sind, indem ihr dickes und schweres Gewebe die Gewalt eines Steinwurfs oder eines andern stumpfen Gewehrs sehr vermindert. — Gewöhnlich geht jedermann barfuß, außer wenn er über scharfe Steine zu gehen hat. Alsdann zieht man eine Art von Pantoffeln an, die aus Stricken von zusammen gedrehten Kokosfasern geflochten sind.

Außer diesem alltäglichen Anzug haben sie auch ihre Feierkleider, die den Oberhäuptern ausschließlich gehören; nämlich mit Federn besetzte Mäntel und Helme, die an Schönheit und Pracht den kostbarsten Kleidungsstücken anderer Völker nicht nachstehen. Die Länge des Mantels richtet sich nach dem Range desjenigen, der ihn trägt. Einigen reicht er nur bis an die Hüften, andere schleppen ihn nach sich an der Erde. Die geringern Oberhäupter tragen einen kurzen Mantel, der aus den langen Schwanzfedern des Hahns und anderer Vögel besteht und einen

*) La Perouse's Reise um die Welt. Th. 2; in Magazin von merkwürdigen neuen Reisebeschreibungen. Th. 17. S. 270.

breiten Rand und Kragen von kleinen rothen und gelben Federn hat. Auch andere Mäntel sind gänzlich aus schneeweißen Federn gemacht. Der Helm, den sie auf dem Kopfe tragen, hat einen Boden von Korbmacherarbeit und hält den Stoß aller inländischen Waffen ab, wozu er auch bestimmt zu sein scheint. — Diese Federkleider sind äußerst selten, kommen blos Personen vom obersten Range zu und werden nur von Mannspersonen getragen.

Die Frauenzimmer sind gemeiniglich beinahe eben so gekleidet, wie die Mannspersonen. Sie schlagen ein Stück Zeug um die Hüften, welches die Schenkel halb bedeckt; zuweilen aber gehen sie in der Abendkühle in Stücke feinen Zeugs gehüllt, welche sie, wie die Otaheitierinnen, nur um die Schultern werfen. Eine andere Tracht, deren sich insbesondere die Mädchen bedienen, besteht in einem Stück des feinsten, dünnsten Zeuges, welches mehrmal um die Hüften gewickelt wird und bis auf die Waden hinab geht, so daß es einem kurzen Unterrock sehr ähnlich ist. — Diesen Insulanern kann man also weder Wohlanständigkeit, noch Kunstfleiß, noch Geschmack absprechen. In diesem Stücke ist ein himmelweiter Unterschied zwischen ihnen und den oberwähnten Neuseeländern, welcher nach meiner Meinung keine andere Ursache haben kann, als ein Klima, welches zur leichtern und schnellern Entwickelung der intellectuellen Anlagen günstiger ist.

Die Mannspersonen sind hier, wie auf den andern Inseln im Südmeere, punktirt; doch haben die Punkturen, wie in Otaheiti, keinen bestimmten Ort. Zuweilen sah man nur einige wenige Flecken an den Händen, Armen und Lenden, oft aber auch gar keine. Bisweilen waren diese Flecken nach einer artigen Zeichnung gemacht in allerlei mannigfaltigen Linien und Figuren.

Was ihren Putz übrigens betrifft, so bleibt ihr Kopf jederzeit unbedeckt; das Haar aber trägt jedes Geschlecht nach einer andern Mode verschnitten. Die gewöhnlichste

Art, hauptsächlich bei den Frauenzimmern, ist die, daß das Haar vorn lang und hinten kurz abgeschnitten ist. Die Männer schneiden oder vielmehr schaben es auf beiden Seiten ganz ab und lassen in der Mitte einen Streifen, etwa wie der Kamm eines Helmes, stehen. Uebrigens scheinen sie auf das Haar und dessen Putz eben keine besondere Sorgfalt zu wenden; denn sie haben nicht einmal einen Kamm, oder etwas dem ähnliches, um es in Ordnung zu halten. Einige, hauptsächlich die Männer, haben eine Menge Zöpfe daraus geflochten, die so dick als ein Finger sind und über den Rücken herab hängen. Die Männer stecken auch zuweilen die Federn des tropischen Vogels in ihr Haar, oder an deren Statt Hahnenfedern, die an langen, glatten, zwei Schuh langen Stäben befestigt und unterwärts gemeiniglich mit rothen Federn verziert sind. Zuweilen nähen sie auch einen Hundeschwanz über einen Stock, so daß der Quast am Ende hervorragt. Endlich tragen einige zum Kopfputz eine fingerdicke Schnur, die ganz aus aufgereihten und dicht anschließenden gelben und rothen Federn besteht und hinten zusammen gebunden wird.

Sonderbar ist es, daß diese Insulaner sich in Absicht der Ohren von allen übrigen Südsee-Insulanern unterscheiden. Ihre Ohren sind nämlich nicht durchbohrt, auch tragen sie keinerlei Art von Zierathen darin. Statt dessen tragen beide Geschlechter Halsbänder, die aus kleinen Büscheln schwarzer Schnüre bestehen, die unsern Hutschnüren ähnlich sind. Diese schlagen sie oft mehr als hundertfältig um den Hals. Außerdem haben sie einen Halsschmuck von kleinen Schnecken, die an viele Schnüre aufgereihet sind, oder auch von getrockneten Blüten der indischen Pappel. Einige haben auch ein kleines, drei Zoll langes Bildchen von Knochen, welches eine menschliche Figur vorstellt, vorn am Halse hängen.

Das Frauenzimmer trägt auch Armbänder von Muscheln, aus einem oder mehrern Stückchen von schwarzem

Holz, mit kleinen Stückchen von Bein dazwischen, welches dem Elfenbeine ähnlich ist, welche sämmtlich wohl geschliffen und auf eine Schnur dicht an einander gereihet sind. Eine andere Art von Armbändern besteht aus den krummen Hauern der Schweine, welche man, nachdem zuvor die Spitzen abgestumpft worden sind, ebenfalls auf eine Schnur zieht. Manche tragen auch am Arm über dem Ellenbogen eine breite Spange von Muscheln, die auf einen Netzgrund aufgenäht ist. — Auf Atuai, einer von den Sandwichsinseln, tragen die Weiber kleine aus Holz oder Knochen sehr sauber gearbeitete Figuren, die eine Schildkröte vorstellen, wie Ringe, am Finger befestigt. Noch hat man hier einen Schmuck aus Muschelschaalen, welche auf einem starken Netzwerk in Reihen befestigt sind, und, wenn man sich bewegt, klappern. Männer und Weiber binden diesen Schmuck beim Tanze um den Arm, oder um den Knöchel, oder auch unter das Knie, und zuweilen nehmen sie statt der Muscheln Hundszähne.

Endlich haben sie auch eine Art von Larven, aus einem großen Kürbisse verfertigt, in welche in der Gegend der Augen, des Mundes und der Nase Löcher geschnitten sind. Oben besteckt man diese Larve mit grün belaubten Zweigen, welche in einiger Entfernung wie ein zierlicher, wehender Federbusch aussehen. Vorn am untern Ende hängen einige schmale Streifen Zeug, wie ein Bart, herunter. Es ist ungewiß, sagt Cook, wozu man diese Larven braucht. Ob sie nicht etwa gebraucht werden, um den Kopf im Kriege gegen einen Steinwurf zu sichern, wozu sie sich gut schicken würden, oder ob sie bei öffentlichen Spielen dienen, oder endlich ob sie bloß zu solchen Gaukeleien bestimmt sind, konnten die Engländer nicht mit Gewißheit erfahren.*) Aber das hätte man doch

---

*) Cook's dritte Entdeckungsreise, von Georg Forster. B. 2. S. 450. ff. u. B. 3. S. 430. ff.

wohl am wenigsten erwartet, Maskeraden im Südmeere anzutreffen. Was den Putz und die Ergötzungen betrifft, so können die Europäer schwerlich etwas für sich behalten. In diesem Stücke sind die wilden und rohen Völker eben so erfinderisch. Die kultivirten Nationen können blos diese Erfindungen etwas mehr vervollkommen, welches ich in den folgenden Abschnitten dieses Werks gehörigen Orts zeigen werde.

Kap. 6.

Kleider von gewebtem Zeuge und deren älteste Form.

Im Vorhergehenden habe ich gezeigt, wie die Südsee-Insulaner sich durch das Zeug auszeichnen, welches sie zu ihrer Bedeckung tragen, das zwar aus dem Pflanzenreiche genommen, aber gleichwohl nicht gewebt ist. Auf welche Art sie es verarbeiten, werde ich im nächsten Abschnitte zeigen. Die Weberei, welche die obenerwähnten Insulaner nicht kennen, ist in den andern Welttheilen bei den Völkern üblich, die außer Thierhäuten Kleider von dem Pflanzenreiche oder diese letztern allein tragen. Wie die Weberei entstanden ist, wird der Leser aus dem Vorhergehenden ersehen haben. Man kann sich leicht vorstellen, daß diese Kunst, die jetzt einen so hohen Grad von Vollkommenheit erreicht hat, bei den wilden und rohen Menschen einen sehr kunstlosen Anfang und den langsamsten Fortgang gehabt haben müsse. Den ersten Schritt zu dieser Kunst findet man bei den Californiern. Diese waren so weit gekommen, daß sie die Fäden von den Blättern einer Art von Palmbaum ausschlugen, diese Fäden oben befestigten und sie, so zubereitet, über den Körper

zur Bedeckung hinab hängten. Allmählig lernten sie diese Fäden dermaßen mit einander verbinden, daß sie daraus eine Art von Gewebe erhielten, allein sie bedienten sich desselben nur zur Verfertigung der Säcke, um ihr Hausgeräth hinein zu thun.*) Auch bei den Neuseeländern findet man, wie ich oben gezeigt habe, sowohl den ersten Anfang der Weberei, als auch einen kleinen Fortschritt in dieser Kunst. Anfangs spalteten sie diese Blätter in Streifen, trockneten sie und verbanden sie mit einander. Darauf erfanden sie die Kunst, die Fasern aus einer gewissen Pflanze heraus zu bringen. Diese Fasern spannen sie über einen Rahmen und ziehen nun mit den Händen andere Fäden quer durch diese hindurch. Weiter sind die Neuseeländer nicht gekommen. — In den andern Welttheilen muß die Weberei ohne Zweifel den nämlichen Anfang gehabt haben. — Dies war natürlicherweise eine eben so langweilige als mühsame Arbeit; und lange muß es gewährt haben, ehe die rohen Menschen, nach diesen ersten Versuchen, die mit dem Weben einige Aehnlichkeit haben, die Schießspule und den Weberbaum nebst allen dazu gehörigen Geräthschaften erfanden. Welche Fortschritte hat man aber nicht, nach der Erfindung der nöthigen Geräthschaften, allmählig in dieser Kunst gemacht! Welch ein himmelweiter Unterschied zwischen der Art, wie die Neuseeländer die Fasern der Pflanzen mit einander verbinden, und den seidenen Zeugen der Chinesen und den feinsten Musselinen der Indianer!

So wie die Materialien, woraus die wilden und rohen Menschen ihre Kleidung verfertigten, äußerst einfach waren und von rohen Häuten zu gegerbten, von zusammen gebundenen Pflanzenfasern bis zu den feinsten seidenen und baumwollenen Stoffen emporstiegen; so war der Schnitt und die Façon, welche man der Kleidung gab,

---

*) Natürliche und bürgerliche Geschichte von Californien, von Adelung. Th. 1. S. 1. Abschn. 6.

anfangs eben so einfach. — Die älteste Art, die Kleidung zu tragen, bestand blos darin, daß man ein Thierfell, eine Matte, ein Stück gewebten oder ungewebten Zeuges, ohne Zuschnitt, über die Schultern warf und sich darein hüllte. Diese Art, sich zu bedecken, findet man noch bei verschiedenen Völkern.

Als die Europäer nach Mexiko kamen, fanden sie, daß die Männer, außer einem großen, breiten Gürtel, dessen beide Enden vorn und hinten hinabhingen, nur einen viereckigen Mantel trugen, ungefähr vier Fuß lang, dessen Enden vor der Brust oder auf einer Schulter zusammengeknüpft waren. Die Weiber trugen ebenfalls ein viereckiges Stück Zeug, worein sie sich von den Hüften bis an die Waden hüllten. Doch trugen sie noch einen kleinen Latz ohne Aermel. — Die Kleider der Armen waren aus Fäden von der Aloe, und die besten aus grobem, baumwollenem Zeuge verfertigt. Die Wohlhabendern trugen Zeuge aus der feinsten Baumwolle, von verschiedenen Farben, mit Figuren von allerlei Thieren und Blumen, mit eingewebten Federn und den feinsten Kaninchenhaaren. — Ihre Schuhe waren bloße Sohlen von Leder, oder von grobem Zeuge von den Fäden der Aloe, die mit Schnüren um die Füße gebunden wurden. Bei den Vornehmen waren sie mit reichen, mit Juwelen besetzten Bändern zugeschnürt. — Hieraus sieht man, daß die Kunstkultur bei den Mexikanern keine unbedeutende Fortschritte gemacht hatte, als die Europäer zu ihnen kamen; sie behielten aber nichts desto weniger noch ihren alten Gebrauch bei, ein ganzes Stück Zeug zu tragen, worein sie sich hüllten, ohne daran zu denken, es nach dem Körper zuzuschneiden.

Was ihren Putz betrifft, so trugen die Mexikaner ihr Haar lang. Die Haare abzuscheeren, ward für schimpflich geachtet, außer bei den dem Tempeldienste gewidmeten Jungfern. Die Weiber trugen das Haar ungebunden; die Männer hingegen banden es auf verschiedenerlei Art

zusammen und putzten den Kopf mit schönen Federn, be-
sonders wenn sie tanzten oder zu Felde zogen. Schwer-
lich wird man eine Nation finden, die mit der einfachsten
Kleidung so viel Eitelkeit und Verschwendung im Putz
verband. Außer den Federn und Juwelen, womit sie
ihre Kleider besetzten, trugen sie Ringe in den Ohren, in
der Unterlippe, und manche auch an der Nase, außerdem
Armbänder am Arm und an der Hand und Ringe an den
Waden. Bei den Armen bestanden die Ringe in den Oh-
ren und der Unterlippe aus Muscheln, kleinen Stücken
Krystall, Bernstein oder andern kleinen schimmernden
Steinen. Die Reichen hingegen trugen Perlen und Edel-
steine in Gold gefaßt.*)

Wie die Mexikaner, trägt auch der größte Theil
der Mauren weiter nichts als ein Stück Zeug, in welches
sie sich gleichsam einwickeln, und welches ein jeder nach
seiner Weise faltet, um den Kopf und die übrigen Theile
des Körpers damit zu bedecken. Doch giebt es einige, die
unter diesem Zeuge eine Art von Hemde, oder auch eine
wollene Weste ohne Aermel, die bis an die Knie reicht,
tragen. Die Reichen tragen über dieser Kleidung noch ei-
nen Mantel mit einem Käppchen. — Die Weiber bedie-
nen sich, gleich den Männern, des nämlichen Zeuges zu
ihrer Kleidung; nur wissen sie denselben auf eine verschie-
dene Art anzulegen, so daß sie damit mehrere Stellen des
Körpers bedecken, die bei den Männern völlig bloß sind.
Diese Art, sich zu kleiden, ist besonders den Bergbewoh-
nern, die in den Wüsten leben, und den herumschweifen-
den Arabern eigen. Diejenigen, die in den Städten
wohnen, unterscheiden sich von ihnen in verschiedenen
Stücken, und viele von ihnen kleiden sich wie die Tür-
ken. Da die Städter aber gemeiniglich mehr Kultur ha-
ben, und ihre Art, sich zu kleiden, öfters verändern,

*) Clavigero's Geschichte von Mexiko. Buch 7. Ab-
schnitt 66 u. 67.

welches bei dem rohen, großen Haufen nicht Statt findet; so muß man billig glauben, daß die Kleidung, die blos darin besteht, daß man sich in ein Stück Zeug einwickelt, und die unter den rohen Berg- und Wüstenbewohnern üblich ist, die älteste sein müsse.

Die maurischen Weiber haben verschiedene Zierathen, von welchen einige eben nicht geschickt scheinen, ihre Schönheit zu erhöhen. Sie flechten ihre Haare in mehrere Zöpfe, die auf die Schultern herabfallen; hingegen scheeren die Männer den ganzen Kopf kahl und lassen nur in der Mitte einen kleinen Büschel Haare stehen. Die Zierathen der Weiber, womit sie die Ohren, die Arme und die Beine behängen, bestehen größtentheils in ziemlich großen eisernen Ringen, zuweilen auch in einigen Stücken rothen Korall. Ihre Koketterie in Absicht der Art, sich zu schminken, weicht von der europäischen ab. Statt des Rothen, welches wohl auf ihre dunkle Haut einen schlechten Effekt machen würde, bedienen sie sich des mit Spießglas vermischten Schießpulvers, um damit in der Haut, besonders über den Augenbraunen, einige unauslöschliche Zeichnungen zu machen. Aehnliche Zeichnungen machen sich die Männer gewöhnlich auf den Armen, in der Gegend des Magens und über der Handwurzel. Um diese Figuren unauslöschlich zu machen, durchstechen sie sich mit einer Nähnadel die Haut, bis sie blutet. Wenn das Blut zu fließen aufhört, so reiben sie obbemeldetes Pulver, welches ungemein fein gerieben sein muß, in die Haut ein, und dadurch machen sie diese vermeintliche Schönheit unvergänglich, anstatt daß unsre Weiber jeden Tag diese Künste wiederholen müssen. Auch giebt es Kinder, denen man die Nägel an den Händen gelbroth färbt, aber diese Farbe ist nicht beständig.*)

Auf der Insel Saun kleiden sowohl die Männer als die Weiber sich in Kattun, der durchgehends blau von

---

*) Reise in die Barbarei, von Poiret. Th. 1. Brief 6. Haßholm histor. Nachr. B. II.

Farbe ist. Zwei Stücke, deren jedes ungefähr sechs Fuß lang und fünftehalb Fuß breit ist, reicht zu einer vollständigen Kleidung hin. Das eine dieser Stücke ist um die Hüften gewunden und das andere bedeckt den Unterleib. Den untern Saum des erstern um den Unterleib gewickelten Stückes ziehen die Mannspersonen zwischen die Lenden hindurch und fest zusammen; den obern Saum aber lassen sie ziemlich schlaff, so daß er wie ein los gehaltener Gürtel aussieht und ihnen statt einer Tasche dient, in welcher sie ihre Messer und andere dergleichen Kleinigkeiten tragen, die man zur Bequemlichkeit gern bei sich zu führen pflegt. Das zweite Stück Kattun ziehen sie hinten durch diesen Gürtel und die beiden Enden desselben längs dem Rücken hinauf, das eine nämlich über die rechte, und das andere über die linke Schulter herüber, von welchem Orte sie alsdann an der Brust hinab und bis an den Gürtel reichen, wo sie befestigt werden. Auf solche Art können sie sich mehr oder weniger damit bedekken, je nachdem sie die herabhängenden Enden entweder enger zusammenfalten oder sie weiter auseinander breiten. Arme, Beine und Füße bleiben jederzeit unbedeckt. Der Unterschied beider Geschlechter besteht hauptsächlich in der Art, das Unterkleid zu tragen; denn anstatt daß die Mannspersonen den untern Saum von diesem Stücke Zeug fest anziehen und den obern schlaff lassen, um sich desselben statt einer Tasche zu bedienen; ziehen die Weiber im Gegentheil den obern Saum fest an und lassen den untern bis an die Knie hinabfallen. Auch das obere Stück, welches den Oberleib bedeckt, tragen sie auf eine andere Art, als die Männer; denn anstatt es durch den Gürtel zu ziehen, geht es quer über die Brust und wird unter den Armen befestigt.

Die Männer stecken das Haar vermittelst eines Kammes auf dem Wirbel des Kopfes zusammen; die Weiber hingegen binden es hinten in einen kurzen, dicken Busch. Die Weiber tragen das Haupt unbedeckt; die Männer

hingegen winden eine Art von geflochtenem Zierath um den Kopf. Gemeiniglich nehmen sie den feinsten Zeug dazu, der nur zu bekommen ist. Einige brauchen seidene Tücher dazu; andere feinen Kattun oder Musselin, welches in Form eines kleinen Turbans um den Kopf gewickelt wird. — Beide Geschlechter lassen in der Achselgrube kein Haar wachsen, sondern ziehen es sorgfältig mit der Wurzel aus. Dasselbe thun auch die Männer in Ansehung der Bärte. Zu dem Ende tragen die Vornehmen allezeit eine kleine silberne Zange bei sich, die an einer Schnur am Halse herabhängt; doch lassen einige ein wenig Haar unter der Nase als einen Stutzbart stehen, ihn aber nie lang wachsen.

Auch dieses Volk bezeugt, daß Neigung zum Putze eine allgemeine Leidenschaft ist; denn es hat eine große Menge von allerhand Zierathen. Einige von den Vornehmen tragen einen metallenen Draht um den Hals, der mit Gold eingelegt ist. Andere tragen Ringe, die so sehr abgenutzt sind, daß sie seit dem Urgroßvater ein Erbstück in der Familie zu sein scheinen. Auch pflegen sie sich mit einem aus Glaskorallen verfertigten Geschmeide zu putzen, welches einige um den Hals binden, andere als Armbänder an den Gelenken der Hand tragen. Diesen Schmuck haben beide Geschlechter mit einander gemein. Die Weiber machen von diesem Zierath noch einen andern Gebrauch. Sie reihen nämlich einige Schnüre voll solcher Glaskorallen, und binden diese wie einen Gürtel um den Leib, das untere Stück Kattun, dessen oben Erwähnung geschehen, dadurch fest zu halten. Beide Geschlechter haben Löcher in den Ohren, aber keine Ohrgehenke. Wozu sie also diese Löcher haben, ist nicht leicht zu sagen. Blos als Löcher können sie meines Erachtens kein Zierath sein. — Einige tragen schneckenförmige Ringe von dickem Metalldraht um die Arme, oberhalb des Ellenbogens gewunden. Andere tragen elfenbeinerne Ringe,

Mantel, dessen oberer Rand mit einem schmalen Pelzstreifen besetzt, der untere hingegen mit Franzen oder Quasten verziert ist. Dieser Mantel geht unter den linken Arm und über die rechte Schulter, wo er mit zwei Schnüren zusammen gebunden wird. Beide Arme bleiben folglich frei und der Mantel hängt gerade herab, so daß die linke Seite bedeckt ist, die rechte aber offen bleibt, oder höchstens nur von den Rändern berührt wird, außer wenn ein Gürtel, der gemeiniglich von grober, geflochtener Arbeit oder von Wollenzeuge ist, den Mantel fest an den Leib zieht, welches oft der Fall ist. — Hier haben wir denn ein Beispiel des ältesten Gebrauchs, sich in ein ganzes Stück Zeug zu verhüllen.

Dieses Kleidungsstück geht bis an die Knie und über dasselbe tragen sie einen kleinern Mantel von derselben Art Zeug, welcher unten ebenfalls mit Franzen besetzt ist und die Arme bis zu dem Ellenbogen, so wie den Leib bis zur Mitte bedeckt. Diese Tracht ist rund um geschlossen und hat nur in der Mitte eine Oeffnung, die gerade groß genug ist, daß der Kopf hindurch gesteckt werden kann. — Dies ist die andere Erfindung der Form der Bedeckung. — Ueber diese Kleidung werfen die Männer oft noch eine Bären-Wolfs- oder Meerotterhaut, deren rauhe Seite auswärts gekehrt ist, und binden sie oben wie einen Mantel, und zwar so, daß sie bald vorn, bald hinten getragen wird. — Hier haben wir endlich die erste Bedeckung der rohen Menschen.

Man sollte billig glauben, daß diese Menschen solchergestalt gegen die Gewalt der Witterung hinlänglich geschützt wären; nichts desto weniger schlagen sie noch, wenn es regnet, eine grobe Matte über die Schultern. Auch haben sie wollene Kleider, welche aber nicht viel gebraucht werden. — Im Ganzen, sagt Cook, ist ihre Kleidung bequem genug, und sie würde ihnen auch nicht ganz übel stehen, wenn sie nur reinlich gehalten würde. Allein da der ganze Körper beständig mit einer rothen

Farbe von grobem, leimigen Oker und Oel eingerieben wird, so bekommt auch der Anzug seinen reichlichen Antheil von fettem Schmutz und ranzigem Geruche. Sie sind aber nicht nur in ihrem Aufzuge unreinlich, sondern es wimmelt auch in ihrer Kleidung und auf ihren Köpfen von Ungeziefer, welches sie ablesen und sich wohl schmecken lassen. Auf dem Kopfe tragen sie eine Mütze in Gestalt eines umgekehrten Blumentopfs. Sie ist aus einer feinen Matte gemacht, oben oft mit einem runden oder spitzigen Knopfe oder einem Bunde von ledernen Quasten verziert und wird unter dem Kinne mit einer Schnur festgebunden, damit sie der Wind nicht abwehen soll.

So schmutzig auch diese rohen Menschen in ihrer Kleidung sind, so muß doch der Putz bei ihnen nicht vergessen werden. Von Natur sind sie eben so weiß, wie die Europäer, denn ihre Kinder sind ganz weiß. Sie bemalen aber ihren ganzen Leib mit Roth, und zur Erhöhung ihrer Reize färben sie noch außerdem das Gesicht mit rother, schwarzer oder weißer Farbe, welche letztere ihnen ein schreckhaftes, ekelhaftes Ansehen gibt. Sie machen nicht nur in dem Ohrläppchen eine ziemlich große Oeffnung, sondern auch etwas höher hinauf, am äußern Rande des Ohrs, noch zwei andere Löcher, und hängen Stückchen Knochen hinein, oder auch auf einen ledernen Riemen genähete Federspulen, kleine Schnecken, wollene Quasten oder dünne Kupferbleche. Bei vielen ist auch der Nasenknorpel durchbohrt, wodurch sie entweder eine Schnur ziehen, oder dünnes Eisen-, Kupfer- oder Messingblech in Gestalt eines Hufeisens hineinhängen. An den Händen tragen sie Armbänder von weißen Korallen, ingleichen Bündel von Riemen mit Quasten, oder ein breites, schwarzes, glänzendes, hornartiges Armband aus einem Stück. Auch die Knöchel an den Füßen werden mit gekräuselten, ledernen Riemen, oder dicken gedrehten Sehnen von Thieren verziert.

Dies ist aber nur ihre gewöhnliche Kleidung und

Zierath. Es gibt noch andere, welche, wie es scheint, nur bei besondern Gelegenheiten getragen werden, nämlich wenn sie sich Fremden zeigen, einen feierlichen Besuch ablegen oder in den Krieg ziehen wollen. Zuerst gehören hieher die Wolfs- oder Bärenfelle, welche zwar auf die gewöhnliche Art getragen werden, aber am Rande mit breiten Streifen von Pelzwerk verbrämt oder mit geblümten, wollenen Zeuge besetzt werden, den die Eingebornen selbst verfertigen. Ihr Kopfputz besteht in einer Menge Bäst oder Baumrinde, welche sie um den Kopf wickeln, und worein sie eine Menge großer Federn, besonders Adlerfedern, stecken, oder auch sie bestreuen sich über und über mit kleinen weißen Federn. Außerdem bemalen sie die obere und untere Hälfte des Gesichts, jede mit einer verschiedenen Farbe, oder sie überziehen es auch mit einer Art von Talg, worein Farbe gemischt ist, und bilden dann auf diesem Grunde eine Menge regelmäßiger Figuren, welche gleichsam wie Schnitzwerk aussehen. Zuweilen theilen sie das Haar in kleine Zöpfe, deren jeder mit Zwirn unterbunden wird. Andere binden das Haar im Nacken, und stecken Zweige von Cypressen hinein. — Wir haben mehrmals Gelegenheit gehabt, die Toilette der Weiber zu erwähnen; aber man muß wohl gestehen, daß die Männer am Nutkasunde ihnen nichts nachgeben, um recht wild und scheußlich aussehen zu können. Aber noch scheußlicher werden sie, wenn sie ihre ungeheuren Zierathen anlegen.

Diese bestehen in einer zahllosen Menge von verschiedenen geschnitzten Masken, welche vor dem Gesicht, oder nur vor dem obern Theil des Kopfs und der Stirn befestigt werden. Einige sehen aus wie Menschengesichter, haben Haare, Bärte und Augenbraunen, andere wie Köpfe von Vögeln, hauptsächlich von Adlern oder Sturmvögeln; viele stellen Köpfe von allerlei Land- und Seethieren vor, wie von Wölfen, Hirschen, Meerschweinen u. dgl. Mehrentheils, sagt Cook, gehen diese Abbil-

bungen weit über die natürliche Größe der Originale hinaus. Sie sind auch gemalt und mit Glimmerblättchen bestreut, durch deren Glanz das Gräßliche dieser Mißgestalten noch erhöhet wird. Oft geht es mit ihrem Hange zu diesen Verzierungen so weit, daß sie ungeheuer große Stücke Schnitzwerk, z. B. den Vordertheil eines Kanots, auf dem Kopfe tragen. So sah Cook auch einen, der, weil es ihm an einer Maske fehlte, sich einen blechernen Kessel, den er von den Engländern erhandelt hatte, auf den Kopf setzte. *)

Ich habe gezeigt, wie man bei den Einwohnern von Nutka alle oben beschriebene Façons der Kleidertracht vereinigt findet, nämlich theils rohe Häute, theils gewebten Zeug, welchen man um den Leib bindet, und endlich Zeuge mit einem Loche, durch welches man den Kopf steckt. Weil aber die Arme sich bei der letztern Façon nicht frei genug bewegen konnten, besonders wenn ein solches Stück Zeug nach unten zusammen genäht wurde, so machte man auf der Seite Oeffnungen für die Arme, wovon im Vorhergehenden einige Beispiele vorgekommen sind. Diese Tracht sah alsdann beinahe aus, wie eine Weste ohne Aermel. Endlich fügten einige Aermel hinzu, und dieser Anzug ward einem herabhängenden Hemde ähnlich.

So ist die Kleidung in Sennaar beschaffen. Sie besteht nur aus einem langen blauen Hemde, welches vom Halse bis auf die Füße geht. Der einzige Unterschied zwischen der Kleidung der Männer und der Weiber besteht darin, daß bei den letztern der ganze Hals bedeckt und zugeknüpft ist. Die Männer haben manchmal einen Gürtel um den Leib. Personen beiderlei Geschlechts gehen im Hause barfuß. Bei schönem Wetter tragen sie Sandalen. Außer dem Hause bedienen sie sich auch einer Art hölzerner

---

*) Cook's dritte Entdeckungsreise, von Georg Forster. B. 3. S. 49 ff.

Schuhe, die sehr artig mit Muscheln verziert sind. Mittags bei der größten Hitze lassen sie ganze Eimer mit Wasser über sich gießen, anstatt des Badens. Sowohl Männer als Weiber salben sich des Tages einmal mit Kameelfett, mit Zibeth vermischt, welches, nach ihrer Meinung, die Haut sanft macht und vor dem Ausschlage bewahrt, vor welchem sie sich sehr fürchten. Eben deswegen bedienen sie sich des Nachts, ob sie gleich alle Tage ein reines Hemde anziehen, eines andern in Fett getunkten, und haben keine andere Bedeckung als diese. Sie schlafen auf einem gegerbten Rinderfell, welches ebenfalls beständig mit Fett überschmiert wird; aber dieses immerwährende Schmieren macht dann auch, daß sie einen Geruch von sich geben, von welchem sie sich durch kein Waschen befreien können.*)

Eben diese Tracht findet man auch bei den Aegyptiern. Sie besteht aus einem einfachen, blauen, leinenen Hemde, welches nicht so gut, wie in Sennaar, die Weiber bedeckt, und die Mannspersonen binden es niemals um sich, außer wenn es geschieht, um ihre Arbeit desto leichter verrichten zu können.**) Dies ist die einfachste Kleidung der rohen Völker. So ging man von einem einzelnen Stück Zeug oder einer Thierhaut zu einer Tracht über, die einem Hemde glich und den ganzen Körper bedeckte. In verschiedenen Ländern konnte der Erfindungsgeist der Menschen nicht höher steigen; in andern Ländern hingegen ist die Kunst allmählig sogar bis zur Pracht emporgestiegen.

*) Reisen zur Entdeckung der Quellen des Nils, von Bruce. Th. 4. B. 8. S. 9.

**) Tott's Efterretninger om Tyrkerne og Tartarerne. B. 2. S. 337 ff.

Kap. 7.

Pracht und Anständigkeit in der Kleidung.

Unter den bisher erwähnten Völkern haben zwar einige sich in ihrer Kleidung durch die Wohlanständigkeit, welche die Schaamhaftigkeit fordert, einige wenige sogar durch eine Art von Geschmack, aber keine sich durch das, was man Pracht nennen kann, ausgezeichnet. Von diesen will ich eigentlich in diesem Kapitel reden. — Die Menschen, die in der Kleidung einige Pracht zeigen, findet man überhaupt nur unter den warmen Himmelsstrichen Asiens. Die Erzeugnisse der Natur kommen ihnen auch hier sehr zu Hülfe. Die Türken, Perser und Araber erwähne ich nicht. Unter den Vornehmern und Reichern hat die Tracht dieser drei Völker, sowohl in Ansehung der Form, als der Züchtigkeit und Pracht, viel Aehnlichkeit mit einander. Meinen Lesern wird sie zu bekannt seyn, als daß ich derselben hier erwähnen sollte. Man siehe sie auf unsern Schaubühnen, Gemälden und Kupfern. Ich wende mich daher lieber zu den Völkern, deren Tracht uns weniger bekannt ist, und will mit den Bewohnern der philippinischen Insel Samar anfangen, welche noch zu den Völkern gehören, deren tägliche Kleidung die Form eines Hemdes hat; denn außer weiten, langen Beinkleidern, die bis an die Mitte der Waden herabgehen, tragen sie ein Hemd, welches über die Beinkleider bis auf die halben Schenkel herunterhängt, und ein Schnupftuch, das in der Form eines Turbans um den Kopf gewunden ist. Wenn sie sich aber prächtiger ausputzen wollen, so kleiden sie sich in eine Art Schlafrock von Baumwolle oder Seide und tragen einen Hut mit niederhängendem Rande. — Die Weiber tragen ein Stück Leinwand oder eine Art Schürze um den Leib, welches, da sie es mehrmals um sich herumwickeln, sie bis auf die Füße einhüllt. Sie tragen auch ein Hemd, das bis auf die Hüften herabgeht, und zum Staat tragen sie ein langes Gewand.

Auf ihre Haare wenden sie besonders viele Sorgfalt und salben sie mit Kokosöl ein, welches ihnen sowohl Dauerhaftigkeit als eine schwarze Farbe gibt. Uebrigens haben sie, wie die Männer, ihren Kopf mit einem Schnupftuch umwunden, und ihr Haar wie eine Krone oben auf dem Kopfe zusammengerollt. Auch haben diese Insulaner die Sitte mit verschiedenen andern oben erwähnten Völkern gemein, die Nägel an den Fingern lang wachsen zu lassen, welches sie für eine große Schönheit halten. De Page sahe deren einige, die wenigstens zwei Zoll lang waren. Diese Mode soll beweisen, daß sie von guter Herkunft und niedriger Dienstarbeit nicht gewohnt sind. Eben diese Mode, lange Nägel zu tragen, fing auch einmal bei den europäischen Weibern an, sie erreichte aber nicht die Vollkommenheit der Philippiner. Vermuthlich hörte sie auf, ehe die Nägel bis zu der Länge wachsen konnten. *)

Bei den Tunkinesen trägt das gemeine Volk weder Schuhe, noch Strümpfe, noch Hosen. Die Kleidung der Mannspersonen besteht in einem Stück Leinwand von einigen Ellen, womit sie sich die Lenden umgürten, und in einem langen Kleide mit sehr weiten Aermeln, das den ganzen Körper verhüllt und an der rechten Seite mit einem Bande befestigt ist. Bei der Arbeit und auf Reisen tragen sie gewöhnlich nur einen Gurt um die Lenden. Die gemeinen Weibspersonen sind sehr sittsam gekleidet. Sie bedecken sich den Busen mit einem Stück Leinwand oder Seide in Gestalt eines Herzens. Sie haben Ohrgehänge und goldene oder silberne Armringe, aber den Gebrauch der Halsbänder kennen sie nicht. Ihre Füße und Beine sind gewöhnlich bloß, wie bei den Männern. Hingegen tragen reiche Leute oder Beamte außerordentlich weite und lange Hosen. Bei Besuchen müssen sowohl Arme als Reiche ein längeres und weiteres Kleid, als gewöhnlich, tragen, wovon die Aermel bis auf die Erde

[illegible]

*) De Page's Reisen um die Welt. Th. [illegible] S. 476 ff.

schleppen. Dieses muß von Leinwand seyn, da die Seide zu gemein im Lande ist. — Ein Gesetz in Tunkin erlaubt den öffentlichen Gebrauch der Sandalen und Schuhe nur den Gelehrten und denen, die den Doctor-Grad erhalten haben.

Da es in Tunkin eine Schönheit ist, langes Haar zu haben, so macht dieses einen Theil der Ceremonien-Kleidung aus. Manns- und Frauenspersonen ziehen es gewöhnlich in die Höhe, und befestigen es in einem Knoten auf dem Hintertheile des Kopfs; wenn sie aber vor einem Großen erscheinen, lassen sie es aus Ehrerbietung fliegen. Die Frauenzimmer bedecken sich auch einen Theil des Gesichts damit.

Zu ihrem Putze gehört auch das Färben der Zähne. Die Kinder in Tunkin haben alle weiße Zähne, aber vom siebenzehnten oder achtzehnten Jahre an färben sie solche schwarz. Es ist einer der eifrigsten Wünsche junger Leute, schwarz gefärbte Zähne und nicht weiße, wie die Hunde, zu haben. — Personen von Stande lassen sich auch hier, wie auf der Insel Samar, die Nägel lang wachsen. Lange Nägel sind hier nicht allein eine Schönheit, sondern die Damen suchen sie dadurch noch mehr zu verschönern, daß sie sie roth färben. Es macht sogar einen Theil ihrer Schönheit aus, wenn Hände und Füße mit einer Nüance von dieser Farbe bezeichnet sind.*)

Die nämliche Sitte, die Hände und die Füße zu bemalen, findet man auch bei den Weibern in Aleppo; sie malen sie aber gelb mit einem Saft, den sie aus einem gewissen Kraute, Henna genannt, bekommen. Doch werden gemeiniglich blos die Spitzen der Finger und Zehen damit überstrichen. Die gewöhnlichste Art ist, daß sie Figuren von Rosen oder andere Bilder auf den größten Theil der Hände und Füße mit einer dunkelgrünen Farbe malen. Einige sehen es auch für einen Zierath an, die Unterlippe, und zuweilen auch die Brust und die

---

*) Sittliche und natürliche Geschichte von Tunkin, von Reichard. S. 42 ff.

Arme, mit einer blauen Farbe zu malen. Solches geschieht dadurch, daß sie den dazu bestimmten Theil allenthalben mit einer Nadel stechen und hernach den Ort mit einem gewissen Pulver reiben. Dies läßt ein unauslöschliches Merkmal nach, wie das, welches man gewöhnlich an den Seeleuten sieht. — Verschiedene alte Männer malen ihren Bart schwarz und alte Weiber ihr Haar gelb, beide um ihr Alter zu verhehlen. Alle Frauenzimmer malen ihre Augenbraunen schwarz, oder machen sich sogar aus einer gewissen Masse, die sie Hattat nennen, verlorne Augenbraunen. Ebenfalls geben sie ihren Augenliedern eine schwarze Farbe. Zuweilen bedienen sich dessen auch die Männer; aber dies wird doch billig für lächerlich gehalten, so wie man es bei uns für etwas lächerliches und weibisches hält, daß Mannspersonen sich schminken.*)

Was ich von den Einwohnern von Tunkin und der Insel Samar gesagt habe, hatte eigentlich die Absicht, den Wohlstand zu zeigen, den sie in ihrer Kleidung beobachten; denn prächtig ist ihr Anzug eben nicht; und man hat um so viel mehr Ursache, sich über die Züchtigkeit zu wundern, die sie in ihrer Kleidung zeigen, da das warme Klima, worin sie wohnen, sie leicht, wie so viele andere, verleiten konnte, nackt oder wenigstens halb nackt zu gehen. — Bei den Einwohnern von Siam findet man Wohlanständigkeit in der Kleidung mit einem höhern Grade von Pracht vereinigt. Gemeiniglich gehen sie mit bloßen Füssen und mit bloßem Kopfe. Des Wohlstandes wegen schlagen sie ein Stück buntes Tuch um ihre Lenden, welche bis unter die Knie hinab geht. Zuweilen nehmen sie hierzu ein Stück Seidenzeug, das am Rande mit Gold oder Silber besetzt ist. Außer diesem Tuche tragen die Mandarinen ein kurzes musselinenes Hemd mit sehr weiten

*) Beschreibung der Stadt Alepps, von Russel, Hauptst. 2; in Sammlung der besten und neuesten Reisebeschreibungen. B. 1. S. 420 ff.

Aermeln. Dieses ziehen sie aber ab, oder wickeln es um die Mitte ihres Leibes, wenn sie zu einem Mandarin von höherem Range kommen, um ihre Ehrerbietung zu bezeugen; so wie wir den Ueberrock ablegen, wenn wir zu denjenigen kommen, für welche wir einige Achtung haben. Daß der Oberleib entblößt ist, wird folglich nicht bei ihnen für unanständig gehalten. — Der König und seine Beamten tragen eine hohe und spitzige Mütze. Bei letztern ist sie aber nur eine Ceremonientracht, die sie nur in der Gegenwart des Königs tragen, oder wenn sie in Amtsverrichtungen sind. Die Mauren haben auch bei ihnen den Gebrauch der Pantoffeln eingeführt. Diese ziehen sie vor den Thüren, sowohl in ihren als in fremden Häusern, ab, so wie wir unsre Ueberschuhe ausziehen. — Die Frauenzimmer sind ebenfalls unten bedeckt; da aber die Entblößung des Oberleibes bei ihnen nicht im geringsten unanständig ist, sondern vielmehr für eine Ehre gehalten wird, so gehen sie an dem Oberleibe fast immer nackend; denn sie tragen keine Hemden, wie die Männer, vermuthlich um dadurch den Männern ihre Achtung zu bezeigen. Nur die Reichen tragen eine Art von Halstuch, dessen Enden sie einige Mal um die Arme wickeln.

Die Siamer tragen Ringe an den drei letzten Fingern einer jeden Hand, und die Mode erlaubt ihnen so viele anzustecken, als sie wollen. Halsbänder brauchen weder Männer noch Weiber; aber Weiber und Kinder beiderlei Geschlechts tragen Ohrgehenke, welche gewöhnlich birnförmig, von Gold oder Silber, oder auch nur vergoldet sind. Knaben und Mädchen aus guten Häusern tragen auch Armbänder, aber nur bis in das sechste oder siebente Jahr. Dieses sind goldene, silberne, oder auch nur vergoldete Ringe. — Lange Ohren werden bei ihnen, wie bei so vielen andern Völkern, für eine Schönheit gehalten; daher sucht man selbige so viel wie möglich zu verlängern. Einige, wenn sie die Ohren durchbohrt haben, suchen das Loch nach und nach zu vergrößern, indem sie ein rundes Stäbchen durchstecken, und dieses Loch wird,

besonders im Lande Laos so groß, daß man mit der Faust durchfahren kann, und daß der untere Theil des Ohres bis auf die Schultern herabhängt. Sie bestreichen auch ihre Lippen mit einer Art wohlriechender Pomade, welche sie noch blasser macht, als sie von Natur sind. Sie baden sich oft am Tage, besonders, wenn sie Besuche machen wollen, und alsdann machen sie mit Kreide ein weißes Zeichen auf die Brust, um dadurch zu erkennen zu geben, daß sie aus dem Bade kommen. — Die Männer reißen sich den Bart aus und beide Geschlechter schwärzen die Zähne, waschen sie aber doch mit wohlriechenden Wässern und Oelen.*)

Die Chinesen beiderlei Geschlechts kleiden sich auf die sittsamste Art. Die Farbe ist gewissermaßen bestimmt. Die Frauenzimmer können Roth, Blau oder Grün wählen, wie es ihnen beliebt. Nur betagte Frauen pflegen die schwarze oder violette Farbe zu wählen. Die gewöhnliche Farbe der Männer ist Blau, Schwarz und Violett. Aber niemand als der Kaiser und die Prinzen vom Geblüte dürfen gelb gekleidet sein. — Das Rühmliche in Absicht ihrer Kleidung ist, daß sie nicht, wie die europäische, unaufhörlichen Veränderungen unterworfen ist. Dies zeugt von der bei den Chinesen herrschenden guten Ordnung, wie auch von der Einförmigkeit ihrer Regierungsart, welche sich bei diesem Volke sogar in Kleinigkeiten zeiget. Sie haben nämlich beständig einerlei Tracht gehabt vom ersten Anfange des Reichs an bis zu dem Einfalle der Tartarn, welche, ohne die geringste Aenderung in der Regierungsart vorzunehmen, sie blos verpflichteten, sie in ihrer Kleidertracht nachzuahmen, und diese Tracht haben sie ferner bis auf den heutigen Tag beibehalten.**) Der häufige Wechsel der Moden und des Kleiderschnittes zeigt von der Unbeständigkeit der Europäer und ihren unbestimmten Be-

*) Beschreibung des Königreichs Siam, von De la Loubere. Abth. 2. Cap. 1.

**) Du Halde's ausführliche Beschreibung des chinesischen Reichs. Th. 2. Abtheil. 1. Abschn. 10.

griffen von dem, was schön ist. Bald ist ein langer Leib hübsch, bald ein kurzer. Was in einem Jahre sehr niedlich ist, ist in einem andern äußerst häßlich. Die Farben und Muster der Zeuge sind den nämlichen Abwechselungen unterworfen. Kaum währt eine Mode, bis man eine Kleidung abgetragen hat. Wie vielen Zeitverlust und wie große Kosten dieser ungewisse, veränderliche Geschmack verursachet, wird jeder einsehen.

Der Anzug der vornehmen Birmanen ist ebenfalls sowohl sehr anständig als prachtvoll. Er besteht aus einem langen atlassenen oder sammtenen Gewande mit offenen Kragen und weiten Aermeln, das bis auf die Füße reicht. Auf dem Kopf tragen sie eine Mütze von Sammt oder Seidenzeug mit Gold gestickt. Die Männer zieren sich auch mit Ohrringen und Standespersonen tragen goldene sechs Zoll lange Röhren, so dick wie ein Kiel, die an dem einen Ende die Form eines Sprachrohrs haben. Andere stecken eine schwere zusammengerollte Goldplatte in die Ohren, wodurch das Ohrläppchen sehr erweitert und wohl zwei Zoll niedergezogen wird. Ueberdies rupfen sich die Mannspersonen den Bart aus und punktiren ihre Schenkel und Arme mit allerhand Figuren, welche sie als eine Schutzwehr gegen feindliche Waffen ansehen. Bei ihnen ist also diese Punktirung keine Zierde, sondern eine Wirkung des Aberglaubens.

Die Frauenzimmer kleiden sich nicht weniger prächtig als die Mannspersonen; sie färben aber außerdem die flache Hand sowohl, als ihre Nägel mit rother Farbe und bestreuen ihren Busen mit pulverisirtem Sandelholz, womit sie auch das Gesicht einreiben, um sich einen angenehmen Geruch zu geben. Sowohl Manns- als Frauenspersonen geben ihren Zähnen und Augenliedern einen schwarzen Anstrich, welches ihnen ein unangenehmes Ansehen gibt. Die gemeinen Arbeiter gehen bis an den Unterleib ganz nackt einher; doch tragen sie bei kalter Witterung einen Mantel von europäischem Wollenzeuge.*)

*) Reise des Herrn Symes nach dem Königreiche Ava.

Die Kleidung der Cochin-Chinesen ist ebenfalls sowohl anständig als schön. Die Frauenzimmer tragen fünf bis sechs Röcke, die alle verschiedentlich gefärbt, und immer kürzer und kürzer sind, so daß man alle Farben auf einmal sehen kann, welches eine sehr angenehme Verschiedenheit macht. Der unterste Rock bedeckt den ganzen Fuß und hat hinten eine Schleppe, die das Ansehen der Person vermehrt. Dies wäre vielleicht eine Mode für die europäischen Damen, die im kalten Norden leichter gekleidet gehen als die Cochin-Chineserinnen unter ihrem heißen Himmelsstriche. Diese tragen außerdem einen durchsichtigen seidenen Schleier.

Das Haar sowohl der Frauens- als Mannspersonen hängt leicht über die Schultern. Vornehme Leute lassen ihre Nägel zu einer ungeheuren Länge wachsen. Sie halten es für lächerlich, sie abzuschneiden, weil sie glauben, daß die Natur ihnen selbige zur Zierde gegeben habe. Die Mannspersonen tragen von ihren Schultern bis auf die Füsse fünf bis sechs leichte fliegende Kleider mit weiten herabhängenden Aermeln. Sie haben keine Schuhe, wohl aber zuweilen unten am Fuße ein Stück Leder, welches über dem Fuße mit einer seidenen Schnur befestigt wird. — Manns- und Frauenspersonen tragen Fächer, jedoch wie unsere Damen in Gesellschaften, mehr zum Staat als zum Nutzen.*)

Wie die Cochin-Chineserinnen ihre Pracht darin zeigen, daß sie viele Kleider von verschiedenen Farben auf einmal tragen, so setzen die Damen in Tripoli ihre Pracht darin, ihre Kleider mehrmals zu verändern. So haben sie bei ihren Bällen den Gebrauch, daß sie oft in ein Nebenzimmer gehen, um ihre Kleider zu wechseln, und auf solche Art erscheint eine Dame oft an einem Abend in acht

---

Abschnitt 13. in Sprengels Bibliothek der neuesten und wichtigsten Reisebeschreibungen. B. 4.

*) Borri's Beschreibung von Cochin-China, in Sammlung der besten und neuesten Reisebeschreibungen. B. 6. S. 234. ff.

bis neun verschiedenen Anzügen, wovon der eine noch kostbarer ist als der andere. Jede bemüht sich die Bewunderung der übrigen auf sich zu ziehen, woraus denn folgt, was man sich leicht vorstellen kann, daß viele die Gesellschaft ganz mißvergnügt verlassen. Dieser Kleiderwechsel ist auch bei den Griechinnen in Constantinopel üblich, so daß eine Dame zuweilen in zwei Stunden ihre Kleider und besonders ihren Pelz mehr als fünfmal wechselt.**) Sonderbar ist es, daß auch verschiedene von den dänischen Bäuerinnen eine Pracht in diesem Umwechseln der Kleider suchen, indem sie bei gewissen Feierlichkeiten an einem Tage zwei bis dreimal Kleider wechseln. So kann die Eitelkeit in so weit entfernten Gegenden und unter so sehr verschiedenen Himmelsstrichen sich auf einerlei Art äußern.

Bevor ich diesen Abschnitt schließe, will ich noch nur mit wenigen Beispielen zeigen, wie die rohen und halbrohen Völker zuweilen durch die Verschiedenheit des Putzes die Mädchen von den verheiratheten Weibern zu unterscheiden suchen. So unterscheiden sich auf Sumatra, unter dem Landvolke, besonders in den südlichen Provinzen, die Mädchen durch eine Binde, welche quer über das Stirnhaar gehet, und hinten befestigt wird. Diese besteht gemeiniglich aus einem dünnen Silberbleche, das einen halben Zoll breit ist. Die Vornehmern haben es von Gold; die Aermsten aber müssen sich mit dem Blatte eines gewissen Baumes begnügen. Außer diesem ihnen eigenen Putze wird ihr unverheiratheter Stand auch durch goldene und silberne Ringe an Händen und Füßen angedeutet. Münzen, die auf Schnüre gezogen sind, werden gemeiniglich nur von Kindern um den Hals getragen, und ehe die Mädchen so alt sind, daß sie bekleidet werden, tragen sie vorn an dem Unterleibe ein silbernes Blech in Gestalt eines Herzens, welches an einer silbernen Kette um die Hüften

**) Niebuhr's Reisebeschreibung von Arabien; in Sammlung d. St. B. 17. S. 275. ff.

hängt.*) Man wird leicht einsehen, daß die Absicht dieses Putzes keinesweges ist, den Körper zu bedecken; denn wie wenig er dazu geschickt ist, ist sehr einleuchtend. Dies ist also weiter nichts als eine Zierde.

In Japan schminken sich die unverheiratheten Frauenzimmer, doch nicht, wie das schöne Geschlecht in Europa, die Wangen, sondern nur die Lippen. Ist die Farbe sehr dünn, so werden die Lippen roth; wird sie aber dick aufgetragen, so werden sie violett, und das wird hier für eine größere Schönheit gehalten. Das verehlichte Frauenzimmer unterscheidet sich hauptsächlich durch die schwarzen Zähne. Sie wenden viel Mühe an und halten manchmal viel aus, um sie schwarz zu färben. Die Schwärze, deren sie sich dazu bedienen, frißt sich auch so stark in die Zähne hinein, daß sie in Zeit von mehrern Tagen nur mit Mühe abgeschabt werden kann. Einige machen von diesem Schmuck schon Gebrauch, sobald sie Verlobung halten. Noch ein anderes Unterscheidungszeichen der Frauen, das sie noch ärger entstellt, besteht darin, daß sie alle Haare aus den Augenbraunen ausziehen.**) So giebt es, wie ich oben gesagt habe, einige, die sich falsche Augenbraunen machen; diese wollen gar keine haben und andere malen diejenigen, die sie haben. Der Mensch ist selten mit dem, was er ist und was er hat, zufrieden, sondern nur umgekehrt.

Noch will ich die Morlacken anführen. Die unverheiratheten Frauenzimmer wenden einige Aufmerksamkeit auf ihren Putz, so lange sie noch auf einen Mann hoffen; kaum haben sie aber seine Eroberung gemacht, so überlassen sie sich einer gänzlichen Unreinlichkeit. Dessen ungeachtet kann man nicht sagen, daß die morlackischen Mäd-

*) Natürliche und bürgerliche Beschreibung der Insel Sumatra, von Marsden. S. 70. ff.

**) Thunbergs Reise durch einen Theil von Europa, Afrika und Asien. B. 2. Th. 1. S. 186 ff.

chen Wohlgerüche verbreiten; denn sie pflegen ihr Haar mit Butter einzusalben, die bald in Fäulniß übergeht, und auch in der Ferne den unangenehmsten Geruch verbreitet, den je die Nase eines Liebhabers einziehen kann. Die Mädchen unterscheiden sich aber eigentlich von den Weibern durch den Kopfschmuck. Den Weibern ist es nicht erlaubt, ein anderes, als ein weißes oder farbiges, zusammengeknüpftes Tuch auf dem Kopfe zu tragen. Die Mädchen hingegen tragen eine scharlachne Mütze, von welcher gemeiniglich ein Schleier über die Schultern herabhängt, der das Zeichen ihrer Jungfrauschaft ist. Wenn noch einige Reihen von Silbermünzen hinzu kommen, so ist das vornehmste Mädchen in ihrem Putz. Ein Hauptverdienst dieser Mützen besteht darin, daß sie das Auge durch die Verschiedenheit ihrer Zierathen auf sich ziehen und bei der geringsten Bewegung des Kopfes zu rauschen anfangen. Daher werden sie mit Federn, kleinen Ketten, Herzchen, halben Monden von Silber oder Messing, falschen Steinen, Schnecken und andern dergleichen schönen Sachen besetzt. Die Haarflechten der Mädchen liegen unter den Mützen verborgen; die Weiber hingegen pflegen sie auf die Brust herab fallen zu lassen oder unter dem Halse zusammen zu binden, wobei immer Medaillen, Krystalle und durchlöcherte Münzen mit angebracht sind.

Ein Mädchen, das sich einen üblen Ruf zugezogen hat, setzt sich dem Schimpf aus, daß ihr öffentlich in der Kirche von dem Geistlichen die rothe Mütze abgerissen, und von einem ihrer Verwandten, zum Zeichen ihrer Schande, das Haar abgeschnitten wird. Daher kommt es, wenn eine von ihnen sich eines solches Vergehens schuldig gemacht hat, daß sie von selbst ihre jungfräulichen Ehrenzeichen ablegt und ihr Vaterland verläßt.

So wie aber Mädchen und Weiber durch diesen Kopfschmuck sich von einander unterscheiden, so gibt es auch andere Zierathen, die sie mit einander gemein haben. So tragen beide dicke Schnüre von Glasperlen, von verschiedener

Farbe und Größe, um den Hals, an den Fingern eine Menge Ringe von Zinn, Messing und Silber, an den Handgelenken lederne Armbänder, die mit Zierathen von Zinn, oder wenn sie reich sind, von Silber überdeckt sind. *)

So habe ich diese lange Abhandlung von der Kleidung und dem Putz der wilden und rohen Menschen vollendet. Ich bin dem Menschen von seiner völligen Nacktheit bis zu seiner gänzlichen Bekleidung und größten Kleiderpracht gefolgt. Sollte diese Abhandlung für einige Leser etwas Langweiliges haben, welches nicht zu vermeiden war, wenn sie einigermaßen vollständig sein sollte, so lernt man doch hieraus theils die allgemeine Hauptleidenschaft des Menschen, die Eitelkeit, kennen, welche sicherlich beiden Geschlechtern gemein ist, aber doch bei dem schönen Geschlechte vorzuherrschen scheint, theils die unerschöpfliche Erfindungskraft des Menschen in Rücksicht alles dessen, was man auf irgend eine Art zum Putz rechnen kann, welche sich auf tausenderlei verschiedene Art äußert, nachdem der Mensch mehr oder weniger kultivirt und nachdem das Klima und die Naturprodukte beschaffen sind. Endlich kann diese Abhandlung dem Historien-Maler immer nützlich sein, um ihn in Ansehung des Kostümes zu leiten, wenn er diese rohen Menschenarten abbilden soll, welche alle in ihrer Kleidung und in ihrem Putz etwas haben, wodurch sie sich von einander unterscheiden; und für den Kenner ist es immer anstößig, wenn er den Kamtschadalen wie einen Neuseeländer, den Indianer wie einen Chinesen, oder den Californier wie einen Grönländer abgebildet sieht.

*) Albert's Fortis Reise in Dalmatien. Th. 1. Zweites Sendschreiben. §. IX u. X.

V.

Kunstfleiß

und

häusliche Verrichtungen

der

wilden und rohen Völker.

Kap. 1.

Hausgeräth der wilden und rohen Menschenarten.

Wenn ich in diesem Abschnitte suche, dem Leser den Kunstfleiß der wilden und rohen Menschen zu zeigen, so ist die Rede nur von dem, den sie durch Bearbeitung ihres Hausgeräthes, ihrer Kleidung, ihres Schmuckes und anderer zum häuslichen Leben gehörigen Dinge an den Tag legen. Den Kunstfleiß, welchen sie in Bearbeitung ihrer musikalischen Instrumente, ihrer Waffen, Pfeile, Bogen, Fischgeräthschaften, Kanots, u. dgl. zeigen, werde ich Gelegenheit finden, in den folgenden Abschnitten zu erwähnen.

Jeder wird leicht begreifen können, daß viele Jahre vergehen mußten, ehe man bei dem Menschen etwas fand, welches den Namen von Kunstfleiß verdienen konnte. Auch mußte dieser in seinem Anfange sehr unbedeutend sein, so wie die Menschen im Anfange nur wenige und eingeschränkte Bedürfnisse haben mußten. Nur Bedürfniß konnte den trägen Menschen aus seinem Schlummer wecken, und wenn er auch aus diesem Schlummer geweckt und auf die Bedürfnisse aufmerksam gemacht wurde, die seine Thätigkeit erforderten: so mußte er doch natürlicherweise in seinem Kunstfleiße sehr langsam fortschreiten, theils, weil seine intellectuellen Anlagen nicht entwickelt waren, theils, weil er die Geräthschaften, die Werkzeuge, de-

ren er bedurfte, um die Dinge zu bearbeiten, welche die Nothwendigkeit von ihm forderte, weder hatte noch kannte.

So wie Nahrungsmittel das allererste sein mußten, worauf die wilden Menschen bedacht gewesen sind, so muß die erste oder eine der ersten Hausgeräthschaften, die sie sich zu verschaffen gesucht haben, ein Gefäß gewesen sein, worin sie Wasser und Nahrungsmittel holen und aufbewahren konnten. Etwas zu haben, worauf man liegen und sitzen konnte, darauf konnte man noch nicht denken; hierzu war die Erde noch hinlänglich. Sie war ihr Bett, ihr Tisch und ihre Bank. In den warmen Erdstrichen, die Kokosnüsse und Kürbisse hervorbringen, wurden sie bald mit Gefäßen versehen, worin sie Wasser und Nahrungsmittel holen und aufbewahren konnten. Diese Naturprodukte konnten sie bald spalten lernen, und nun hatten sie gleich ein Paar Schalen. Man findet daher unter den Insulanern im Südmeere, daß diese Dinge den beträchtlichsten Theil ihres Hausgeräthes ausmachen. So besteht das ganze Hausgeräth der Neuseeländer aus Kürbissen, worin sie ihr Trinkwasser aufbewahren, einem Hammer, womit sie ihre Farnkrautwurzeln schlagen, und einem Speisekorbe.*) So besteht auf den Freundschaftsinseln, wo die Kunstkultur doch einen guten Anfang gemacht hat, der ganze Hausrath der Eingebornen in einigen Flaschenkürbissen und Kokosschalen, ingleichen einigen Körben, einigen kleinen hölzernen Bänken, die statt des Kopfkissens untergelegt werden, auch zuweilen einem größern Schemel, worauf der Hausherr zu sitzen pflegt.**) In Neusüdwallis ist die Kunstkultur, was den Hausrath

---

*) Cook's Reise um die Welt; in Hawkesworths Geschichte der neuesten Reisen um die Welt. B. 3. Hauptst. 29. S. 296.

**) Cook's dritte Entdeckungsreise, von Georg Forster. B. 2. S. 111.

der Einwohner betrifft, ebenfalls in ihrer ersten Kindheit. Ihr ganzer Hausrath besteht in einem länglichen, aus Baumrinde verfertigten Gefäße, dessen beide äußere Enden zusammen gebunden sind, und in einem kleinen Sack. Dergleichen Säcke verfertigen sie aus Fäden, knüpfen solche zu dem Ende in lauter Schleifen, die sich in einander schlingen. — Diese Arbeit verräth doch einige Erfindungskraft. — Diesen Sack hängen sie mittelst einer Schnur auf den Rücken und haben gemeiniglich darin ein Paar Stückchen Schminkfarbe, einige Angelhaken und Angelschnüre, ein Paar Muschelschaalen, woraus sie ihre Angelhaken verfertigen, einige wenige Spitzen für Wurfspieße und ihren übrigen gewöhnlichen Putz, und darin besteht denn auch der ganze Hausrath des Reichsten unter ihnen.*)

Auf den moluckischen Inseln findet man den Kunstfleiß in einem eben so erbärmlichen Zustande. Zwar kann man bei ihnen ein Stück Porcellain finden; aber theils ist dies ungewöhnlich, theils kann man, wenn man aus dem übrigen schließen soll, leicht begreifen, daß dieses nicht von ihrer eigenen Arbeit ist. Ihr Küchengeräth besteht nur aus einem Topfe, oder höchstens zweien, worin sie kochen. Uebrigens brauchen sie die Schalen der Kokosnüsse zu ihren Trinkgeschirren, Pisangblätter zum Tisch und Tischtuch; ausgehöhlte Bambusbäume zu Eimern und Schüsseln, ein Paar Matten statt Betten, Stühlen und Bänken. Ihr Kopfkissen ist der Ellenbogen. Endlich haben sie auch ein Hackmesser zum Spalten oder Schneiden. Sie haben weder Kisten noch Koffer, und doch verschließen sie nicht ihre Thüre, da außer diesen Kleinigkeiten selten etwas zu stehlen ist; und trifft es sich, daß sie etwas mehr besitzen, so graben sie es in die Erde,

---

*) Cook's Reise um die Welt; in Hawkesworth n. S. B. 4. S. 565.

oder Fisch, [illegible] Geflügel und den Schüsseln.*)

Bei den Siamern ist der Hausrath und das Küchengeschirr nicht sehr brillant. Ihre Eimer zum Wasserschöpfen sind von Bambus sehr nett geflochten. Reiß kochen sie in Kokosschalen. Die meisten haben kein anderes Bett, als eine Binsenmatte. Ihr Tisch ist ein glattes Bret mit einem erhöheten Rand und ohne Füße. Sie haben auf ihren Tischen weder Tischtücher noch Servietten, weder Messer noch Gabel. Die Speisen werden zerschnitten, ehe sie aufgetragen werden. Sie haben keine Stühle, sondern bedienen sich mehr oder weniger feiner Binsenmatten. Die Reichen haben Polster, um sich daran zu lehnen; sie setzen sich aber niemals darauf.**)

Unter den rohen Völkern in Afrika findet man es nicht anders. Die Mauren kennen keine andere Art von Schlafstellen, als die bloße Erde, auf welche die zärtlichsten etwas Stroh, eine Matte, oder sonst einen groben Teppich ausbreiten. Ein Paar irdene Gefäße, eine hölzerne Schale zum Wasserschöpfen, die zugleich zum Melken des Viehes dient, eine Bockshaut, worin sie die Butter bereiten, ein Paar tragbare Mühlensteine, zwischen welchen sie das Getreide zerquetschen, darin besteht ihr ganzes Küchengeräth.***) Die häusliche Einrichtung der Beduinen ist eben so einfach. Eine Handmühle, ein Kochtopf, ein kupferner Wassereimer, eine kleine Pfanne, um den Kaffee zu rösten, und eine Matte machen ihren ganzen Hausrath aus. Doch haben sie vor verschiedenen von den obengenannten Völkern dies voraus, daß sie den Gebrauch des Metalles kennen und metallenes Küchengeschirr [illegible]

*) Die heutige Historie der ladronischen, philippinischen und moluckischen Inseln, von Salmon. S. 81.

**) Beschreibung des Königreichs Siam, von De la Loubere. Abth. 2. Cap. 3.

***) Reise in die Barbarei, von Poiret. Th. 1. Brief 6.

haben; anstatt daß andere sich der [illegible] der Kürbisse und Kokosschalen bedienen müssen. Da aber diese Araber sich auf die alleräußerste Nothwendigkeit beschränken, so steht ihr Fleiß und ihre Betriebsamkeit mit ihren Bedürfnissen im Verhältnisse. Alle ihre Künste bestehen darin, daß sie grobe Zelte weben, Matten flechten und Butter machen können; und ihr ganzer Handel ist nichts als ein Tausch von Kameelen, Hengsten, Ziegen, gegen Waffen, Kleider, Reiß oder Korn und Geld, das sie vergraben.*) Im Kunstfleiße haben sie also keine sonderlich größere Fortschritte als die übrigen oberwähnten Völker gemacht. Von wandernden Nationen, die jeden Augenblick ihren Aufenthaltsort verändern, muß man auch nicht viel Kunstfleiß erwarten. Ihr Hausrath muß ihrer Lebensart entsprechen und derselben angemessen sein. Wenig und einfach muß er sein, daß er ohne viele Mühe von einem Orte zum andern gebracht werden kann, und ein solcher Hausrath setzt nicht viel Kunstkultur voraus.

In den nördlichen Gegenden Asiens findet man zwar ein wenig mehr Kunstfleiß, als in den obbemeldten südlichen; diesen kann man wohl aber zum Theil dem Umgange der Eingebornen mit den Russen zuschreiben. Sie haben auch weder Bambus noch Kokosschalen; Bedürfniß muß sie also gezwungen haben, andere Mittel zu ersinnen, um ihren häuslichen Nothwendigkeiten abzuhelfen. So haben die Einwohner von Unalaschka Schalen, Löffel, Eimer, Kannen und Körbe, die wie Matten geflochten sind. Findet man zuweilen bei ihnen einen Kessel oder Topf, so haben sie diesen von den Russen erhalten. Alle diese Geschirre, die sie selbst bearbeiten, sind sehr zierlich gemacht und nicht übel gestaltet, obgleich Cook bei den Einwohnern kein anderes eisernes Werkzeug als Messer und Aexte fand. Es ist auch auffallend, daß sie, ob-

---

*) Volney's Reise nach Syrien und Aegypten. Th. 1. Abtheil. 4. Cap. 23.

gleich die Russen mitten unter ihnen wohnen, weit weniger Eisen besitzen, als die angränzenden Völkerschaften auf dem festen Lande von Amerika, die vielleicht nie einen Russen gesehen oder Verkehr mit ihm gehabt haben.*) Der Hausrath der Samojeden und Ostiaken schränkt sich auch auf hölzerne Gefäße und Schlitten ein, die sie mit Rennthieren, oder, wie die Grönländer, mit Hunden bespannen. Zwar haben sie auch Kessel, Messer und Beile, aber diese haben sie auch wahrscheinlich von den Russen erhalten.**)

Endlich will ich einen Blick auf Amerika werfen. Hier findet man die Kunstkultur unter den rohen Völkern in einem eben so schlechten Zustande. Die Californier haben nicht mehr Hausrath, als daß, wenn sie ihre Wohnung verändern, sie ihn auf den Schultern forttragen können. Er besteht blos in einem Kahn, einem Spieße, einer Schüssel, einer Schale, einem Beine, das ihnen statt eines Werkzeuges dienet, einem kleinen Stücke fettes Holz, um Feuer anzuzünden, einem Korb, worein sie ihre Früchte und Saamen legen, einer Art von Beutel, den sie auf den Schultern tragen und ihre Kinder darein stecken, und endlich in einem Bogen und Pfeilen, wozu noch einige eine Muschel thun, die ihnen statt der Schale dient. Ihre Schalen brauchen sie sowohl zum Essen als zum Trinken, sogar die Mützen ihrer Weiber müssen zuweilen zu eben dem Gebrauche dienen. Man sieht hieraus, daß diese Menschen nicht ekel sind.***)

Vor der Ankunft der Europäer in Mexiko ließen die Mexikaner alle obengenannte Volksarten an Kunstkultur

---

*) Cook's dritte Entdeckungsreise, von Georg Forster. B. 3. S. 254.

**) Beschreibung aller Nationen des russischen Reichs, von Georgi. Dritte Ausgabe. S. 229.

***) Natürliche und bürgerliche Geschichte von Californien von Adelung. Th. 1. B. 1. Abschnitt 6.

weit hinter sich zurück. Ich habe dieses im Vorhergehenden gezeigt, als von ihren Gebäuden die Rede war, und gleiche Fortschritte in Kunstkultur findet man auch in Absicht ihres Hausgeräthes und ihrer Mobilien, wodurch sie sich vor allen übrigen Amerikanern auszeichnen. — In jedem Hause war ein Stein, auf welchem sie ihren Mais und Cacao mahlten, woraus die Chokolade bereitet wurde, und eine runde, tiefe Pfanne, etwa einen Zoll dick und ungefähr funfzehn Zoll im Durchschnitte. Ihre Trinkgefäße waren aus einer Art von Kürbissen gemacht, deren Schale hart, holzig und dunkelgrün ist. — In diesem Stücke findet man bei ihnen nicht mehr, als was man bei den obbemeldten Nationen gefunden hat; der Vorzug aber, den sie vor andern hatten, bestand darin, daß sie es verstanden, diese Schalen inwendig mit einer wohlriechenden mineralischen Erde von verschiedenen Farben zu übersirnissen. Gegenwärtig pflegt man auch sie zu versilbern oder zu vergolden. Auch in Ansehung der Mobilien zeigten die Wohlhabendern mehr Geschmack, als man bei den obgenannten Völkern findet. Ihre Stühle verdienten eben nicht angemerkt zu werden; sie waren nur niedrige Sessel von Holz oder einer Art von Rohr. Ihre Betten aber zeugten von vielem Kunstfleiße. Sie bestanden aus einer oder zwei Schilfdecken, wozu bei den Reichen noch feine Decken von Palmenfäden und Betttücher von Baumwolle kamen, und bei den Vornehmen mit Federn durchwebte Leinwand. Der gemeine Mann deckte sich bloß mit seinem Mantel zu, die Vornehmen hingegen mit ausgenähten Decken und Federn. Beim Essen breiteten sie eine Decke auf dem Fußboden aus. Sie hatten Servietten, große und kleine Schüsseln, irdene Töpfe, Krüge und andere Gefäße von feinem Thon, aber, so viel man weiß, weder Messer noch Gabeln *).

---

*) Clavigero's Geschichte von Mexiko. Thl. 1. Buch 7. Abschn. 68.

Die wilden Völker, die entweder gar keine oder nur wenige Vorzüge vor dem Thiere hatten, haben ihre Finger, als das Werkzeug, welches die Natur ihnen geschenkt hatte, gebraucht, um die Speisen zu zerreißen und sie zum Munde zu führen. Erst durch eine zunehmende Kultur der Lebensart und Sitten konnte es geschehen, daß man dieses für ekelhaft hielt und Geräthschaften erfand, vermittelst welcher man sowohl die Speisen zerschneiden als zum Munde führen konnte, ohne sie unmittelbar mit den Fingern zu berühren. Obgleich man aber jetzt diese Geräthschaften kennet, so gibt es doch noch verschiedene Völker, welche, obgleich man ihnen Kultur der Sitten nicht absprechen kann, doch die Gewohnheit der Alten nicht ablegen können, sondern noch, wie unter andern die Türken und Araber, lieber ihre Finger, als Messer und Gabeln, brauchen.

Ich habe gezeigt, daß die Mexikaner, was ihre Betten betrifft, einen Kunstfleiß angewandt haben, den man bei andern Amerikanern nicht findet; bei den Sumatranern aber findet man sowohl Kunstfleiß als einen noch bessern Geschmack in diesem Stücke. Ihr Bett ist gemeiniglich eine feine Matte, mit Kissen und einer Art von Himmel mit Vorhängen von verschiedenen gefärbten Zeugen versehen, die über den Kopf herabhängen. Auch ihre Speisen werden nicht, wie bei den Mexikanern, auf dem Fußboden angerichtet. Sie haben eine Art großer hölzerner Teller mit einem Fuße, um welche drei bis vier Personen sitzen können. Da sie auf dem Fußboden sitzen, brauchen sie weder Stühle noch Bänke. Sie sitzen nicht mit kreuzweise über einander gelegten Füßen, wie die Einwohner der Türkei, sondern entweder auf den Fersen, oder auf der linken Seite, wobei sie auf der linken Hand ruhen und die Schenkel und Füße nach der rechten Seite einziehen. Sie haben dabei die rechte Hand frei, mit welcher sie jederzeit essen, ohne die linke zu gebrauchen. Sie kennen weder Messer noch Löffel, noch was dem ähnlich

wäre, sondern nehmen den Reiß und andere Speisen zwischen den Daumen und die Finger und werfen sie vermittelst des Daumens sehr geschickt in den Mund. Während des Essens pflegen sie ihre Hände häufig in Wasser zu tauchen.*)

Solchergestalt gingen die Menschen in Ansehung ihres Hausrathes und ihrer Mobilien mit langsamen Schritten vorwärts von dem durchaus Nothwendigen zu dem Bequemern, von Kürbis= und Kokosschalen, und, wo man diese nicht hatte, von zusammen gebundener Baumrinde zu hölzernen und irdenen Schalen und Schüsseln, von Beuteln von zusammen gebundenen Blätterfäden zu Säcken von geflochtenem Mattenwerk. So saß man lange auf der Erde und aß auf der Erde, ehe man Bänke und Tische machen lernte; und die Gewohnheit, auf der Erde zu sitzen, machte sogar für viele diesen Sitz bequemer, nachdem sie von andern die Kunst, Bänke und Stühle zu verfertigen, hatten lernen können. So lag man lange auf der Erde, höchstens mit etwas Stroh unter sich, ehe man die Kunst erfand, Matten zu verfertigen, worauf man liegen, und Betttücher, die man über die Matten ausbreiten konnte; und lange schlief man auf dem Arme und auf dem Ellenbogen, sogar auf Holzblöcken, ehe man Kopfkissen erfand. Es scheint sogar, daß die rohen Menschen es gezwungen gefunden haben, in einem ordentlichen Bette zu schlafen. Die Morlacken kennen sehr wohl unsre Betten; denn es giebt unter ihnen einige wenige Reiche, die ein Bett, oder eine von Brettern auf eine sehr ungekünstelte Art zusammengesetzte Bettstelle besitzen; die meisten liegen aber doch auf dem bloßen Boden, worüber sie nur eine Decke, in welche sie sich ganz und gar einwickeln, ausbreiten und höchstens ein wenig Stroh darunter legen.**)

*) Natürliche und bürgerliche Beschreibung der Insel Sumatra, von Marsden. S. 78. ff.

**) Alberto Fortis Reise in Dalmatien. Th. 1. Zweites Sendschreiben. §. XIII.

So sind Bedürfniß und Nothwendigkeit die ersten Lehrmeister der Menschen im Kunstfleiße gewesen; die Verstandeskultur hat aber allmählig die Kunstkultur zu einem höhern Grade von Vollkommenheit gebracht, bis endlich Verweichlichung der Sitten, Wohlleben und Ueppigkeit sie zu dem hohen Grade von Vollkommenheit brachten, die sie in unsern Tagen erreicht hat.

Kap. 2.

Kunstfleiß der Männer in ihren häuslichen Verrichtungen.

Nachdem ich den Leser mit dem Hausgeräth und den Mobilien der wilden und rohen Menschen bekannt gemacht habe, will ich von dem Kunstfleiße reden, den sie in der Bearbeitung dieser Sachen zeigen. Lange muß es gewährt haben, ehe die Menschen die Metalle kennen und sie zum häuslichen Gebrauche anwenden lernten. Ihre erste Arbeit ist daher in Holz gewesen. Das Holz war auch den armseligen Werkzeugen, womit sie ihr Hausgeräth bearbeiten mußten, am besten angemessen. Als die Menschen Eisen erhielten und es zu Werkzeugen brauchen lernten, fing das Erfindungsvermögen an verschiedenen Orten an eine größere Entwickelung und der Kunstfleiß einen kleinen Zuwachs zu gewinnen.

So findet man es unter den Einwohnern vom Nutkasund. Ihr Hausrath besteht hauptsächlich in einer Menge Kisten und Kasten von allerlei Größe, welche an den Wänden der Wohnung über einander stehen und worin sie ihren Vorrath von Kleidern, Pelzwerk, Masken und alles, was in ihren Augen einigen Werth hat, aufbewah-

ren. Von diesen Kasten sind einige gleichsam doppelt, so daß einer dem andern zum Einsatz dient. Andere haben einen brettern̄en Deckel, der mit Riemen angeschlagen wird. In den größten ist oben nur ein großes, viereckiges Loch ausgeschnitten, durch welches man die Sachen hinein legt und wieder heraus nimmt. Diese Kasten sind schwarz bemalt und mit den Zähnen von allerlei Thieren besetzt, oder mit Gestalten von Thieren und Vögeln verziert. Hiernächst findet man in ihren Wohnungen viereckige oder längliche Wassereimer, runde hölzerne Schalen und Schüsseln, kleine flache, hölzerne, zwei Schuh lange Tröge, aus welchen sie essen, wie auch geflochtene Körbe und Beutel von Mattenarbeit.

Was dieses Volk besonders auszeichnet und eine gute Anlage zur Kunstkultur bei ihnen verräth, ist das eigene Wohlgefallen, das sie bei allem, was sie von Holz verfertigen, an geschnitzten Verzierungen haben. Ueberall muß eine Art Laubwerk geschnitzt, oder die Figur eines Thieres abgebildet werden; am häufigsten aber sieht man Vorstellungen des menschlichen Gesichts, die sie auf geschnitzten Vögeln und auf ihren Waffen von Stein oder Knochen anbringen. Die Zeichnung dieser Abbildungen ist zwar so beschaffen, daß man das Urbild leicht daran erkennt; übrigens nimmt man aber keine Geschicklichkeit des Künstlers daran wahr; man sieht aber doch, daß sie Genie für die Kunst haben, wenn ihr Verstand mehr ausgebildet würde. Man sieht den Kunstfleiß und den Kunstgeschmack in seiner Kindheit, wie auch die nicht unbeträchtlichen Fortschritte, welches dieses Volk im Kunstfleiße vor den Völkern gemacht hat, die ich im vorigen Capitel erwähnt habe.

Hauptsächlich zeigen sie ihren Kunstfleiß in der Verfertigung der Masken und Menschenköpfe, in welchen das Charakteristische in ihren Nationalzügen genau beobachtet wird, und deren kleinste Theile sogar das richtigste Ebenmaß und einige Zierlichkeit in der Ausführung haben. Außerdem fanden die Engländer bei ihnen eine große

Menge ganzer Menschenfiguren im Kleinen, Abbildungen von Vögeln, Fischen und Seethieren, nebst Modellen ihres Hausgeräthes und ihrer Kanots, welches hinlänglich das eigene Wohlgefallen zeigt, das sie an dieser Art von Arbeit haben. Sie haben auch große Lust zum Malen. Auf ihren Mützen bilden sie zuweilen ihren ganzen Wallfischfang ab. So roh und unvollkommen auch diese Abbildungen sind, so dienen sie doch, nach Cook's Meinung, zum Beweise, daß man hier, ohne das Mindeste von Schriftzügen zu wissen, dennoch das Andenken gewisser Handlungen auf eine dauerhafte Art aufbewahren könne, das vielleicht noch überdies in Sagen und Gesängen erhalten wird.*)

Wahrscheinlich sind diese rohen Menschen nicht allein durch ihre natürlichen Anlagen, sondern auch dadurch, daß sie eiserne Werkzeuge besitzen, in der Kunstkultur und der Bearbeitung ihrer hölzernen Geräthschaften so weit gekommen, und so viel die Engländer erfahren konnten, bedienten sie sich keiner andern Werkzeuge. Doch sahen sie auch bei ihnen noch einen einzigen knöchernen Meissel, woraus man schließen muß, daß ihre Instrumente ursprünglich von einer andern Substanz gewesen sein müssen. Doch findet man bei ihnen keine andern eiserne Werkzeuge, als Meissel und Messer. Der Meissel ist ein langes, plattes Stück Eisen, das in einen hölzernen Griff gefaßt ist, und welches sie mit einem Steine, statt eines Hammers, schlagen. Ein Stück Fischhaut dient ihnen zum Poliren des Geschnitzten. Die Messer sind von verschiedener Größe und einige sehr groß. Die Klingen sind krumm, fast wie bei unsern Gartenmessern; allein die Schneide ist auf dem äußern Bogen. Cook sagt, daß ihre ungewöhnliche Gestalt es hinlänglich beweise, daß sie nicht von europäischer Arbeit seien. Nach seiner Mei-

---

*) Cook's dritte Entdeckungsreise, von Georg Forster. B. 2. S. 63 u. 72 ff.

nung sind sie vielleicht Nachbildungen ihrer eigenen ursprünglichen Werkzeuge, welche sie ehedem brauchten, ehe sie das Eisen kannten. *)

Unter den Einwohnern von Prinz Wilhelms Sund, der ebenfalls auf der nordwestlichen Küste von Amerika liegt, findet man auch einen Kunstfleiß, an welchem sie, in Absicht ihrer geschmackvollen und zierlichen Arbeit die vorhin erwähnten Völker übertreffen. Hier machen sie sich kleine Beutel von eben den Darmhäuten, wovon ihre Oberröcke, die ich im vorigen Abschnitte erwähnt habe, gemacht werden. Diese Beutel schmücken sie mit ganz kleinen rothen Federn, und bedienen sich derselben, um ganz feine Sachen und Knäuel von feinen, ebenfalls aus Sehnen geflochtenen Schnüren darin aufzubewahren. Sie machen auch eine Menge bunter Körbe, die so dicht geflochten sind, daß sie Wasser halten. — Die europäischen Korbmacher haben es wohl in dieser Kunst nicht so weit gebracht. Die Nothwendigkeit aber muß diese Indianer so weit gebracht haben, da sie nicht, wie die Bewohner der heißen Erdstriche, Kürbis- und Kokosschalen haben; sie haben daher, durch Bedürfniß angetrieben, Körbe machen gelernt, die so dicht waren, daß sie Wasser hielten.

Man findet auch bei ihnen eine große Menge kleiner, vier bis fünf Zoll langer, entweder von Holz verfertigter, oder ausgestopfter Bilder, die mit einem Stückchen Pelzwerk bekleidet und mit Haaren auf dem Kopfe versehen sind. Ob diese Puppen etwa nur Spielzeug für ihre Kinder sind, oder ob sie gar in Ehren gehalten werden, verstorbene Freunde vorstellen, oder zu abergläubischen Absichten dienen müssen, konnten die Engländer nicht mit Gewißheit bestimmen. — Sie machen auch eine Menge Instrumente, welche aus zwei oder drei concentrischen Reifen von Holz, einer innerhalb des andern, bestehen,

*) Cook a. St. S. 77 ff.

die an einem Stücke befestigt sind, das quer durchgeht und zur Handhabe dient. An diesem Reifen sind durch Zwirnsfäden eine Menge Meereicheln befestigt, womit man klappert und ein starkes Geräusch macht.

Das einzige Werkzeug, welches man bei ihnen fand, womit sie diese und andere dergleichen Sachen verfertigten, war eine steinerne Axt, welche beinahe so gestaltet war, wie die auf Otaheiti oder auf andern Inseln des Südmeeres. Außer diesen Aexten haben sie aber noch eine Menge eiserner Messer, die theils gerade, theils krumm sind. Endlich haben sie noch eine andere Art von Messern, die zuweilen fast zwei Fuß lang sind und die Gestalt eines Dolches haben. Diese tragen sie in ledernen Scheiden an einem Riemen um den Hals und unter ihren Kleidern; doch gebrauchen sie vermuthlich dieselben nicht als Werkzeuge, sondern nur als Waffen. Ihre Werkzeuge bestehen also nur in einer steinernen Axt und einem eisernen Messer; nichts desto weniger sind alle ihre Geräthschaften durchgehends so gut gemacht, als ob es ihnen an keiner Art der besten Werkzeuge fehlte. Vorzüglich, sagt Cook, können ihre geflochtenen Sehnen, ihre Nähterei und die Arbeit an ihren kleinen Beuteln mit den sauberstten Handarbeiten in Europa eine Vergleichung aushalten. Bedenkt man, fügt er hinzu, den in anderer Rücksicht rohen und ungesitteten Zustand dieses Volks, seine nördliche Lage in einem fast beständig mit Schnee bedeckten Lande, ferner die elenden Materialien und Hülfsmittel desselben, so muß man in der That gestehen, daß es an Geschicklichkeit und Erfindung in seinen Handarbeiten allen andern Nationen wenigstens gleich gestellt werden könne.*)

Zwar ist es möglich, daß Cook, durch den unerwarteten Anblick so vielen Kunstfleißes unter einem so rauhen Himmel in Verwunderung gesetzt, den Ruhm dieses

*) Cook a. St. S. 121 f.

[illegible] bei; aber nichts desto weniger hat man Ursache, zu glauben, daß sie es im Kunstfleiße weiter gebracht haben, als man von einem Volke mit so schlechten Werkzeugen erwarten sollte. Die Geschichte lehrt uns, daß man, was die Holzarbeit betrifft, sowohl Erfindungsgeist, als auch eine gewisse Art oder einen gewissen Grad von Kunstkultur unter den kalten sowohl, als warmen Himmelsstrichen findet. Dies findet man auf den kalten norwegischen Gebirgen, wie auch in dem noch kältern Grönland. Allein geschmackvolle und vollkommene Arbeiten der Art kommen doch gemeiniglich von den sanften Zonen, in welchen die Fantasie gewöhnlich lebhafter und das Gefühl des Schönen feiner ist, wo der Erfindungsgeist leichter geweckt und schneller zu einem gewissen Grade von Vollkommenheit gebracht wird, welches ich am Schlusse dieses Capitels zeigen werde.

Den nämlichen Kunstfleiß, den man bei den Bewohnern von Prinz Wilhelms Sund fand, findet man auch auf den Königin-Charlotten-Inseln, die ebenfalls auf der nordwestlichen Küste von Amerika liegen. Die Bewohner dieser Inseln scheinen sogar es etwas weiter, als die andern, gebracht zu haben. Sie haben nicht allein ihre Masken und verschiedene Arten von Mützen, die alle mit verschiedenen Dingen, z. B. mit vierfüßigen Thieren, Vögeln, Fischen und zuweilen mit Menschengesichtern bemalt sind; sie haben auch dergleichen Dinge in Holz ausgeschnitten, von welchen einige nicht schlecht ausgearbeitet sind; und diese Kunstsachen, auf welche sie vielen Werth zu setzen scheinen, sind in nette, viereckige Kisten eingepackt. Aber das Erfindungsvermögen dieser Indianer zeigt sich nicht allein in ihrer geschnitzten Arbeit und in ihren Gemälden, welches sie mit andern Indianern unter diesen Himmelsstrichen gemein haben; sondern sie zeichnen sich sogar von ihnen durch ihre Decken aus, welche sie von verschiedenen Farben machen. Diese sind nicht gewebt, sondern scheinen ganz mit der Hand gewirkt zu

fein und sind sehr schön. Sie sind sehr geschätzt und werden nur bei außerordentlichen Gelegenheiten getragen.*)

In den Gegenden von Nordamerika, die Carver bereist hat, verfertigen die Indianer nicht allein ihre Schüsseln und Schalen, worein sie ihre Speisen thun, und ihre hölzernen Löffel, die sehr gut ausgearbeitet sind; sondern sie verstehen auch, in Thon zu arbeiten. Bei den Nadowessiern, einem großen Stamme dieser Indianer, fand Carver, daß sie, ungeachtet ihre Geräthschaften, womit sie etwas verfertigen, überaus schlecht sind, die Töpfe, worin sie ihre Speisen kochen, aus einer gewissen Thonart machen, die so hart ist, daß weder Feuer noch Eisen darauf wirken kann.**) Diese haben also in Ansehung des Kunstfleißes vieles vor denjenigen voraus, die ich im Vorigen erwähnt habe, die ihre Speisen entweder in Körben durch Hineinwerfen heiß gemachter Steine kochen, oder in Kokosschalen, die in gehöriger Entfernung von dem Feuer gesetzt werden.

Die nordamerikanischen Indianer müssen auch in frühern Zeiten die Kunst verstanden haben, in Thon zu arbeiten, wovon man hie und da noch einige seltne Ueberbleibsel antrifft, die, in Betracht des Mangels und der Unvollkommenheit ihrer Werkzeuge, große Geduld und oft nicht gemeine Erfindungskraft verrathen. Schöpf sah eine Tobackspfeife von einer schwärzlichen und weichen Steinart. An dem Kopfe war ein etwa sechs Zoll langes Rohr und Mundstück, mit jenem aus dem Ganzen, aber gekrümmt gearbeitet. Es waren zwar keine Zierathen daran angebracht; die Arbeit hatte aber doch etwas Nettes, und das Ausbohren des gekrümmten Rohrs muß dem Verfertiger nicht wenig Zeit und Geschicklichkeit gekostet

*) Geschichte der Reisen, die seit Cook unternommen worden sind, von Georg Forster. Th. 2. S. 166.

**) Carver's Reisen durch die innern Gegenden von Nord-Amerika. Cap. 2. S. 201.

haben. Es findet man auch bei ihnen kleine Figuren, Schüsseln und andere Geräthschaften aus der nämlichen Materie, welche, wenn auch nicht geschmackvoll, doch immer mühsam geformt sind. Gegenwärtig geben sich die Indianer nicht mehr mit der Verfertigung dieser Sachen ab, da sie alle ihre kleinen Bedürfnisse von Europäern erhandeln, so ist dieser Zweig des Kunstfleißes gänzlich unter ihnen erloschen. *) Sie haben auch eine so genannte Friedenspfeife, welche bei ihnen das nämliche bedeutet, als die weiße Fahne in Europa. Demjenigen, der die Friedenspfeife trägt, widerfährt niemals eine Beleidigung. Diese Pfeife ist ungefähr vier Fuß lang. Der Kopf ist von rothem Marmor und das Rohr von einem leichten Holze, das mit Figuren von verschiedenen Farben schön bemalt und mit Federn von den schönsten Vögeln geziert ist. **)

So findet man unter den kalten Himmelsstrichen von Amerika sowohl unter den rohen als wilden Völkerschaften nicht nur eine gute Anlage zur Kunstkultur, sondern auch ziemliche Fortschritte im Kunstfleiße, was Mattenwerk und Arbeit in Holz und Thon betrifft, außer einem Anfange der Maler- und Bildhauerkunst, und das mit so elenden Werkzeugen, womit unsre geschicktesten Künstler vielleicht kaum das leisten könnten, was jene thun.

Gleiche Anlage zur Kunstkultur und eben so gute Fortschritte im Kunstfleiße findet man unter den sanften Himmelsstrichen Australiens, obgleich die Bewohner derselben kein besseres Werkzeug als jene haben. Die Einwohner der Schifferinseln sind im Besitz von einigen Künsten, die sie wirklich mit Glück üben. Ihren Häusern wissen sie eine geschmackvolle Einrichtung zu geben, und verwerfen daher nicht ohne Grund das eiserne Geräth der

---

*) Reise durch einige der mittlern und südlichen vereinigten nordamerikanischen Staaten, von Schöpf. Th. 1. S. 435. ff.

**) Carver a. St. Cap. 10.

Europäer; indessen sie mit Beilen, die aus einem sehr feinen und dichten Basalt gemacht und den Hohlmeißeln unserer Zimmerleute ähnlich sind, ihrer Arbeit die vollkommenste Gestalt geben. Man fand auch bei ihnen große hölzerne Platten, drei Fuß breit, aus einem einzigen Stück, welche so gut polirt waren, daß sie mit dem feinsten Firniß überzogen schienen. Solche Arbeit muß ihnen viel Zeit kosten, da die gehörigen Werkzeuge ihnen fehlen. Aber um die Zeit bekümmern sie sich nicht, da die Natur sie ohne Arbeit mit allem, was sie bedürfen, reichlich versieht. Sie verfertigen die feinsten Matten und einige Zeuge von einer gewissen Pflanze. Bei einigen, die ihre Oberhäupter zu sein schienen, fand man ein Stück Leinwand, welches sie gleich einer Schürze umhüllte, da die übrigen nur einen Gürtel von Seegras trugen. Diese Leinwand war aus einem Faden verfertigt, welchen sie sich wahrscheinlich, nach der Vermuthung La Perouse's, aus einer Pflanze, wie die Nessel oder die Flachspflanze, verschafft hatten. Diese Leinwand wird ohne Schiffspuhle verfertigt, und die Fäden sind durch einander, wie auf den Matten, gezogen. Sie ist eben so geschmeidig und dicht, wie die unsrige, und ist sehr geschickt zu Segeln auf ihren Piroguen. Sie scheint sogar vor derjenigen, welche die Bewohner der Gesellschafts- und Freundschaftsinseln ebenfalls verfertigen, viele Vorzüge zu haben; man setzt aber doch keinen hohen Werth darauf und braucht sie nur sehr wenig. Die Frauenzimmer geben auch den feinen Matten, von denen oben die Rede gewesen ist, den Vorzug.*)

Die Sandwichsinsulaner haben es in Kunstsachen noch weiter, als die Bewohner der Schifferinseln, gebracht. Ihre Handarbeiten haben einen ungewöhnlichen Grad von Zierlichkeit, und verrathen einen sinnreichen Kopf. Von der Bearbeitung ihrer Zeuge werde ich Ge-

*) La Perouse's Reise um die Welt. Th. 2. in Magazin von merkwürdigen neuen Reisebeschreibungen. Th. 17.

legenheit bekommen, im folgenden Capitel zu reden. Hier rede ich nur von dem Kunstfleiße der Männer in der Bearbeitung ihres Hausgeräthes. Die Kürbisse werden auf diesen Inseln ungewöhnlich groß, und schaffen ihnen vielen Nutzen. Um sie aber zu allerlei Absichten im Hauswesen geschickter zu machen, gibt man ihnen dadurch verschiedene Formen, daß man ihnen, während ihres Wachsthums, Binden umlegt. So werden einige auf diese Art lang und walzenförmig, und diese braucht man zur Aufbewahrung der Fischgeräthschaften. Andere sind wie Schüsseln geformt, und man bewahret dann entweder Salz oder Pökelfleisch darin, oder richtet Pflanzenspeisen darauf an. Diese beiden Arten sind zugleich mit einem dicht anpassenden, ebenfalls aus einem Kürbis verfertigten Deckel versehen. Noch andere sind wie Flaschen mit einem langen Halse gebildet, und dienen zu Wasserkrügen. Mit einem heiß gemachten Instrumente zeichnet man allerlei saubere, zierliche Figuren darauf, so daß sie wie bemalt aussehen.

Allein der Vortheil, welchen ihnen die Natur durch Kürbisse gewährt, macht sie eben so wenig träge, als ihre Erfindsamkeit unthätig. Sie verfertigen außerdem hölzerne Schalen und verzieren solche mit vielerlei Schnitzwerk, welches, der Beschreibung nach, billig Verwunderung erregen muß. Besonders sind die Schalen künstlich gemacht, aus denen die Vornehmen ihren Ava trinken. Diese Schalen sind vollkommen rund, haben acht bis zehn Zoll im Durchmesser und sind vortrefflich geglättet. Gemeiniglich befinden sich, anstatt eines Fußgestells, drei, zuweilen auch vier menschliche Figuren in verschiedenen Stellungen darunter. Einige von diesen Schalen ruhen auf den Armen der Figuren, welche diese über den Kopf geschlagen haben; andere zugleich auf dem Kopfe und den Händen, und noch andere auf den Schultern. Diese Figuren sollen, wie man versichert, mit dem vollkommensten Ebenmaß sehr sauber und sorgfältig gearbeitet und

sogar die Anstrengung der Muskeln bei der Unterstützung der Last gut ausgedrückt sein.*)

Diese Insulaner verstehen auch die Kunst, ihr Hausgeräth gewissermaßen zu lackiren, und vermittelst eines zähen, klebrigen Stoffes zusammen zu leimen. Ihre hölzernen Schüsseln und Schalen sind so eben und gleichförmig gemacht, als wenn sie auf der Scheibe gedreht wären, ja ihre Politur soll noch vorzüglicher als bei unsern gedrechselten Waaren sein. Steine schleifen sie, indem sie solche im Wasser mit Bimsstein beständig reiben. — Dieser Grad von Kunstfleiß ist so viel mehr zu bewundern, wenn man ihre Werkzeuge kennt, welche denen der andern Südseeinsulaner ähnlich sind, und in einem Beil bestehen, aus einem schwärzlichen oder gelblichgrauen Stein, und in einem Haifischzahn, welchen sie statt eines Messers oder auch zum Schnitzen gebrauchen. Dieser Zahn ist entweder in dem vordern Theil einer Hundskinnlade, oder in einen eben so gestalteten hölzernen Griff eingelassen, an dessen anderm Ende sich ein kleines Loch befindet, worin eine Schnur befestigt ist.**) Unsere Handwerker würden es kaum für möglich halten, mit solchen elenden Werkzeugen so schöne Arbeit hervorbringen zu können. Dies zeugt aber von ihrem Scharfsinne, ihrem Kunstfleiße, ihrer Geduld und Erfindsamkeit. Man kann sich leicht vorstellen, welche Meister in der Kunst diese werden könnten, wenn sie von unserer Kunsttheorie geleitet und mit unserm mannigfaltigen Handwerkszeuge versehen würden.

Noch will ich, bevor ich diejenigen erwähne, die in Metall arbeiten, die Einwohner der Pelew-Inseln anführen, um den Kunstfleiß dieser Insulaner zu zeigen, wie auch, wie sinnreich sie alles, was die Natur ihnen

*) Cook's dritte Entdeckungsreise, von Georg Forster. B. 3. S. 443 u. 446.

**) Cook a. St. S. 437 ff.

auf ihren Inseln darbietet, zu ihrem Vortheile anzuwenden wissen. — Zum Hausgeräthe bedienen sie sich kleiner Körbe, sehr sauber aus Streifen von Palmblättern geflochten, und hölzerner Kästchen mit Deckeln, niedlich geschnitzt und mit Muschelschalen belegt. Niemand geht ohne ein Körbchen oder ein Kästchen aus, welches gewöhnlich einen Kamm, ein Messer, ein wenig Bindfaden und etwas Betel enthält, der eine Art Pfeffer ist, dessen Blätter von den Indianern gekauet werden. Die besten Messer werden von einem Stücke breiter Perlmutter gemacht, dünn geschliffen und die äußere Seite ein wenig polirt. Ihre Kämme sind von Pomeranzenholz gemacht, und die Zähne aus dem Ganzen geschnitten. Ihre Angeln sind von Schildkrötenschale, und Bindfaden, Stricke und Fischernetze sehr geschickt von den Fasern der Kokosnuß gemacht. Von Pisangblättern verfertigen sie Matten, die sie zu Betten gebrauchen. Dasselbe Blatt dient ihnen auch bei den Mahlzeiten statt eines Tellers, und die Kokosnußschale vertritt die Stelle des Trinkgeschirres. Auch haben sie eine Art irdener Gefäße von einer röthlichbraunen Farbe, worin sie kochen. Ein Bund von Kokosfasern dient ihnen zum Besen, und dicke Bambusröhre, von fünf bis sechs Zoll im Durchmesser, zu Wassereimern. Auch verstehen sie die Kunst, von Schildkrötenschalen, die hier vorzüglich schön sind, Teller zu machen.*)

So kann Bedürfniß den Menschen erfindsam machen, und den Kunstfleiß wecken. Wenn er einmal geweckt ist, so geht er im Verhältnisse zu dem Grade von Verstand und Scharfsinn, womit ein Volk von Natur begabt ist, wie auch im Verhältnisse zu den Materialien, welche die Natur demselben geschenkt hat, oder den Geräthschaften, welche es zur Verarbeitung dieser Materialien hat, von selbst immer weiter. — Obbemeldte Völker kannten noch

---

*) Geschichte des Prinzen Li-Bu, eines Eingebornen der Pelew-Inseln. S. 51 ff.

nicht die Metalle, einige Wenige ausgenommen, die allmählig das Eisen kennen und es zu Beilen und Messern anzuwenden gelernt hatten. Im Anfange waren ihre Materialien Muscheln, Schildkrötenschalen, Thon, Thierknochen, Holz und andere Erdprodukte, und ihr Werkzeug bestand nur aus Beilen und Messern von Stein oder Zähnen der Seethiere, und Hämmern, welche man ebenfalls aus Stein machte, oder sie brauchte, wie sie waren, ohne sich weiter um ihre Gestalt zu bekümmern. Vermittelst dieser Geräthschaften verschaffte man sich das nothwendige Hausgeräth, und verarbeitete die Materialien, welche die Natur darbot; man brachte sie sogar in verschiedenen Gegenden, besonders in den wärmern, wo die intellectuellen Anlagen leichter und schneller entwickelt werden, zu einem gewissen Grad von Vollkommenheit. Nachdem die Menschen aber die Metalle gefunden und zu behandeln gelernt hatten, gewann die Kunstkultur und der Kunstgeschmack allmählig einen merklichen Zuwachs.

In Südamerika findet man, daß die Peruaner die Metalle gekannt und die Kunst, sie einzuschmelzen und zu vermischen verstanden haben, ehe die Europäer zu ihnen kamen. Hingegen haben sie, seit ihrer Bekanntschaft mit ihnen die Kunstarbeit der Alten ganz vergessen; vermuthlich, weil sie jetzt von den Europäern erhalten können, was sie nöthig haben. Die Antiken, die man noch bei ihnen findet, zeigen ihre Kunstarbeit in Metall. Unter verschiedenen andern Antiken findet man bei ihnen kupferne Aexte, die auf einer Seite eine Schärfe, auf der andern eine Spitze und in der Mitte ein Loch haben, worin der Griff sitzt. Diese Aexte scheinen, wie ein Scepter, das Sinnbild sowohl der Gewalt als der Ausübung der Gerechtigkeit gewesen zu sein. Man findet ebenfalls bei ihnen verschiedene kleine Figuren. Einige von ihnen sind massiv, andere hohl gegossen und außerordentlich dünn und klein. Diese sind von Gold, Silber, Stein und gebranntem Thon gemacht. Die Peruaner

brauchen sie als Amulete. Sie machten auch eine Art Zangen, welche sie brauchten, um die Haare aus dem Gesichte auszureißen. Unter den Ueberbleibseln ihrer Alterthümer findet man auch kleine silberne Wageschalen. Nach ihrer Größe zu urtheilen, können sie zu keinem andern Zwecke gebraucht worden sein, als Gold- und Silbersachen zu wägen, da sie zu größern Dingen zu klein sind. Die Wageschalen, deren die heutigen Peruaner sich bedienen, bestehen aus zwei flachen Kürbisschalen, die vermittelst einiger Schnüre an einem Stock befestigt sind, aber keine Zunge haben, und ihr Gewicht sind Steine. Doch brauchen sie diese Wageschalen nicht zu allen Dingen. Viele Sachen verkaufen sie nach dem Augenschein. — So wie die alten Peruaner in Gold, Silber und Kupfer zu arbeiten wußten, so verstanden sie auch die Kunst, thönerne Waaren zu verfertigen. Man findet in ihren Gräbern einige Gefäße von gebranntem Thon, welche mit den alten ägyptischen, griechischen und römischen viel Aehnlichkeit haben, und der Thon, woraus sie gemacht sind, ist sehr gut gebrannt.*) Es ist zu vermuthen, daß diese Kunstarbeit, sowohl in Metallen, als in Thon, ein Ueberbleibsel von den Zeiten der Ynkas sei, die selbige mitgebracht und diesen Kunstfleiß unter diesem Volke eingeführt haben. Allein seit Peru von den Europäern erobert wurde, haben die Eingebornen viel von ihrer ehemaligen Kunstkultur verloren.

Unter den Negern im französischen Afrika, obgleich sie füglich unter die rohen Völker gerechnet werden können, findet man doch nicht nur eine gute natürliche Anlage zu Künsten, sondern auch einige Kunstkultur und Fortschritte in metallenen Arbeiten. Man findet unter ihnen nicht allein Weber und Töpfer, sondern auch Schar- und Goldschmiede, welche goldene und silberne Ketten, Ohrgehänge

*) De Ulloa's physikalische und historische Nachrichten vom südlichen und nordöstlichen Amerika. Th. 2. Abschn. 21.

ge, Kreuze und andern Weiberschmuck verfertigen. Ihre Schmiede sind zugleich Klein- und Grobschmiede, Schwertfeger, Kesselmacher, mit einem Worte, sie vereinigen in sich alle Handwerker, die Hammer und Amboß brauchen. Gewöhnlich ist ihre Arbeit von einer sehr rohen Art; man findet aber auch dann und wann Werke unter ihnen, z. B. Armbänder, Ringe und Halsbänder, die ziemlich gut gearbeitet sind, welches zeigt, daß sie recht gute Arbeiter werden würden, wenn sie weniger träge wären und gute Anweisung hätten.*)

Die Kaffern sind ein eben so rohes Volk, als die obgenannten Neger, sie scheinen sie aber doch in Kunstkultur zu übertreffen. Ob sie gleich kein Eisen schmelzen können, so verstehen sie doch das gediegene sehr geschickt zu schmieden. Jeder ist sein eigener Schmied. Ein Stein dient zum Hammer, ein anderer zum Amboß und mit diesen Geräthschaften verfertigen sie Speere, Ketten und metallene Korallen, welche man, dem Berichte Barrow's zufolge, in Birmingham nicht vollkommner liefert. Die Schäfte ihrer Speere sind gleichfalls sehr nett gearbeitet. Viele ihrer metallenen Zierathen zum Kopfputz zeigen viel Geschmack. Aber nicht allein in Metallarbeit zeigen sie einen mehr als gewöhnlichen Kunstfleiß; ihre Kleidung verräth gleichfalls Erfindungsgeist. Man befestigt die Kalbfelle, die man dazu benutzt, mit hölzernen Pflöcken in die Erde, spannt sie so weit, als möglich, aus, und reinigt sie von allem Fleisch. So bald sie hinlänglich getrocknet sind, werden sie mit Steinen geklopft, bis sie geschmeidig werden. Darauf wird die innere Seite mit scharfen Steinen gekrätzt und mit rothem Ocher beschmiert, bis sie so haarig wie Tuch wird. Man schneidet darauf die Felle zu und nähet sie, gerade wie europäische Schuster, zusammen. Ihre Pfrieme ist ein Stück

---

*) Neue Geschichte des französischen Afrika, von Abbé Demanet. B. 2. S. 37.

schärfes Eisen, und der Zwirn besteht aus den Sehnen mehrerer Thiere; doch zieht man hierbei die Sehnen wilder Thiere vor, welche länger halten.

Hieraus sieht man, daß dieses rohe Volk nicht allein viele Anlage zur Kunstkultur, sondern auch in seinem Kunstfleiße verschiedene gute Fortschritte gemacht hat, der schlechten Geräthschaften ungeachtet, welche es zur Verfertigung seiner Arbeit hat. Mit ihrem Erfindungsgeiste müßten sie, wenn sie nur eine kleine Anweisung und besseres Werkzeug hätten, es viel weiter bringen können, aber selbst in diesem Falle würde ihre Lebensart ihnen an der Erreichung eines gewissen Grades von Vollkommenheit sehr hinderlich sein. Die Kaffern scheinen mehr Neigung zum Schäferleben, als zum Ackerbaue zu haben, ein Umstand, welcher ihre Kultur verzögern wird. Der Ackersmann findet doch Zeit zu sitzen und nachzudenken; der Hirt hingegen muß immer herumstreifen, um Futter für sein Vieh zu suchen. Die Jagd füllt den größten Theil ihrer überflüssigen Zeit aus und die Jagdbeute wird beständig zu ihrem Schmucke gebraucht. Die Zähne des Elephanten versehen sie mit Armringen. Die Haut des Leoparden benutzen sie zur Besetzung der Mäntel, und das Fell der Tigerkatzen brauchen die Weiber zum Schnupftuche. *)

So wie die Kaffern im Kunstfleiß die Neger übertreffen, so übertreffen die Madegassen wieder die Kaffern. Diese verstehen nicht das gediegene Eisen zu schmelzen, aber das können die Madegassen. Sie verfertigen eiserne und stählerne Waaren. Sie machen Beile, Hämmer, Amboße, Zangen, Messer, Säbel, Barbiermesser und dergl. Sie haben Goldschmiede, die Armbänder, Ringe, Schnallen machen. Es giebt aber bei ihnen außer diesen noch verschiedene andere Handwerker. Sie haben Töpfer,

*) Barrow's Reisen durch die innern Gegenden des südlichen Afrika, von Sprengel. S. 206. ff.

Drechsler, die Schüsseln, hölzerne und hörnerne Löffel u. dergl. verfertigen. Ihre Zimmerleute sind sehr geschickt und bedienen sich des Hobels, des Lineals und des Zirkels. Ihre Seiler verfertigen ihre Seile aus Hanf und verschiedenen Baumrinden. Sie haben auch Weber; aber dies Geschäft scheint unter der Würde der Männer zu sein, und wird blos von Weibern betrieben. Ihre Manufacturwaaren bestehen in Decken und Zeugen zu Kleidungen, die aus Seide und Baumwolle gemacht werden. *)

Was die Bearbeitung der Metalle betrifft, so können die Einwohner von Bambuk den Madegassen an die Seite gesetzt werden. Ihre Handarbeiten schränken sich eigentlich auf die Schmiede- und Gerberhandthierungen ein. Im Schmiedehandwerk übertreffen sie sogar alle diejenigen, welche ich vorher erwähnt habe. Das Werkzeug des Schmieds besteht blos aus einem kleinen Ambos, zwei Hämmern, einer Zange und einem Blasebalg. Mit diesen Geräthschaften verarbeitet er das Eisen zu Ketten, Ringen, Spaten, Beilen, Nägeln, Spitzen ihrer Lanzen, Säbeln, Pferdegebissen und Sporen. Die Eisenschmiede sind zugleich Goldschmiede, und verfertigen Arm- und Ohrringe nebst den feinsten Filigrån-Arbeiten. Sie haben eine außerordentliche Geduld, und wissen mit denselben Instrumenten die gröbsten Eisenwaaren und die feinsten Goldarbeiten zu verfertigen. Kaum würden unsre besten Handwerker ihnen dies nachmachen können. Aber in einem Lande, wie Bambuk, wo Kleidung und Nahrung so wenig kostet, können sie auch auf ihre Arbeit längere Zeit verwenden, als in unsern kalten Ländern, wo die nothwendigsten Mittel zur Erhaltung des Lebens so mancherlei und kostbar sind. Hier ist die Frage nur, mit dem einen geschwind fertig zu werden, um mit dem andern anzufangen. — In Betreff ihrer Gerbereien haben sie auch beträchtliche Fortschritte gemacht. Sie berei-

*) Benjowsky's Begebenheiten und Reisen. B. 2. S. 255.

ten das Leder in einer fließenden Lauge, und färben es mit einheimischen Beeren roth, braun, schwarz und gelb. Sie verstehen, es so dünn und geschmeidig, wie Papier, zu machen, glätten dasselbe und verarbeiten es zu Sandalen, Stiefeln, Mützen und Sätteln, wobei sie kein anderes Werkzeug, als ein grobes Messer, brauchen.*) So ist die Kunstkultur von der gröbsten Arbeit in Holz zu der feinsten Arbeit in Gold und Silber, vom Absengen der Haare der Häute zu der schönsten Gerberarbeit, und zwar obendrein mit Hülfe des schlechtesten Handwerkzeuges, allmählig empor gestiegen.

Kap. 3.

Kunstfleiß der Weiber in ihren häuslichen Verrichtungen.

Unter vielen wilden und rohen Völkern werden die Weiber als wirkliche Lastthiere gebraucht. Sie müssen das Land bauen, den wilden Thieren die Haut abziehen, Holz und Muscheln einsammeln; mit einem Worte, sie müssen alles thun, was ihre faulen Männer nicht thun wollen, deren einzige Verrichtung in Jagd und Fischerei besteht, welches ich im ersten Bande gezeigt habe. Dies kann aber nicht zu dem Kunstfleiße der Weiber, von welchem in diesem Kapitel eigentlich die Rede ist, gerechnet werden. Hierzu gehören allein ihre häuslichen Verrichtungen, als spinnen, nähen, Kleider, Matten, Körbe und dgl. verfertigen.

*) Golberry's Beschreibung des Goldlandes Bambuk, von Sprengel. B. 7. S. 112.

Lange muß es gewährt haben, ehe man das Spinnen und Weben erfand. Auch giebt es noch viele Länder, wo diese Kunst ganz unbekannt ist, z. B. auf den Inseln im Südmeere. Der Erfindungsgeist des Menschen hat aber da eine Kunst erfunden, die ganz und gar den Mangel der andern ersetzt. Unter mehreren von diesen Inseln will ich hauptsächlich Otaheiti anführen. Man kann nicht lesen, auf welche Art sich diese Insulaner ihre Kleidung zubereiten, ohne ihren Erfindungsgeist sowohl, als ihren Kunstfleiß in hohem Grade zu bewundern. Das vornehmste Produkt ihrer Manufakturen ist der Zeug zu Kleidern, den sie verfertigen. — Dieser Zeug ist von dreierlei Art. Der feinste und weißeste Zeug wird aus dem Papier-Maulbeerbaume gemacht, von den Vornehmen hauptsächlich getragen und nimmt, wenn man ihn roth färbt, die Farbe am besten an. Eine zweite Art, die weder so fein, noch so weiß ist, wird aus dem Brodfruchtbaume verfertigt und größtentheils von gemeinen Leuten getragen. Eine dritte Gattung wird aus dem Baume verfertigt, der dem Feigenbaume ähnlich ist. Diese Art von Tuch ist grob und rauh und an Farbe dem dunkelbraunsten Papiere ähnlich. Obgleich aber dieses letztere weniger in die Augen fällt und sich nicht so sanft als jenes anfühlt, so ist es dennoch das schätzbarste, weil es das Wasser aushält, welches die zwei andern Gattungen nicht thun. Dieses Tuch, welches sowohl am seltensten, als am nützlichsten ist, wird gemeiniglich mit etwas Wohlriechendem zubereitet, und die Vornehmen tragen solches des Morgens früh, ehe sie den Staat anlegen.

Alle drei Gattungen von Tuch werden auf einerlei Art verfertigt. Wenn die Bäume die gehörige Größe erreicht haben, so zieht man sie aus dem Boden, nimmt ihnen alle ihre Zweige und hauet die Wurzeln und die Krone ab. Die Rinde dieser Stangen wird hierauf der Länge nach aufgeschlitzt und abgeschält und in fließendes Wasser gelegt, wobei man selbige durch schwere Steine

vor dem Wegschwimmen sichert. Wenn sie weich genug ist, lösen die Mägde die innere Rinde von der äußern ab und schaben sie so lange mit einer Muschelschale, bis nichts mehr davon übrig bleibt, als die feinen Fibern der innern Haut. Diese Fibern werden auf Plantanen-Blätter ausgebreitet und eine an die andere der Länge nach in Reihen gelegt, die drei und dreißig bis sechs und dreißig Fuß lang und einen Fuß breit gemacht werden. Zwei oder drei solche Lagen werden gemeiniglich auf einander gelegt, und man sorgt insonderheit dafür, daß das Tuch allenthalben von gleicher Dicke seyn möge, indem man einige von diesen zubereiteten Fasern auf die zu dünnen Stellen legt. Wenn das Wasser theils abgedunstet, theils abgelaufen ist, klebt die ganze Masse von Fibern dergestalt aneinander, daß man das Ganze in einem Stücke vom Boden aufheben kann. Hierauf wird es auf die glatte Seite eines dazu eingerichteten Bretes gelegt und mit einem andern Stücke harten Holzes geschlagen, worauf der Länge nach kleine Rinnen oder Furchen von verschiedener Breite eingeschnitten sind. Jede Seite dieses Holzes hat ihre besondern Furchen; auf der einen Seite sind sie größer, auf den übrigen stufenweise feiner. Sie schlagen es zuerst mit der gröbsten Seite dieses Klöpfels und nach und nach mit den feinern Seiten. Durch dieses Klopfen dehnt sich der Zeug vornehmlich in die Breite aus und gewinnt das Ansehen, als wenn er aus Fäden gewebt wäre. Durch solche Zubereitung kann der Zeug, der aus der Rinde des Maulbeerbaumes verfertigt wird, beinahe eben so dünn werden, als unser Nesseltuch. Es läßt sich auch sehr weiß bleichen; aber noch weißer und weicher wird es, wenn man es getragen, hernach gewaschen und von neuem geschlagen hat. Ihre Zeuge malen sie; denn sie verstehen sich nicht aufs Färben; sie überstreichen aber nur die eine Seite des Tuchs mit der Farbe.

Außer diesen Zeugen verfertigen sie auch Körbe und Matten, welche zuweilen sehr zierlich sind. Einige der-

selben sind sogar feiner und besser als die besten, die man in Europa hat. Die gröbern Gattungen dienen ihnen zum Lager, worauf sie schlafen und sitzen. Die feinern tragen sie als Kleider in nassem Wetter. Sie machen auch Stricke, Schnüre, Zugnetze, welches alles sehr gut aus dem Pflanzenreiche verfertigt wird. *)

Den nämlichen Kunstfleiß, den man bei den Otaheitiern nicht genug bewundern kann, findet man auch auf den Freundschaftsinseln. Die häusliche Lebensart hält hier das Mittel zwischen jener schweren Arbeitslast, die alle Kräfte erschöpft, und der trägen Unthätigkeit, wobei der Mensch erschlafft. Die Natur hat unter diesem Himmelsstriche den Menschen so viel vorgearbeitet, daß sie das erste Extrem nicht zu fürchten haben, und gegen das andere sichert sie ihre angeborne Lebhaftigkeit. Die Frauenzimmer haben daher hier nur leichte Verrichtungen, die meistens im Hause abgethan werden können. Die Beschäftigungen der Mannspersonen hingegen sind von der mühsamsten Art. Sie betreiben den Acker- Häuser- und Kanotbau, oder Fischfang und alles übrige, was zur Schiffahrt gehört. Die Verrichtungen der Frauenzimmer sind blos auf die häusliche Arbeit beschränkt. Sie verfertigen, wie die Otaheitier, Zeug aus Maulbeerrinde. Dieser ist, wie jener, von verschiedener Feinheit. Die gröbere Sorte wird schlechtweg, ohne irgend ein aufgedrucktes Muster, gemacht; die feinern hingegen sind theils gestreift, theils wie ein Damenbret gefleckt, oder auf mancherlei andere Art, und zwar mit verschiedenen Farben, gezeichnet. Sie verfertigen auch Matten, die alles, was Cook anderwärts in der Art gesehen hatte, sowohl an Stärke, als Schönheit weit übertrafen. Es giebt derer sieben oder acht Sorten, welche man theils zur Kleidung, theils, um darauf zu schlafen, gebraucht. Die übrige

*) Cook's Reise um die Welt, in Hawkesworths Geschichte der neuesten Reisen um die Welt. B. 3. S. 515 f.

Zeit bringen die Frauenzimmer mit allerlei kleinern Arbeiten zu; so verfertigen sie z. B. Kämme und Körbe aus eben dem Stoffe, wie die Matten, nämlich aus der Pandangspflanze, andere Körbe aus dem faserigen Gewebe, welches die Kokosnuß umgiebt. Diese letztern sind zuweilen mit kleinen Muschelkorallen durchwebt, dabei aber so zierlich und geschmackvoll ausgearbeitet, daß, wie Cook sagt, ein Fremder nicht umhin kann, ihre Geschicklichkeit und ihren geduldigen Fleiß zu bewundern.*) Sie scheinen auch wirklich in beiden Theilen die Otaheitier zu übertreffen.

Aber so, wie die Freundschaftsinsulaner zum Theil die Otaheitier und die Bewohner der Gesellschaftsinseln übertreffen, übertreffen die Sandwichsinsulaner wieder jene, wenigstens in Ansehung des Geschmacks in den Zeichnungen, welche sie ihren Zeugen zu geben wissen. Zwar verfertigen sie ihre Zeuge aus demselben Materiale und auf dieselbe Art, wie auf den andern oben genannten Inseln; aber im Gegentheile zeigt sich der bessere Geschmack dieser Insulaner in der unendlichen Mannigfaltigkeit von Mustern und Figuren, womit ihre Zeuge bemalt sind. Wenn man ihre Zeuge mit denen der Chinesen und Europäer vergleicht, möchte man glauben, sie hätten diese Kunst von ihnen gelernt und selbige noch mit einigen Mustern von eigener Erfindung vermehrt. Es giebt hier noch eine besondere Art von dünneren Zeugen, welche so aussehen, als wenn sie mit Oel oder einer Art Firniß getränkt wären, wodurch das Wasser ziemlich gut abgehalten wird. Sie verfertigen auch eine große Menge schöner, weißer und dauerhafter Matten, denen auf der einen Seite rothe Streifen, oder auch geschobene Würfel und andere Figuren eingewürkt sind. Vermuthlich dienen sie in gewissen Fällen statt der Kleidung. Sie verfertigen auch andere

*) Cook's dritte Entdeckungsreise, von Georg Forster. B. 2. S. 105.

größere, aber ebenfalls starke Matten, welche man auf die Erde ausbreitet, um darauf zu schlafen. Ihre Matten werden, wie auf den Freundschaftsinseln, von den Blättern des Pandangs geflochten, und sollen, sowohl in Absicht der Dauer, als der Feinheit und Eleganz, alles Mattenwerk der ganzen Welt übertreffen. Sie sind auch, wie ihre Zeuge, nach verschiedenen Mustern mit allerlei Farben bemalt. Die Genauigkeit, womit sie die schwersten Muster ausführen, ist um so bewunderswürdiger, da sie keine Formen haben, sondern alles mit einem in die Farbe getauchten Stücke Bambusrohr aus freier Hand malen, und diese Arbeit wird ganz und gar den Frauenzimmern überlassen. Noch verfertigen diese Insulaner aus den Kokosnußfasern eine Art Fächer, welche beide Geschlechter tragen. Ihre Angelhaken sind von Perlmutterschale und sehr sinnreich gemacht, wie auch ihre Netze u. dgl., welches alles vortrefflich ist.*) Man kann unmöglich bei den verschiedenen Handarbeiten dieser Insulaner verweilen, ohne selbigen einen sinnreichen Kopf, Erfindungsgeist, Geschmack und beträchtliche Fortschritte in der Kunstkultur zuzuerkennen.

So haben diese Bewohner der Südsee, ohne das Spinnen und Weben zu verstehen, durch ihre außerordentliche Erfindsamkeit sich Kleider zu verschaffen gewußt, die sowohl schön als zweckmäßig sind. In den andern Welttheilen und in den Erdstrichen, wo die Einwohner entweder ganz nackt gehen, oder sich blos mit Häuten bedecken, kann man sich nicht den geringsten Begriff von Spinnen und Weben machen. So findet man bei den Kaffern, die nichts als Häute tragen, daß die täglichen Geschäfte der Weiber nur darin bestehen, daß sie irdenes Geschirr machen, welches sie eben so geschickt, wie ihre Männer, thun, ferner Körbe verfertigen und das Feld

---

*) Cook a. St. B. 2. S. 437. B. 3. S. 443 ff. Portlock's und Dixon's Reise um die Welt. Cap. 9.

bearbeiten, daß es besäet werden kann, welches mit einer Hacke geschieht, womit sie nur eigentlich das Land aufkratzen, und diese ist ihr einziges Ackergeräth. *)

Obgleich die Kaffern mit dem Kunstfleiße einen guten Anfang gemacht haben, welches ich im vorigen Capitel gezeigt habe, und es verstehen, die Häute zu Kleidern zuzubereiten, so sind sie, mit ihren Thierhäuten zufrieden, leinener oder wollener Kleider nicht benöthigt; natürlicherweise also können sie das Spinnen und Weben weder erfinden noch zum Zweige ihres Kunstfleißes machen, ehe sie geneigt werden, andere Materialien zu ihrer Bedeckung zu gebrauchen. Eben dieses ist auch bei verschiedenen andern Völkern der Fall. Aber nichts desto weniger ist diese Kunst allmählig erfunden worden. Wo sie angefangen hat, darüber gibt die Geschichte uns keine sichere Auskunft. Nur so viel ist gewiß, daß diese Erfindung an einigen Orten sehr alt ist. Es ist auch möglich und höchst wahrscheinlich, daß diese Kunst nicht an Einem Orte ihren Anfang genommen, noch sich von daher ausgebreitet hat. Sie kann allmählig durch glückliche Zufälle in ganz verschiedenen, von einander weit entfernten Gegenden erfunden worden seyn. Jetzt findet man sie an verschiedenen Orten in allen Welttheilen, die Inseln im Südmeere allein ausgenommen, unter den ganz rohen Völkern, und nur von diesen rede ich in diesem Capitel.

Den Kunstfleiß, dessen oben Erwähnung geschehen, findet man zwar bei den Bewohnern von Nutka, er hat aber bei ihnen keine sonderliche Vollkommenheit erreicht. Die Ursache hiervon ist wohl nicht blos der rauhe Himmel, unter welchem sie wohnen, sondern vorzüglich die unsanfte Art, wie die Weiber von ihren Männern behandelt werden. Obgleich sie zärtliche Mütter und liebevolle Ehegatten sind, so werden sie doch von ihren Männern ganz wie

---

*) Le Vaillant's Reise in das Innere von Afrika. Th. 2. S. 140.

Lastthiere und Sklaven behandelt. Außer der Küche und der Haushaltung ist alle schwere Arbeit ihnen überlassen. Sie müssen wilde Früchte und alle eßbare Gewächse in den Wäldern sammeln, wie auch Muscheln auf den Felsen und längs der Seeküste, wo sie in Menge gefunden werden. Sie müssen, wenn die Männer von ihren Fischereien nach Hause kommen, die Böte ausladen, aufs Land ziehen und mit Zweigen bedecken, um sie gegen die Gewalt der Witterung zu beschützen. Sie müssen die Seeotterfelle reinigen, sie in Rahmen ausspannen und die Fische zum Trocknen bereiten. Dieser täglichen Abarbeitung ungeachtet müssen sie des Nachts wachen, um bei einem feindlichen Ueberfalle die Männer wecken zu können.*) Bei Frauenzimmern, die einer beständigen Sklavenarbeit unterworfen sind, ist nicht viel Kunstkultur zu erwarten; nichts desto weniger verrathen doch ihre Handarbeiten einen höhern Grad von Nachdenken, als man von den natürlichen Anlagen dieses Volkes und seinen sonst geringen Fortschritten in der Kultur erwarten sollte.

Der vorzüglichste Gegenstand ihrer Manufacturen sind ihre leinene und wollene Kleidungsstücke. Die erstern werden nicht aus Lein, sondern aus der Rinde einer Art von Fichte bereitet, welche vorher zu einer Hanf ähnlichen Substanz geschlagen worden ist. In Ansehung der Materialien sind sie den Bewohnern der Südsee ähnlich, aber in Rücksicht der Behandlungsart und der Bearbeitung dieses Hanfes, oder eigentlich dieser Fasern, sind sie von ihnen ganz verschieden. Diese Fasern werden aber nicht gesponnen, sondern auf einem Stocke ausgebreitet, der auf zwei andern, aufrecht in der Erde stehenden befestigt ist. Durch diese Fasern schieben sie geflochtene Fäden, die ungefähr einen halben Zoll weit von einander laufen. Ihre wollenen Zeuge werden vermuthlich auf eben diese Art

---

*) Geschichte der Reisen, die seit Cook unternommen worden sind, von Georg Forster. Th. 1. S. 282.

verfertigt; doch ist es zu vermuthen, daß die Wolle gesponnen wird. Die Zeuge selbst sind von verschiedener Feinheit. Einige sind unserm gröbsten Fries ähnlich; andere kommen den feinern Sorten unsrer Flanelle näher; ja sie sind sogar weicher und wärmer. Die Wolle, wovon sie gemacht werden, scheint zweierlei verschiedenen Thieren zu gehören, dem Fuchs und dem braunen Luchs. Die letztere ist bei weitem die feinste. Die Figuren, womit diese Zeuge verziert zu seyn pflegen, sind mit Geschmack angebracht und gemeiniglich von einer andern Farbe.*) Hieraus sehen wir, daß diese Indianer, obgleich sie zu spinnen verstehen, noch nicht so weit gekommen sind, daß sie weben gelernt haben. Den Anfang haben sie damit gemacht, die Schießspule kennen sie aber nicht. Was andere kultivirtere Völker durch Maschinen thun, das thun diese bloß mit der Hand, und kann also im eigentlichen Verstande Manufacturarbeit genannt werden. Diese zeigt aber doch immer Kunstfleiß und Erfindungsgeist.

Viel weiter sind die Indianer in den südlichen Theilen von Amerika in dieser Kunst nicht gekommen. Am Orinoko spinnen die Weiber sehr fein und weben Zeuge aus dem Gespinnste, ohne unsere Werkzeuge zu dieser Arbeit zu haben, und die Geräthschaften, deren sie sich dazu bedienen, sind im höchsten Grade unvollkommen. Dessen ungeachtet sind die Zeuge, welche sie verfertigen, gar nicht schlecht, und sie verstehen auch die Kunst, ihre Schönheit durch eingewirkte Fäden von verschiedener Farbe zu erhöhen. Ihr Meisterstück aber ist die Verfertigung von Hangematten. — Die Weiber machen auch selbst ihr Küchengeräth, als Töpfe, Krüge, Schüsseln, Teller u. dergl. Diese sind zwar von grober Arbeit, aber sie leisten ihnen doch vollkommen die Dienste wie feineres Geräth. Diese Gefäße werden aus Thon verfertigt, aber

---

*) Cook's dritte Entdeckungsreise, von Georg Forster. B. 3. S. 65. u. 72.

die Kunst, sie zu glasuren, verstehen sie nicht. Zwar suchen sie ihren irdenen Trinkgeschirren und Schüsseln eine Art von Glasur zu geben, indem sie solche inwendig mit einer Art von Harz überziehen; diese Glasur ist aber gar nicht dauerhaft, besonders wenn man etwas Heißes hinein gießt.*)

Bei den Chiquitos, einem Volke in Paraguay, ist Spinnen und Weben auch gebräuchlich. Die Weiber besorgen nicht allein das Hauswesen und tragen Holz und Wasser in ihre Hütten, um Reiß und Mais zu kochen, sondern spinnen auch Baumwolle zu ihren Kleidern und Hängematten; deren sich aber nur bloß die Verheiratheten bedienen. Die übrigen haben nichts als Matten, die auf Stäben von Holz liegen.**) Auch die Peruaner haben vor der Ankunft der Europäer zu spinnen und zu weben gewußt; denn man fand in ihren Gräbern gewebte baumwollene Zeuge, welche sie brauchten, sich damit zu bedecken. Gemeiniglich waren sie weiß; einige hatten auch rothe und blaue Streifen.***)

So ist das Spinnen und Weben, wo man diese Künste erfunden hat, das Geschäft der Weiber. Das Letztere ist nur an einigen Orten die Verrichtung der Männer. So spinnen z. B. bei den Mandingos die Weiber die Baumwolle, färben das Zeug und nähen es. Das Weben wird aber von den Männern verrichtet. Ihr Weberstuhl ist eben so eingerichtet, wie der europäische; er ist aber so schmal, daß das Gewebe selten mehr als vier Zoll breit ist. Diese Kunst ist unter ihnen so allgemein, daß fast jeder Sklave weben und jeder Knabe nähen kann.****)

*) Nachrichten vom Lande Guiana, von Salvator Gilii. S. 390.

**) Geschichte von Paraguay, von Charlevoix. Buch 14. S. 220.

***) De Ulloa's physikalische und historische Nachrichten vom südlichen und nordöstlichen Amerika. Th. 2. Abschn. 21.

****) Reisen im Innern von Afrika, von Mungo Park. Abschnitt 21.

Aber die Einrichtung ihres Webestuhles zeigt uns, daß sie diese Kunst zu keiner Vollkommenheit gebracht haben. Nichts desto weniger haben diese Neger in diesem Kunstfleiße vieles vor denjenigen voraus, die nur die Fäden quer durch die andern herabhängenden mit der Hand durchstecken.

In den nördlichen Gegenden Asiens stehen die Frauenzimmer in Ansehung des Kunstfleißes denjenigen weit nach, die die südlichen Gegenden bewohnen, wie die nördlichen Bewohner von America einigen von den Völkern, die das südliche America bewohnen, bei weitem nicht gleich gekommen sind. Die sanften Himmelsstriche tragen nicht allein vieles zur Weckung und Entwickelung des Erfindungsvermögens bei, sondern die Erzeugnisse der sanftern Erdstriche geben auch demselben mehr Nahrung. Daher gewiß, in Absicht des Kunstfleißes, ein himmelweiter Unterschied zwischen den Kamtschadalen und Hindostanern, zwischen den Bewohnern von Unalaschka und den Chinesen.

Zur Kleidung und zu allerlei Hausgeräth brauchen die Kamtschadalen verschiedene Producte des Pflanzenreiches. Auf der Seeküste wächst eine gewisse weißliche hohe Pflanze, die dem Waizen gleicht. Aus dieser flechten sie Matten, die ihnen zu Vorhängen und Decken dienen. Sie machen auch Mäntel davon. Ihre schönste Arbeit aber sind die kleinen Beutel und Körbchen, in welchen die Weiber ihre Kleinigkeiten verwahren. Sie sind mit Pferdehaaren und Wallfischbärten geziert, denen man verschiedene Farben gibt. Von der noch grünen Pflanze verfertigen sie große Säcke, worin sie ihren Wintervorrath an Fischen, Kräutern und Wurzeln aufbehalten. Sie brauchen sie auch zur Bedachung ihrer Häuser und Hütten. Von einer andern Pflanze, die in morastigen Gegenden wächst, machen sie Zeuge, die den Kindern statt des Hemdes und der Windeln dienen. Sie winden sie auch um ihre Beine statt der Strümpfe. Die Weiber umwinden gleichfalls den

bloßen Leib damit, weil sie glauben, daß die Wärme dieser Pflanze sie fruchtbar mache. Weil es hier allenthalben an Flachs und Hanf fehlt, so vertreten die Nesseln deren Stelle; woraus die Kamtschadalen Garn und Zugnetze machen.*)

Auf Unalaschka haben die Weiber allerlei Näherei. Sie sind hier nicht allein Schneider und Schuster, sondern sie überziehen auch die Böte mit Häuten. Sie flechten ferner Matten und Körbe von Gras, die schön und stark sind. Sie bekümmern sich nicht um andere Werkzeuge, als Nähnadeln, welche sie sich sonst von Knochen machten. Mit denselben nähen sie nicht nur die Häute ihrer Kanots und ihre eigene Kleidung, sondern verfertigen auch eine Art von Stickerei, wozu sie, statt des Zwirns, Sehnenfasern nehmen, die sie so dünn spalten, als jede Arbeit es erfordert.**) So weiß sich der Mensch durch seinen Erfindungsgeist unter allen Himmelsstrichen zu behelfen. Ihre Arbeiten, an denen man überhaupt eine Art von Zierlichkeit bemerkt, beweisen, daß es ihnen weder an Geschick noch an Geduld fehlt; die Natur aber ist ihnen zuwider; die Produkte derselben sind ihnen nicht behülflich, ihren Kunstfleiß einigermaßen zu vervollkommnen.

Diesen Zweig des Kunstfleißes, die Stickerei, findet man auch bei den norwegischen Lappen. Außer der Zubereitung der Fuchs-, Rennthier-, Otter- und Kalbfelle weben die Weiber der Lappen auch ihre Decken und sticken mit zinnernen Fäden ihre Kleider, Pelzhandschuhe u. dgl. Das sonderbarste ist, daß wie die Weiber hier die Thierhäute zubereiten, welches wohl eher ein Geschäft der Männer wäre, so bereiten die Männer die Speisen.

---

*) Kroscheninnikow's Beschreibung von Kamtschatka; in Sammlung der besten und neuesten Reisebeschreibungen. B. 5. S. 272 ff.

**) Cook's dritte Entdeckungsreise, von Georg Forster. B. 3. S. 256 ff.

Der Mann thut das, was gekocht werden soll, in den Topf, sitzt dabei während des Kochens, und richtet es an, wenn es fertig ist. Mit der Abwaschung ihrer Gefäße aber geben sie sich nicht ab. Solches geschieht nur selten. Wenn sie daraus gespeist haben, lecken sie sie rein. — Was die Ursache sein könne, daß die Männer diese Zubereitung der Speisen übernehmen, die sonst überall Geschäft der Weiber ist, kann ich nicht sagen. Nur so viel ist gewiß, daß sie es nicht zum Zeitvertreibe thun; denn an Arbeit fehlt es ihnen nicht, indem sie ihre hölzernen Schalen und Schüsseln, Löffel aus Rennthierhorn, Schlitten u. dgl. selbst verfertigen.*)

Eben diesen Kunstfleiß bei den Weibern, und dieselbe Sitte bei den Männern findet man auch unter den russischen Lappen. Die Weiber stricken Netze, trocknen Fische und Fleisch, melken die Rennthiere, machen Käse, gerben Häute, spalten Thiersehnen zu Zwirn, ziehen Zinndrath, wobei sie Löcher brauchen, die in Rennthierhörner gebohrt sind. Sie nähen Kleider, sticken sie mit Zinn-, Silber- und unächten Goldfäden, nähen das Zeug mit Wolle aus und färben es. Hieraus erhellet, daß sie ihren Kunstfleiß zu einem höhern Grade von Zierlichkeit, als die norwegischen Lappen, gebracht haben. Allein die Männer, die ihre Weiber die Häute gerben lassen, besorgen die Küche und das Kochen. Und doch haben sie ohnehin Arbeit genug; denn außer der Rennthierzucht, Fischerei und Jagd verfertigen sie ihre kleinen, leichten und dichten Böte, ihre Schlitten, die Böten ähnlich sind, Rennthiergeschirre, allerlei hölzernen Hausrath, als Schalen, Becher u. dgl., welches sie zum Theil sauber schnitzen, oder mit Zinn, Knochen oder Horn auslegen.**) Die Ursache der bei diesem Volke

*) Leems Beskrivelse over Finmarkens Lapper. Cap. 14.

**) Beschreibung aller Nationen des russischen Reichs; von Georgi. Erste Ausgabe. S. 6.

üblichen Sitte, daß die Männer die Küche besorgen, kann ich eben so wenig ausfinden, wie bei den norwegischen Lappen. Vielleicht trauen diese und jene ihren Weibern nicht Reinlichkeit genug zur Bereitung der Speisen zu. Dieß ist aber blos meine Muthmaßung.

So habe ich gezeigt, worin der Kunstfleiß des Frauenzimmers unter den rohen Völkern besteht, und welche Fortschritte man darin gemacht hat. Außer der Verfertigung von Matten, Beuteln, Säcken, welche, im Verhältnisse zu ihrem Geschmack oder den Produkten des Himmelsstriches, mehr oder weniger zierlich sind, bestehen ihre häuslichen Geschäfte hauptsächlich im Spinnen, Weben, Färben, Kleidernähen und endlich an einigen Orten im Ausstiken der Nähterei. Alle diese Arbeit muß natürlicherweise nach der Beschaffenheit der Materialien, die sie zu verarbeiten haben, und der Gerätschaften, die sie zu ihren Arbeiten brauchen, mehr oder weniger vollkommen seyn. Bevor ich aber dieses Capitel schließe, will ich noch kürzlich zweierlei Erfindungen für das häusliche Leben erwähnen, welche sowohl wegen ihres Nutzens, als des Erfindungsgeistes, der dadurch an den Tag gelegt wird, bemerkenswerth sind.

Ehe die Menschen das Feuer gefunden hatten, mußten sie natürlicherweise, wie die Thiere, sich zur Ruhe legen, wenn es zu dunkeln anfing, und konnten erst mit der Sonne aufstehen. Als sie sich Feuer zu verschaffen gelernt hatten und erfuhren, daß das Feuer sowohl erleuchtete als erwärmte, waren sie darauf bedacht, sich Licht zu verschaffen, wodurch sie gewissermaßen den Tag verlängern konnten. Sie sahen, daß Holz, wenn es angezündet ward, Licht von sich gab. Die erste Erfindung mußte also wahrscheinlich darin bestehen, daß man, um sich Licht zu verschaffen, ein Stück Holz anzündete, und, wenn es ausgebrannt war, ein anderes ansteckte. — So fanden die Europäer es bei den Mexikanern. Weiter waren sie noch nicht gekommen. Sie hatten weder

Talg- noch Wachslichter, noch Oel zum Brennen. Zwar fehlte es ihnen nicht an verschiedenen Arten von Oel, auch lieferten ihnen ihre Bienen viel Wachs; es war ihnen aber noch nicht eingefallen, daß sie Lichter daraus verfertigen könnten. Sie brannten daher nur eine gewisse Art von Holz, welches zwar ein helles Licht und einen angenehmen Geruch gab, aber zugleich die Häuser voll Rauch und Ruß machte. *)

Das Unbequeme einer solchen Beleuchtung mußten die Menschen bald fühlen. Sie fingen daher in verschiedenen Gegenden an, andere Mittel zu erfinden, die ihnen das nöthige Licht verschafften, ohne so viele Unbequemlichkeiten zu verursachen. — So machen sich die Otaheitier Lichter aus den Kernen einer gewissen öligten Nuß. Durch diese Nüsse stecken sie ein langes, dünnes, spitziges Holz, welches ihnen statt eines Dochtes dient. Wenn der oberste Kern angezündet wird, brennt es bis an den zweiten herab, und verzehrt zugleich den Theil des dadurch gesteckten Holzes. Der zweite Kern entzündet sich alsdann und brennt auf die nämliche Art bis an den dritten hinab, und so ferner bis an den letzten. Einige von diesen Lichtern brennen ziemlich lange und geben eine genügsame Helle. Nach Sonnen-Untergang bleiben die Otaheitier selten länger als eine Stunde lang auf, und dann werden diese Lichter ausgelöscht; wenn aber Fremde im Hause übernachten, so pflegen sie die ganze Nacht hindurch Licht zu brennen, zwar eben nicht, um diesen fremden Reisenden eine Ehre zu erweisen, sondern, wie Cook meint, um diejenigen von den Frauenspersonen, mit deren Gunstbezeugungen sie die Fremden nicht beehrt wissen wollen, in desto genauerer Aufsicht zu halten. **)

So wie die Otaheitier in diesem Stücke um einen

---

*) Clavigero's Geschichte von Mexiko. Buch 7. Abschn. 68.

**) Cook's Reise um die Welt; in Hawkesworths Geschichte der neuesten Reisen um die Welt. B. 3. S. 510.

kleinen Schritt weiter, als die Mexikaner, gekommen wä-ren; so sind die Indianer am Oronoko wieder weiter ge-kommen, als die Otaheitier. Zwar bedienen sie sich sel-ten eines Lichtes, und begnügen sich gemeiniglich mit dem Schein des Feuers; wenn sie aber Licht haben wollen, so stecken sie ein trockenes Spänchen in ein kleines Gefäß und gießen Schildkrötenöl darauf. Dieses Oel, welches die Eier der Schildkröten ihnen liefern, wird auf folgende Art bereitet: Sobald die Schildkröten ihre Eier gelegt haben, bekümmern sie sich nicht weiter um sie. Die In-dianer aber, außerdem daß sie erwähntes Oel aus ih-nen ziehen, sie auch gern essen, so suchen sie sich ihrer sogleich zu bemächtigen. Nachdem sie große Haufen da-von gesammelt haben, werden die Böte ans Ufer gezo-gen und beinahe bis an den Rand mit Wasser gefüllt. In diese werden die Eier von den Männern geworfen. Im Wasser sinkt der Dotter auf den Boden, der weiße und leichteste Theil aber schwimmt, wie flüssige Butter oder Oel, auf der Oberfläche. Dieses wird mit gewissen Löf-feln, die aus Kürbissen gemacht sind, abgeschöpft und in große Töpfe gethan. Die Weiber kochen dieses Oel, weil es sich roh nicht lange halten würde. Nachdem es gekocht worden, füllen die Eingebornen es in Kürbisse, welche, wenn sie gehörig ausgehöhlt sind, die Dienste der besten Flaschen vertreten. Wenn dieses Oel nicht hinlänglich ge-kocht wird, verdirbt es leicht und wird stinkend. Außer-dem aber muß man in jede Flasche eine gewisse Portion Salz thun, und alsdann hält es sich ein ganzes Jahr lang, und nach dieser Zeit ist es noch immer zum Bren-nen tauglich. So lange dieses Oel frisch ist, hat es vollkommen die Farbe des Olivenöls, und der beste Ken-ner kann es kaum durch den Geruch davon unterschei-den.*)

*) Nachrichten vom Lande Guiana, von Salvator Gilij. S. 84. u. S. 72. ff.

Diese Indianer sind also so weit gekommen, daß sie sich eine Art Lampen verschafft haben, und diese Erfindung ist unter den kalten Himmelsstrichen sehr allgemein. Sie brauchen sogar diese Lampen an verschiedenen Orten sowohl zum Licht als zur Wärme. Auf der Insel Unalaschka sieht man nirgends Feuer in den Wohnungen. Sie werden durch eine Art Lampen von einfacher Erfindung zu gleicher Zeit erleuchtet und geheizt. Eine solche Lampe besteht in einer Steinplatte, die an der einen Seite eine tellerförmige Vertiefung hat. In diese gießen sie Oel und legen etwas dürres Gras hinein, welches die Stelle des Dochtes vertritt. Wenn sie sich erwärmen wollen, setzen Männer und Weiber eine solche Lampe zwischen die Beine und kauern einige Minuten lang darüber.*) Es ist bekannt, daß die Grönländer ebenfalls bei einer einzigen Lampe, worin sie Thran brennen, sowohl ihre Speisen kochen, als auch ihre Wohnungen heizen und erleuchten. Die Grönländer haben folglich auch ihre Thermolampen, und haben noch außerdem den Vortheil davon, daß sie ihre Speisen dabei kochen können. Obgleich man das Grobe und Plumpe, das Stinkende und Schmutzige in ihren Einrichtungen sieht, so kann man doch den Erfindungsgeist dieser rohen Menschen und die Klugheit, mit welcher sie die Produkte, die ihr Klima ihnen darbietet, anzuwenden wissen, nicht genug bewundern.

Eine zweite Erfindung, die wegen der nützlichen Anwendung derselben im Hauswesen noch angemerkt zu werden verdient, ist der Gebrauch des Salzes. Ohne Zweifel haben die Menschen das Meersalz auf die Art kennen gelernt, daß sie gesehen haben, wie das Wasser, wenn es in eine Vertiefung gekommen war, Salz zurück gelassen hatte, nachdem das Wasser weg war. Dieses ist daher die Art, wie die Bewohner der Sandwichsinseln

*) Cook's dritte Entdeckungsreise, von Georg Forster, B. 3. S. 256.

sich Salz verschaffen. Sie machen Salzpfannen von Thon, die gewöhnlich sechs bis acht Fuß ins Gevierte haben und acht Zoll tief sind. Diese Pfannen errichtet man auf einer Steinlage nahe am Ufer, leitet das Seewasser in kleinen Gräben bis an die Pfannen, schöpft es hinein, und überläßt dann der Sonne, die Ausdünstung des Wassers zu befördern, wornach das Salz nachbleibt, welches sehr gut sein soll. *) Dies muß natürlicherweise die älteste Art sein, sich Salz zu verschaffen, und auf diese Art konnten die Menschen Salz haben, ehe sie den Gebrauch des Feuers kannten. Dieses Naturprodukt wurde nicht nur wichtig für die Menschen, als sie den Nutzen desselben zur Erhaltung der Nahrungsmittel kennen gelernt hatten, sondern verschiedene Völker machen sogar viel aus dem Geschmack des Salzes. Bei den Mandingos ist Salz die größte Leckerei. Man sieht Kinder an einem Stücke Steinsalz saugen, als wenn es Zukker wäre. **) In Abyssinien wird das Salz so hoch geschätzt, daß ein jeder ein Stück davon in einem Beutel trägt, der an seinem Gürtel hängt. Wenn zwei Freunde einander begegnen, nehmen sie ihr Salz hervor, geben einander es zum Saugen hin und stecken es darauf wieder in den Beutel. Es wäre eine große Unhöflichkeit, wenn man dies nicht thun wollte. ***) Diese Ceremonie ist also bei ihnen das nämliche, als bei uns einander eine Prise Tabak zu bieten. Der Geschmack ist verschieden, und über die Verschiedenheit desselben läßt sich nicht streiten. Der Unterschied ist, daß unsere Höflichkeitsbezeigung etwas, wiewohl auch nur wenig, reinlicher ist. An einem Stücke Salz zu saugen, an dem wohl Hunderte gesogen haben, ekelt unsern feinern Gefühlen an; allein Tabak aus einer

*) Cook a. St. S. 447.

**) Reisen im Innern von Afrika, von Mungo Park. Abschnitt 21.

***) Voyage historique d'Abissinie, par Lobo S. 74.

Dose zu nehmen, worin vielleicht schon so viele unreine Finger gewesen sind, verursacht uns keinen Ekel. Das macht die Gewohnheit.

Kap. 4.

Die Annäherung des Kunstfleißes zur Vollkommenheit.

Aus dem Vorhergehenden hat der Leser gesehen, wie weit die rohen Völker aller Welttheile es im häuslichen Kunstfleiße gebracht haben. Einige haben es weiter als andere gebracht, und andere stehen auf einer niedrigern Stufe, im Verhältnisse zu den Materialien, die ihr Klima ihnen darbietet, und den mehr oder weniger vollkommnen Geräthschaften, die sie zur Verarbeitung derselben haben. Bei einigen kann auch der Erfindungsgeist mehr geweckt worden sein, als bei andern, entweder durch irgend einen glücklichen Zufall, oder durch einen oder den andern von ihrem Volke, den die Natur mit größern Talenten ausgerüstet haben kann, als die übrigen, woraus denn auch größere Fortschritte im Kunstfleiße folgen. Einen solchen höhern Grad von Entwickelung des Erfindungsgeistes und die daraus fließenden größern Fortschritte findet man unter verschiedenen Himmelsstrichen. Die Indianer an der Franzosen-Bai, auf der nordwestlichen Küste von Amerika, haben eher hierdurch, als durch die Vorzüglichkeit der Materialien, es im Kunstfleiße weiter gebracht, als man sonst von diesem Volke sollte erwarten können. Sie verstehen Eisen zu schmieden, Kupfer zu verarbeiten, die Haare verschiedener Thiere zu spinnen, und mit der Nähnadel aus dieser Wolle ein Gewebe zu machen, das einige Aehnlichkeit mit der Tapeten-Arbeit der Franzosen hat. Schmale Streifen von Seeotterfellen, die sie abwechselnd darauf nähen, geben ihren Mänteln das Ansehen des feinsten Plüsches. Nirgends weiß man mit mehr Kunst Hüte

und Körbe von Binsen zu flechten, in denen ziemlich artige Zeichnungen angebracht sind. Sie schneiden in Holz und Stein allerlei erträgliche Figuren von Menschen und Thieren aus, machen mit Muscheln kleine Kästchen von eingelegter Arbeit, deren Gestalt ganz zierlich ist. Den Serpentinstein schneiden sie zu Verzierungen, und geben ihm die Glätte des Marmors.*) Es ist nicht zu läugnen, daß dieses Volk in der Kunstkultur gute Fortschritte gemacht hat; es sind aber nicht so sehr seine vorzüglichen Materialien, als vielmehr seine aufgewecktere Erfindsamkeit, welcher es diese grössern Fortschritte zu verdanken hat. Es ließen sich mehrere Beispiele hiervon anführen, und einige sind im Vorhergehenden vorgekommen, woraus man sieht, daß einige der wilden und rohen Völker es in der Kunstkultur weiter gebracht haben, als man bei ihren schlechten Materialien und ihrem schlechten Werkzeuge von ihnen erwarten sollte, und daß also die Fortschritte, die sie gemacht haben, hauptsächlich ihrem fruchtbaren Erfindungsgeist und ihrem angebornen Kunstgenie zugeschrieben werden können.

Aber nichts desto weniger haben die Bewohner der schönen Himmelsstriche Asiens es in allen Arten von Kunstkultur viel weiter gebracht, als alle übrige Bewohner der Erde, die Europäer ausgenommen. Zwar haben die Insulaner es nicht so weit gebracht, als die andern Asiaten auf dem festen Lande; es gibt aber doch einige, deren Genie, Erfindungsgeist und Kunstfleiß weiter geht, als in andern Welttheilen. Ich will, zum Beweise hiervon, blos Samar, eine von den philippinischen Inseln, erwähnen. Die Einwohner dieser Insel haben kein anderes Waffen- und Werkzeug zu ihrer Arbeit als eine Art von Hirschfänger. Sie bedienen sich derselben, die dicksten Bäume zu fällen, aus denen sie ihre Piroguen machen. Wenn dieses Instrument abgenutzt ist, kommt es in die

---

*) La Perouse's Reise um die Welt. Th. 1; im Magazin von merkwürdigen neuen Reisebeschreibungen. Th. 16. S. 336.

Hände der Weiber, die damit die Erde aufwühlen. — So leicht es den Bewohnern dieser Insel ist, sich zu nähren, eben so wenig Mühe und Aufwand verursacht ihnen die Kleidung. Doch sollen sie etwas haben, und dieses bereiten sie fast auf dieselbe Art, wie die Bewohner der Inseln im Südmeere. Auf ihrer Insel wächst eine Art von Bananasfeigen, deren Rinde aus solchen Zasern besteht, die sich, wenn man sie faulen läßt, sehr leicht von einander ablösen. Die Indianer verstehen die Kunst, diese an einander zu fügen und eine sehr feine Leinwand daraus zu verfertigen, welche zwar im Anfang nicht sehr geschmeidig ist, aber es doch in der Folge wird, wenn sie mit Kalk zubereitet ist. Außer dieser Leinwand werden auch noch Stricke daraus verfertigt. Diese Indianer sind auch zu allen Arten von Künsten und Handwerken aufgelegt, ob sie gleich wegen ihrer geringen Uebung in keinem einen Grad von Vollkommenheit erreichen. — Den oben erwähnten Hirschfänger brauchen sie zu allerlei. Mit diesem einzigen Werkzeuge fällen sie nicht allein Bäume, sondern höhlen auch damit ihre Piroguen aus, graben Zeichnungen auf Bambusröhre ein und machen ausnehmend feines Schnitzwerk, obgleich sie freilich manchmal etwas plump und roh arbeiten, nachdem sie ihre Laune oder ihr Bedürfniß dazu auffordert. Doch gibt es gewisse Dinge, die sie wirklich zu einem hohen Grade von Vollkommenheit bringen. Sie flechten z. B. Binsenmatten, die so fein sind, daß man sie bei einer Länge von sechs Fuß bequem in der Tasche tragen kann, und diese sind überdies sehr schön gearbeitet, mit allerlei Figuren und mit sehr lebhaften Farben, die sie aus der Rinde gewisser Bäume verfertigen, ausgemalt.

Ich habe oben gesagt, auf welche Art sie aus den Zasern des Bananas-Feigenbaumes Leinwand verfertigen; obgleich sie aber dieß thun, sind sie doch deshalb nicht der Weberei unkundig. Aus den nämlichen Zasern weben sie auch artige Zeuge, mit Seide oder Baumwolle untermischt. Die Weberei ist bei ihnen so allgemein, daß man kein ein-

ziges Haus finden wird, wenn nicht ein Weberstuhl zu eigenem Gebrauche wäre. Sie sticken auch außerordentlich feine Seidenstoffe. Mit einem Worte, das ist ein Volk, dessen Geschicklichkeit und Erfindungsgeist man, dem Berichte des De Page's zufolge, nicht genug rühmen kann. Man sieht, daß dieses Volk in den warmen Gegenden Asiens einheimisch ist.*)

So könnte man leicht mehrere von den asiatischen Inseln anführen, deren Einwohner sich durch beträchtliche Fortschritte in der Kunstkultur vor vielen andern, ja vor den meisten Bewohnern der andern Welttheile auszeichnen; allein sie müssen doch alle den Einwohnern des festen Landes in den südlichen Gegenden Asiens den Vorzug lassen. Hier vereinigen sich Kunstgenie, Geschmack, Erfindungsgeist, vortheilhafte Naturprodukte und vollkommnere Geräthschaften zur Bearbeitung derselben, um ihre verschiedenen Arbeiten zu einem hohen Grade von Vollkommenheit zu bringen, allein dessen ungeachtet haben sie bis jetzt die Höhe der europäischen Kunstkultur nicht erreicht, weil die Kunsttheorie der Europäer und die verschiedenen Wissenschaften ihnen mangeln, welche erforderlich sind, um ihrer Arbeit, sowohl in Rücksicht der Ausarbeitung als des Geschmacks, den höchsten Grad von Vollkommenheit zu geben.

Um die Fortschritte dieser Asiaten im Kunstfleiße zu zeigen, will ich zuerst die Türken und zuletzt die Chinesen anführen. Obgleich diese Nationen etwas Rohes in ihrem Charakter haben, und die Verstandeskultur ihnen mangelt, so können sie doch nicht, was die Kunstkultur betrifft, unter die rohen Völkerschaften gerechnet werden. — Man glaubt insgemein, daß die Türken keinen Geschmack für Künste, keine Geschicklichkeit zu nützlichen Handarbeiten haben, und daß sie es in keinem Stücke sonderlich weit bringen. Aber Reisende, die mit unpartheiischen Augen ihre Arbeit betrachten, finden es ganz anders. Der Abt Sestini vertheidigt sie in diesem Stücke und versichert, daß

*) De Page's Reisen um die Welt. Th. 1. S. 170. f.

sie in den meisten Künsten und Gewerben, die sie treiben, sehr geschickt sind. Es mangelt ihnen nicht an sehr guten Schneidern. Ihre Kleider selbst, man mag nun den Zuschnitt, den feinen Stich, oder die Dauer der Naht betrachten wollen, übertreffen bei weitem die, welche die geschicktesten Hofschneider in Europa liefern, und Schuster haben sie so geschickt, daß die europäischen Schuster gegen sie nur Pfuscher sind. — In dieser Lobrede ist zwar etwas übertriebenes; die Engländer würden ohne Zweifel gegründete Einwürfe dagegen machen; aber dessen ungeachtet hat meine eigene Erfahrung mich überzeugt, daß sie in diesem Stücke vollkommen den Namen der Geschicklichkeit verdienen. — Die Art, wie sie ihr Leder gerben, ist vorzüglich gut, und im Färben desselben hat es ihnen noch kein Volk gleich gethan. In Stahl verfertigen sie die vortrefflichsten Sachen. Sie haben Kalpakweber, die mit solcher Geschicklichkeit arbeiten, daß selbst Kenner ihre aus Schaafswolle verfertigten Sachen nicht von Hasen-, Kaninchen-, Kameel- oder Ziegenhaar unterscheiden können. Die Kunst, in Kupfer zu arbeiten, ist hier von jeher im Gange gewesen. Es giebt auch keine Nation, die so viel kupfernes Geräth gebraucht, als die Türken, und ihre Art, diese Geräthe zu verzinnen, verdient Bewunderung. In Brussa, sagt Sestini, zählt man wenigstens tausend Weberstühle, auf welchen seidene Stoffe und andere Zeuge, die aus Seide und Baumwolle bestehen, verfertigt werden. Bei den Türken wird außerdem geblümter Sammt verfertigt, womit die Sofakissen überzogen werden. Sie haben auch Musselin-Manufacturen und dergleichen mehr. Er behauptet endlich, daß er nie zu Ende kommen würde, wenn er die verschiedenen Künste und Handwerke alle herrechnen wollte, worin die Türken Meister sind.*)

*) Nachrichten von einer Reise ins asiatische Griechenland, von Sestini, Brief 28. in Neue Sammlung von kleinen interessanten Reisebeschreibungen. Th. 4. S. 284. f.

Chardin giebt uns eine Beschreibung von dem Kunstfleiße der Perser; allein so wie Gestini auf der einen Seite sein Lob zu übertreiben scheint, so übertreibt Chardin seinen Tadel auf der andern. Wenn er über die Künste und Handwerke in Persien die allgemeine Bemerkung macht, daß die Morgenländer faul und müssig sind, und daß sie nur für das durchaus Nothwendige arbeiten, so gilt das erstere nur von den Reichen; von der arbeitenden Klasse des Volks gilt es durchaus nicht, indem diese eben so arbeitsam und fleißig ist, als irgend eine Nation in Europa. Was das letztere betrifft, daß sie nur für das arbeiten, was durchaus nothwendig ist, so widerspricht er selbst im Nachfolgenden dieser Beschuldigung, wo er zeigt, daß sie nicht blos für das Nothwendige, sondern sogar für Pracht arbeiten, und Pracht kann man doch wohl nicht unter die Bedürfnisse des menschlichen Lebens rechnen. Uebrigens giebt er uns diese Beschreibung von dem Kunstfleiße der Perser: Alle schöne Werke der Malerei, Bildhauerkunst, Drechselarbeit und dergleichen, deren Schönheit in der Nachahmung der Natur besteht, haben bei diesen asiatischen Völkern gar keinen Werth. Sie glauben, daß diese Dinge, weil sie nicht zu den Bedürfnissen des Lebens gehören, der darauf verwandten Mühe gar nicht werth seien. Aus dieser Ursache, sagt er, sind ihre Künste wenig kultivirt. Die Perser sind auch nicht, nach seiner Behauptung, zu neuen Erfindungen aufgelegt. Sie glauben, daß sie alles haben, was zu den Bedürfnissen und Bequemlichkeiten des Lebens gehört; das übrige kaufen sie lieber von den Fremden. — Allein obgleich Chardin ihre Gleichgültigkeit gegen Künste tadelt, so muß er doch, was ihre Handwerke betrifft, großentheils ihren Kunstfleiß rühmen. — Die Handwerker, sagt er, brauchen in Persien wenig Handwerkszeug. Es ist fast unglaublich, wie leicht sich ein Arbeiter niederlassen kann. Die meisten haben weder Boutiquen noch Werkstätte. Sie arbeiten aller Orten, wo man sie verlangt, und tragen

ihr Handwerkszeug bei sich. Sogar die Gold- und Sil-
berarbeiter verrichten ihre Arbeiten allenthalben, wo man es
haben will. Der Herr trägt einen Sack, in welchem sich
eine Feile, ein Hammer, eine Zange u. dergl. befinden.
Der Lehrjunge trägt den Schmelztiegel und den Blasebalg.
— Uebrigens sind die Perser sehr gute Meister in der
Stickerei, besonders mit Gold und Silber, entweder auf
Tuch, oder Seide, oder Leder. Sie machen auch Faiance
von schöner Arbeit, die man von dem chinesischen Porcel-
lain nicht wohl unterscheiden kann. Sie haben vorzüglich
gute Golddrahtzieher und Gerber, die Korduan verferti-
gen. All ihr Küchengeräth besteht aus verzinntem Ku-
pfer, und die Verzinnung ist so weiß, fein und schön, wie
Silber. Ihre Waffenschmiede machen vortreffliche Arbei-
ten und Bogen, welche die schönsten im ganzen Orient
sind. Die Perser verfertigen auch viele andere brauchbare
und gute Sachen aus Stahl und Eisen, als Kanonen,
Messer, Scheeren, Spiegel u. dergl. Sie machen aber
außer den stählernen Spiegeln auch Glasspiegel. Nach
Chardin's Berichte haben die Färber es hier weiter gebracht,
als in Europa; denn die Farben haben viel Leben und
Glanz und verbleichen nicht so geschwind. Sie haben auch
vortreffliche Manufacturen von Wolle, Baumwolle, Zie-
gen- und Kameelhaar, hauptsächlich aber von Seide.
Da diese letztere überflüssig im Lande ist und zu den be-
trächtlichsten Manufacturen gehört, so verarbeiten sie solche
sehr gut. — In Drechselarbeit haben sie auch ziemliche
Fortschritte gemacht, es fehlt ihnen aber noch viel an Voll-
kommenheit. Die Goldschmiede-, Uhrmacher-, Glas-
macher- und Papiermacherkünste und Handwerke werden
in Persien schlecht getrieben. Man hat zwar viele Glas-
hütten, allein das Glas ist grünlich und voller Blasen.
Ihr Papier ist aus Kattun gemacht, und ist grau und
schmutzig.*) Hieraus sehen wir, daß die Perser, ob-

*) Chardin's Reise nach Persien; in Sammlung der besten
und neuesten Reisebeschreibungen. B. 5. S. 532. u. 544. ff.

gleich sie in einigen Punkten noch zurück stehen; es in den meisten Künsten und Handwerken nicht allein weit, sondern es auch zur Vollkommenheit gebracht haben; und in diesem Stücke kann man Chardin um so viel mehr Glauben beimessen, da man deutlich sieht, daß es nicht seine Absicht ist, den Persern ein übertriebenes Lob beizulegen.

Von Persien komme ich nach Indien. Hier findet man die Kaschemirer, ein geschicktes, fleißiges und arbeitsames Volk. Sie verfertigen hölzerne Betten, Schreibepulte, Schreibzeuge, Kästchen, Löffel und verschiedene Arten kleiner Arbeiten, die ihrer Schönheit wegen durch ganz Indien gesucht werden. Sie tragen einen Firniß darauf, der ihnen eigen ist. Ihr Papier wird für das beste im Orient gehalten. Es machten ehemals, so wie der Zucker, die lackirten und Eisenwaaren einen wichtigen Handelsartikel aus. Den größten Theil ihres Ruhms und ihres Wohlstandes haben aber die Kaschemirer von jeher den Manufacturen von Schaals zu verdanken, welche sie von so vorzüglicher Güte verfertigen, daß sie noch jetzt unerreicht sind. Man macht zweierlei Arten, eine aus inländischer Wolle, die feiner und zarter als die spanische ist, die andere aus einer Wolle, oder vielmehr aus Haaren, die man von der Brust wilder Ziegen in Tibet nimmt. Die Güte ihrer Waaren beweiset, daß, wenn die Einwohner von einsichtsvollen und freigebigen Fürsten regiert würden, sie sich gewiß in jeder Art von nützlichen Künsten hervorthun würden. Allein der schwere Druck der Regierung und die Raubsucht der Nachbarn, welche fremde Kaufleute ohne Schonung überfallen und oft ganze Ladungen plündern, haben den Handel und die Gewerbe von Kaschemir sehr tief herabgebracht. Unter der vormaligen sanften Regierung waren in Kaschemir 40000 Weberstühle für Schaals vorhanden; gegenwärtig sind kaum 16000 mehr übrig. Obgleich der schwere Druck der Regierung zwar eine Ursache dieser Verminderung ist, so kann man sie doch auch zum Theil dem Verfall und der Verarmung des persi-

schen und indostanischen Reichs zuschreiben, wo diese Waaren vordem in größerer Menge abgesetzt wurden. *)

Was die Hindostaner und die übrigen Indianer betrifft, so haben sie es ebenfalls in verschiedenen Zweigen des Kunstfleißes zu großer Vollkommenheit gebracht. In allen ihren Städten und Dörfern giebt es Schulen, in welchen die Kinder im Lesen, Schreiben und Rechnen unterrichtet werden; dessen ungeachtet ist die Zahl deren nicht groß, die hierin eine Fertigkeit besitzen; aber desto größere Fertigkeit besitzen sie in ihren Handwerken und Kunstarbeiten. Sie brauchen nur wenig Handwerkszeug, und nichts desto weniger können sie die Arbeit anderer Nationen gut nachahmen, wenn man ihnen gute Muster gibt. Kein Volk übertrifft sie in der Kunst, etwas mit Elfenbein einzulegen. Sie haben dieselben Handwerker, wie wir, sogar Uhrmacher. Ihre Goldschmiede machen niedliche Arbeit und ahmen jede europäische Goldschmiedearbeit nach. Ihre netzförmige Arbeit in Gold und Silber übertrifft alles, was man von der Art in andern Welttheilen findet. Ihre Malereien sind, obgleich sie das Zeichnen nicht verstehen, sehr lebhaft in ihren Farben. Ihre Baumeister brauchen ein Cement von Muschelschalen, das weit härter ist als von Ziegeln. Daraus machen sie die Terrassen auf den Häusern und legen den Boden damit aus, wodurch es wie ein einziger Stein aussieht. Sie haben auch gute Zimmerleute, die nach englischen Rissen sehr gut arbeiten. Die Frauenzimmer erwerben sich ihren Unterhalt durch Wollespinnen, Weben, Strumpfstricken, Mattenflechten u. dergl. Ihre Manufakturen sind eben so mannichfaltig, als ihre Produkte verschieden sind. Die Feinheit ihrer baumwollenen Zeuge, ihrer Kattune, ihrer Nesseltücher und Musseline hat einen hohen Grad von Vollkommenheit erreicht. Ihre Leinwand wird theils gedruckt, theils mit dem Pinsel gemalt, und

*) Beschreibung von Kaschemir, von Hennicke; in Zachs monatl. Correspondenz November 1801. S. 503. ff.

die Farbe geht durch das Waschen niemals aus, welches mit den europäischen gefärbten Waaren gemeiniglich der Fall ist. Mit einem Worte, in ihren Handwerken, die sie hinlänglich verstehen, sind sie fleißigere und bessere Arbeiter, als manche Europäer.*)

Von den Chinesen brauche ich nicht zu reden. Ihre gestickten sowohl als gezeichneten Seidenstoffe, ihre Nanquine, ihre Fayence-Arbeit sind dem Leser hinlänglich bekannt. Obgleich sie in der Malerei den Europäern weit nachstehen, indem sie, mehrerer Mängel nicht zu gedenken, nicht verstehen, Licht und Schatten in ihren Gemälden zu mischen; so wissen sie doch die schönsten Farben zuzubereiten, welche vor den europäischen den Vorzug haben, daß sie nicht sobald verschießen. — So haben die südlichen Gegenden Asiens, was die Kunstkultur betrifft, es zu einem hohen Grade der Vollkommenheit gebracht. In gewissen Zweigen des Kunstfleißes stehen sie zwar den Europäern weit nach; in andern aber sind sie ihnen gleich, und in einigen übertreffen sie sie; allein dieser großen Fortschritte in der Kunstkultur ungeachtet, sind sie doch an Verstandeskultur noch weit zurück. Philosophie, Chemie, Physik, Mathematik, Naturgeschichte sind ihnen fast unbekannte Wissenschaften. Die spekulativen Wissenschaften erreichen niemals einige Vollkommenheit bei diesen Nationen. Allein eine lebhafte Fantasie, ein wirksamer Erfindungsgeist, Aufmerksamkeit auf die Naturprodukte und die Naturwirkungen, die ihnen in die Sinne fallen, schnelle Ergreifung und sinnreiche Benutzung derselben vertreten die Stelle der Verstandeskultur und unsrer gelehrten Theorieen, und bringen diese Meisterstücke in der Kunstkultur hervor, die wir nicht genug bewundern können.

*) Reisen nach Südamerika, Asien und Afrika, von Langstedt. Abschnitt 2. S. 193 u. 204. — Kurze Nachricht von Indostan; in Sammlung der besten und neusten Reisebeschreibungen. B. 7. S. 289 ff.

VI.

Vergnügungen

der

wilden und rohen Völker.

Kap. 1.

Gesang.

Hang zu Vergnügungen ist allen lebendigen und sinnlichen Wesen anerschaffen. Jedes Thier sucht seine Vergnügungen, und genießt dieselben seiner Natur und Empfänglichkeit gemäß. Die Nahrung, die es nährt, der Trank, der seinen Durst stillet, die Handlung, wodurch es seine Art fortpflanzt, ein mildes Wetter, eine erwärmende Sonne, alles dieses verursacht dem Thiere frohe Empfindungen, und diese geben mehrere unter ihnen, jedes nach seiner Art, der Vogel durch seinen Gesang, das Thier durch sein Springen, der Fisch durch seine muntern, hastigen Bewegungen im Wasser, zu erkennen. Der Mensch, insofern er ein sinnliches Wesen ist, sucht aus einem natürlichen Triebe auch seine Vergnügungen; und ist er noch entweder in einem ganz thierischen Zustande, wie einige Völker noch sind, oder in Ansehung der Entwickelung des Verstandes nur wenig über das Thier erhaben, so sind die Vergnügungen, die er sucht, wie auch der Gegenstand derselben die nämlichen, die das Thier sucht, und erstrecken sich nicht weiter.

So bestehen, wie Cranz berichtet, die Vergnügungen der Grönländer blos darin, sich so satt zu essen, daß sie platzen möchten, und nachher nach einer Trommel zu singen und zu tanzen.*) Die Einwohner der aleutischen

*) David Cranz Historie von Grönland. Buch 3. Abschnitt 3. §. 23.

Inseln, ein in hohem Grade viehisches Volk, suchen auch ihre Ergötzlichkeiten, aber diese sind eben so thierisch, wie sie selbst, und müssen es durchaus sein. Hochzeiten, Geburten, Religionsübungen machen ihnen zwar keine Feste; aber zufällige Lustbarkeiten verschaffen ihnen gestrandete Wallfische, glückliche Jagden und unverhoffte freundschaftliche Besuche. Wenn ein Wallfisch strandet, oder ein Aas desselben ans Ufer getrieben wird, so gehört diese Beute der ganzen Insel. Alle versammeln sich sehr freudig bei dem Aase, verrichten einige götzendienstliche Ceremonien, entkleiden sich dann bis auf die Haut, und zerstücken und theilen Fleisch, Speck, Haut und Geribbe. Nachher ziehen sie ihre besten Kleider an, setzen Knochen in die Näse und verzehren alles Eßbare in ausgelassener Fröhlichkeit. Aehnliche, doch nicht so allgemeine Feste veranlassen besonders glückliche Jagden und Fischereien. Ihre Lustbarkeiten bestehen, außer einem unmäßigen Genuß des Fleisches und Fettes, in Paukenschlagen, Singen, Tanzen, Erzählen und dem Genuß der Liebe. Ihr einziges musikalisches Instrument ist die Trommel. Mit dieser gehen sie ihren ankommenden Gästen entgegen, auch richten sie sich im Tanze darnach. Sie tanzen nicht in die Runde, sondern mehrere in einer Reihe vor- und rückwärts unter vielen Sprüngen. Bisweilen nehmen sie bei ihren Tänzen hölzerne Masken vor, die Thieren gleichen sollen und häßlich aussehen. Die Mannspersonen entkleiden sich, ein Schürzchen vor der Schaam ausgenommen, bis auf die Haut; die Weibsleute hingegen behalten ihre Kleider an. Nach geendigtem Tanze zerschlagen sie Pauken und Masken, und machen künftig neue, wie der gemeine Mann bei uns zuweilen die Bouteillen zum Fenster hinaus wirft, wenn der Wein ausgetrunken ist. Sind Zauberer vorhanden, so machen diese noch ihre Künste und weissagen. Endlich begeben sich die fremden Gäste auf ihr Lager, da denn die Wirthe, die mehr als eine Frau haben, die übrigen den Mannspersonen, die

ohne Weiber kamen, abtreten. Beim Abzuge geht alles sehr frostig her, ohne daß die Fremden begleitet werden, noch für die Bewirthung danken. *)

Man sieht, daß diese Insulaner ganz thierische Menschen, und ihre Lustbarkeiten eben so thierisch, wie sie selbst, sind. Essen, Trinken und den Trieb der Liebe befriedigen ist ihr Hauptvergnügen. Daß sie eine Trommel haben, nach welcher sie nach dem Takte herumspringen, ist fast das einzige in ihren Ergötzlichkeiten, das sie von den Thieren unterscheidet. Die Thiere springen auch, wenn sie froh sind, herum, aber die Trommel mangelt ihnen.

Ich könnte leicht mehrere Beispiele ganz thierischer Vergnügungen anführen; da diese aber einander vollkommen ähnlich sind, so will ich dem Leser nicht mit Anführung mehrerer Beispiele der Art Langeweile machen, sondern lieber solche Ergötzlichkeiten erwähnen, in welchen die Menschennatur etwas mehr hervorschimmert. Wenn man die Geschichte der rohen Völker lieset, so findet man bei ihnen, was ihre Vergnügungen betrifft, eben dieselben Erfindungen, wie bei den kultivirten Nationen. Sie haben ihre Gesänge, ihre musikalischen Instrumente, eine Art Concert, Schauspiele, Spiele, Leibesübungen, Tanz, sogar Thiergefechte. Der Unterschied besteht blos darin, daß alle diese Vergnügungsarten geschmacklos sind, einen rohen Charakter und Mangel an Verstandes- und Kunstkultur verrathen.

Zuerst will ich ihre Gesänge erwähnen. Die Menschen sind, wie die meisten Vogelarten, singende Wesen. Alle haben sie ein angebornes Talent zum Gesange, Organe zur Ausführung desselben und ein Gehör, das die Anwendung dieser Organe lenkt. Allein nicht alle Völker haben gleich viel Talent zur Musik. Nicht alle haben ein

---

*) Beschreibung aller Nationen des russischen Reichs von Georgi. Dritte Ausgabe. S. 371 ff.

gleich feines Gehör, nicht alle gleich biegsame Organe. Hierin hat, wie die Geschichte lehrt, die eine Völkerschaft den Vorzug vor der andern; und wahrscheinlich ist der Einfluß des Himmelsstriches eine Hauptursache eines solchen Vorzuges, der das eine Volk vor dem andern auszeichnet. Die Erfahrung lehrt aber auch, daß die besten natürlichen musikalischen Talente niemals zu einem hohen Grade von Vollkommenheit entwickelt werden, ohne mit Hülfe der Kunsttheorie, guter Muster und der Uebung nach diesen Mustern; so wie diese Hülfsmittel denjenigen in seiner Kunst nie vervollkommnen werden, dem die natürliche Anlage versagt ist.

Die Bewohner der Küste Angola sind ein Beweis des Gesagten. In Rücksicht ihres musikalischen Genies zeichnen sie sich vor den meisten bekannten rohen Völkern aus. Sie haben nicht die Verfeinerung der Kunst, aber die Natur hat sie mit einem so feinen Ohr und so bildsamen Organen begabt, daß sie vermittelst dieser Anlagen einigen Begriff von Harmonie bekommen haben. Sie haben die erste und zweite Stimme und den Baß, und diese Harmonie ist so richtig, wie sie nur immer sein kann. Ihre Gesänge führen sie mit einer außerordentlichen Genauigkeit aus und begleiten sie mit Tänzen. Derjenige, welcher den Tanz anfängt, stellt sich vor die Tänzer, die, wenn sie zahlreich sind, in einer oder zwei Reihen stehen, sonst aber einen Kreis um den Vortänzer schließen. Dieser lehrt sie zuerst die Schritte, die sie machen sollen, dann theilt er sie in die erste, zweite Stimme und Baß, und weiset jedem den Platz an, der ihm nach seiner eigenthümlichen Stimme zukommt. Nun singt er ihnen das Lied vor, welches sie auch bald fassen, da der ganze Gesang nur aus zwei bis drei Redensarten besteht, die beständig wiederholt werden. Verschiedene dieser Gesänge sind auch eine Art von Unterredung mit dem Vorsänger, der allein singt und dem das Chor antwortet. Jeder Takt wird mit einem Sprung auf einem oder beiden Bei-

nen begleitet. Hierzu kommt noch, daß sie nach dem Takte mit den Händen klatschen.*) Obgleich aber diese Neger eine so gute natürliche Anlage, ein feines Gehör, gute Organe und Gefühl für die Harmonie in der Musik haben, so ist doch, dem Berichte Degrandpre's zufolge, ihre Musik barbarisch. Die Kunsttheorie fehlt, sie können daher in diesem Stücke niemals einige Vollkommenheit erreichen.

Eben dieses gilt von allen rohen Völkern. Sie singen alle, und dieses macht einen Theil ihrer Zeitverkürzung und ihrer Ergötzlichkeiten aus. Es gibt aber kein rohes Volk, das sich in diesem Stücke der Vollkommenheit nähert und noch weniger sie wirklich erreicht. Nichts desto weniger gibt es doch einige, deren Gesang nicht ganz ohne allen Geschmack ist. Die Stimme der Weiber in Neuseeland ist sanft und biegsam und macht eine rührende und zärtliche Wirkung. Der Takt ist langsam und traurig. Cook behauptet, daß in ihrer Musik überhaupt mehr Geschmack herrsche, als man von solchen Wilden erwarten sollte.**)

So fand man auch den Gesang bei den Einwohnern von Nutkasund. Obgleich diese sehr pflegmatisch sind, so äußern sie doch von einer andern Seite viel Empfänglichkeit für zärtliche Gefühle, wie unter andern ihr Hang zur Musik beweist. Diese ist größtentheils ernsthaft und zwar wirklich rührend. Wenn sie singen, halten sie alle genau den Takt. Gefühl für Takt scheint allen Menschen angeboren zu sein. Man findet solches selbst bei den rohesten Völkern. Es muß dieses in ihre Organisation durchaus eingewebt sein. — Der Gang dieser Gesänge ist lang-

---

*) Reise nach der westlichen Küste von Afrika, von Degrandpre. Abschn. 2. in Sprengels Bibliothek der neuesten und wichtigsten Reisebeschreibungen. B. 5. S. 44.

**) Cook's Reise um die Welt: in Hawkesworths Geschichte der neuesten Reisen um die Welt. B. 3. S. 310.

sam und feierlich; allein die Musik selbst scheint nicht so sehr einfach, wie bei so manchem andern rohen Volke; vielmehr bemerkte man manche ausdrucksvolle Abwechselung darin, und die Melodie hatte etwas überaus Gefälliges und Rührendes. Außer ganzen Chören singen oft auch einzelne Personen ein ernsthaftes Lied, wobei sie mit der Hand auf den Schenkel den Takt schlagen. Es gibt indeß auch Fälle, wo die Musik ihren gewöhnlichen feierlichen Charakter abzulegen scheint, und zuweilen wird ein lebhafteres muntreres Lied gesungen, worein sich sogar manchmal ein wenig Possierlichkeit mischt.*)

Die Araber sind ein ernsthaftes Volk; man kann also erwarten, daß ihr Gesang ihrem Charakter entsprechen müsse. Sie wissen von nichts als Vokalmusik. Die Begleitung der Instrumente kennen und schätzen sie nicht, und haben darin ganz Recht; denn ihre Instrumente, selbst die Flöte nicht ausgenommen, sind abscheulich. Sie lieben in dem Gesange übertriebene hohe Töne, die sie mit der stärksten Anstrengung sehr laut singen. Ihr Gesang ist von Seufzern und Bewegungen begleitet, welche die Leidenschaft mit so viel Stärke malen, als unser Wohlstand vielleicht nie erlauben dürfte. Doch ist es eigentlich in dem schwermüthigen Vortrage, worin sie sich auszeichnen. Wenn man einen Araber mit gesenktem Haupte sieht, mit seiner hohlen Hand nahe am Ohre; wenn man seine gefalteten Augenbraunen, seine schmachtenden Augen betrachtet; wenn man seine klagenden Intonationen, sein langes Aushalten, seine tiefen Seufzer hört, so ist es, sagt Volney, beinahe unmöglich, sich der Thränen zu enthalten. Diese rührenden Gesänge ziehen sie auch allen andern Gesängen vor, so wie sie auch unter allen Talenten das Talent des Gesanges am höchsten schätzen.**)

---

*) Cook's dritte Entdeckungsreise, von Georg Forster. B. 3. S. 57.

**) Volney's Reise nach Syrien und Aegypten. Th. 2. Abtheil. 4. Cap. 39.

Wie die Araber bei ihrem Gesange musikalische Instrumente nicht vertragen können, so ist der öffentliche Gesang der Malabaren jederzeit mit Instrumentalmusik verbunden. Ihre Singstimmen, deren sie sechs zählen, haben sehr sonderbare Benennungen, nämlich die Pfaustimme, die Elephantenstimme, die Ochsenstimme, die Schafsstimme, die Pferdestimme und die Stimme eines gewissen Vogels, der Anilpakshi genannt wird. — Worin der Unterschied zwischen diesen Stimmen besteht, und warum sie ihnen diese lächerliche Namen geben, ob sie vielleicht die Stimmen der Thiere, nach welchen sie benannt werden, nachahmen sollen, kann ich nicht entscheiden. — Während des Gesanges klatschen sie in die Hände, wechseln oft in Ton und Stimme, je nachdem es dem Gegenstande gemäß ist, singen bald leise, bald stark, und lassen die Töne entweder durch die Nase gleiten, oder stoßen sie mit der größten Heftigkeit und schnell auf einander folgenden Zungenschlägen zwischen den Zähnen heraus.*) Aus obigem erhellet, daß der Gesang dieser Indianer etwas wild sein müsse. Er hat nicht das Zärtliche, Rührende, Feierliche, welches den Gesang der obgenannten Völker charakterisirt. Höchstens suchen sie durch den Gesang die in ihren Liedern enthaltenen Ideen auszudrücken, und dies ist nicht zu tadeln, wenn die Art, wie sie dieselben ausdrücken, weniger wild wäre und mehr Wohlklang hätte, als sie nach obiger Beschreibung haben kann.

So wird man überall finden, daß der Gesang der rohen Menschen sehr verschieden ist. Bei einigen ist er sanfter, bei andern stärker, und gleicht vielmehr einem Geschrei, als einem Gesang. Bei einigen ist er zärtlich und rührend, bei andern munter und wild. Diese Verschiedenheit entspringt theils aus ihrem größern oder kleinern musikalischen Genie, theils aus ihrem Nationalcha-

*) Paolino da San Bartholomeo Reise nach Ostindien, von Reinhold Forster. S. 371.

rakter. Beides muß natürlicherweise einen sehr wichtigen Einfluß auf die Musik derjenigen Völker haben, die blos der Natur folgen und die Regeln der Tonkunst nicht kennen, ohne welche sie nothwendig auf der Stuffe stehen bleiben müssen, worauf sie einmal mit Hülfe der Natur gekommen sind.

Der Gegenstand ihrer Gesänge ist gemeiniglich von dreierlei Art; entweder Liebe, oder Ruhm der annoch Lebenden und der Verstorbenen. Unter mehreren, die in Liebesliedern Vergnügen suchen, will ich nur die Beduinen erwähnen. Dem Berichte Volney's zufolge herrscht in ihren Liebesliedern mehr Natur und Gefühl, als in den Gesängen der Türken und der Bewohner der Städte, ohne Zweifel deswegen, weil jene reine Sitten haben und die Liebe im höhern Sinne kennen; da diese hingegen sich den Ausschweifungen ergeben, und sinnlicher Genuß ihr einziger Endzweck ist. Allein außer solchen Liebesliedern sind Mährchen und Geschichten in der Manier der tausend und eine Nacht ein angenehmer Zeitvertreib für diese Araber. Des Abends setzen sie sich auf die Erde bei dem Eingang ihres Zeltes, oder, wenn es kalt ist, in das Zelt selbst, und hier machen sie mit der Pfeife im Munde und kreuzweise über einander gelegten Füßen einen Kreis um ein kleines Feuer von Mist. Anfangs sitzen sie stillschweigend da, in einer Art von Träumerei; alsdann bricht einer unter ihnen unversehens das Stillschweigen mit einem: Vor vielen Jahren war einmal, und theilt ihnen nun die Abentheuer eines jungen Schaiks, oder eine Liebesintrigue, oder etwas dem ähnliches, mit, ganz in der Manier des Salomonischen Hohenliedes. Eine solche Erzählung kann oft ziemlich lange währen, und endigt sich mit dem Beifalle der Zuhörer.*) Auch bei uns hat der rohe gemeine Mann für Liebeslieder, Mährchen

*) Volney's Reise nach Syrien und Aegypten. Th. 1. Abtheil. 4. Cap. 23.

und Geschichten eine besondere Leidenschaft, nur mit dem Unterschiede, daß er Gespenster= und Hexenmährchen am meisten liebt.

Der zweite Gegenstand der Gesänge der rohen Völker ist das Besingen ihrer alten Helden und deren Thaten. Solche Gesänge hatten die alten Skandinaver; solche haben noch die Morlacken.*) Solche Volkslieder müssen ohne Zweifel, wenn sie übrigens gut und zweckmäßig sind, viel dazu beitragen, dem Volke Rechtschaffenheit, Tapferkeit, Treue, Vaterlandsliebe einzuflößen und seine Nationaldenkungsart erhalten. Zu demselben preiswürdigen Zwecke werden die Dichtkunst und der Gesang auch unter den Mandingos in Afrika gebraucht. Wie diese Neger Liebhaber der Musik sind, und daher verschiedene Instrumente mit Saiten haben, wie auch Trommeln, Flöten, Glocken, wozu noch das Händeklatschen kommt, welches bei allen ihren Tänzen und Concerten einen nothwendigen Bestandtheil der Harmonie macht; so lieben sie auch die Dichtkunst, und die Poeten in Afrika sind glücklich, daß sie größtentheils dem Mangel nicht unterworfen sind, welcher oft in den kultivirten Staaten Europens das Loos der Musensöhne gewesen ist.

Ihre Dichter können in zwei Klassen getheilt werden. Zu der ersten Klasse gehören diejenigen, die sich damit abgeben, die Thaten der Vornehmern oder aller Personen zu besingen, die Willens sind, sie gut zu bezahlen, um ihr eigenes Lob zu hören. Allein ein edlerer Theil ihrer Muse besteht darin, die Begebenheiten ihres Vaterlandes in Versen zu erzählen. Daher begleiten sie in Kriegszeiten die Soldaten ins Feld, um die Krieger durch Erzählung der Heldenthaten ihrer Voraltern zur Nachahmung aufzumuntern. Die andere Klasse ihrer Dichter muß man entweder zu den Schwärmern oder zu den Betrügern rechnen.

*) Alberto Fortis Reise in Dalmatien. Th. 1. Zweites Sendschreiben. §. XIV.

Diese besteht aus andächtigen Mandingos, die Anhänger des mahomedanischen Glaubens sind, im Lande herumreisen, religiöse Hymnen singen und gewisse kirchliche Gebräuche verrichten, um die Gnade des Allmächtigen, sei es nun, um Unglücksfällen zuvor zu kommen, oder irgend ein Unternehmen zu begünstigen, zu erflehen. Beide Klassen dieser Dichter und Sänger haben viel zu thun, werden von dem Volke sehr geehrt, und reichliche Beiträge werden für sie gesammelt. *)

Die Mandingos entweihen zwar dadurch ihre Muse, daß sie gegen Bezahlung den Ruhm der Vornehmern besingen; sie brauchen aber doch auch ihr Dichtertalent in der edlern Absicht, durch Besingen der Heldenthaten der Alten die Tapferkeit ihrer Krieger zu entflammen. Die Fulier hingegen wenden ihre Gedichte, die sie singen und mit Musik begleiten, nur dazu an, diejenigen zu ergötzen und ihnen zu schmeicheln, die ihnen eine Vergeltung dafür geben. Der König und die Großen des Reichs halten zwei, drei oder mehrere dieser Sänger zu ihrer und ihrer Gäste Belustigung. Andere Neger miethen auch diese Leute, ihr Lob zu besingen, und vergelten es ihnen reichlich. Sonderbar aber ist es, daß, bei aller dieser Neigung des Volkes zur Musik und der reichlichen Vergeltung, die es seinen Sängern gibt, diese doch bei ihnen in großer Verachtung stehen, und daß man ihnen ein Begräbniß mit den ordentlichen Ceremonien versagt und ihre Leichname gerade in einen hohlen Baum setzt, bis sie verfaulen. Dichter und Sänger haben also nach dem Tode bei ihnen das nämliche Schicksal, wie die Schauspieler, Theatersänger und Tänzer der Europäer in den katholischen Staaten, daß man bei ihren Lebzeiten viel aus ihnen macht, sie aber nach dem Tode kaum eines sogenannten ehrlichen Begräbnisses würdigt. Man kann diesen Fu-

*) Reisen im Innern von Afrika, von Mungo Park. Abschnitt 21.

siern die Feinheit im Charakter nicht zutrauen, daß sie diese Sänger verachten sollten, weil sie ihr Dichtertalent zum Schmeicheln und folglich zum Betriegen mißbrauchen. Die wahre Ursache der Art, wie sie dieselben nach dem Tode behandeln, ist Aberglaube. Dem Berichte Labat's zufolge glauben sie, daß sie einen vertrauten Umgang mit ihrem Teufel Hore haben, so wie mehrere alte aber doch kultivirtere Völker sich einbildeten, daß ihre Sänger von einem Geiste beseelt wären. Dieses Wahnes wegen halten die Fulier sie für unehrlich, ob sie gleich dieses bei ihren Lebzeiten nicht zu erkennen geben, weil sie ihnen zu ihrem Vergnügen unentbehrlich sind. Sobald sie aber todt sind, bilden sie sich ein, daß die Erde einen weiten Raum um ihr Grab herum nichts tragen, und daß die Flüsse von ihren Leichnamen vergiftet werden würden.*)

Kap. 2.

Musikalische Instrumente.

Gemeiniglich pflegen alle rohe Völker ihren Gesang mit musikalischen Instrumenten zu begleiten. Sehr wenige machen hiervon eine Ausnahme, z. E. die Araber, von denen oben die Rede gewesen ist. Die Einrichtung und Verfertigung dieser Instrumente ist zugleich ein Mittel, den Fortgang zu beurtheilen, den sie im Kunstfleiße gemacht haben. So unbeträchtlich aber auch ihre Kunstkultur ist, so wollen sie doch etwas haben, das wenigstens einem Instrumente ähnlich sei, wenigstens etwas, das den Takt angeben und sie bei ihren Tänzen leiten könne.

*) Allgemeine Historie der Reisen zu Wasser und Lande. B. 3. S. 203 ff.

Das schlechteste musikalische Instrument, wenn man es so nennen kann, findet man auf der Norfolk-Insel. Die Musik bei dem Tanze dieser Insulaner besteht in zwei Stöcken von sehr hartem Holze. Den einen hält der Musikant wie eine Violine gegen die Brust, und mit dem andern schlägt er den Takt darauf. Er singt auch dabei, und verschiedene Knaben und Mädchen helfen ihm, die zu seinen Füßen sitzen und auf dem Bauche mit flacher Hand den Takt schlagen.*) Da die Instrumental-Musik nothwendig einen Anfang haben muß, so kann es kaum ein anderer, als dieser, gewesen sein. Da diese Art von Musik, sowohl in Rücksicht auf die Erfindung als die Ausführung, die leichteste und einfachste ist, so muß sie ohne Zweifel die erste sein, wenigstens auf dieser Insel.

Nicht viel besser sind die Instrumente der Einwohner am Nutkasund, sie verrathen aber doch etwas mehr Erfindung. Sie haben zwei musikalische Instrumente, eine Klapper und eine einen Zoll lange Pfeife mit einem einzigen Loch, die folglich nicht mehr als Einen Ton von sich geben kann. Bei welcher Gelegenheit diese Pfeife gebraucht wird, weiß man nicht. Anderson, der die Reise mit Cook machte, vermuthet, daß sie das Geheul oder Geschrei der Thiere damit nachahmen, wenn sie ihren ungeheuren Maskeraden-Anzug anlegen, und darin bald diesem bald jenem Thiere ähnlich sehen; denn er sah einst einen Mann in einer Wolfshaut, deren Kopf er über seinen eigenen gezogen hatte, vermittelst einer solchen Pfeife das Geheul dieses Thieres nachahmen. Die Klapper hat gemeiniglich die Gestalt eines Vogels, in dessen Bauch einige kleine Kieselsteine sind, und dessen Schwanz zur Handhabe dient.**) Dieses Instrument, das keinen Ton von sich geben kann, kann zu nichts anderm dienen, als

---

*) Hunter's Reise nach Neusüdwallis. Cap. 7. S. 118 ff.

**) Cook's dritte Entdeckungsreise, von Georg Forster. B. 3. S. 57.

den Takt bei ihrem Gesange zu schlagen, wie die beiden Stöcke, die oben erwähnt sind. Es verräth aber doch dieses etwas mehr Erfindungskraft und eine aufkeimende Kunstkultur.

Auf den Königin-Charlotten-Inseln bestehen die musikalischen Instrumente der Eingebornen nur in einer Klapper. Ihre Gesänge bestehen meistentheils aus verschiedenen Strophen, deren jede sich mit einem Chor endigt. Der Vorsänger fängt jede Strophe allein an, darauf fallen sowohl Männer als Weiber in den Gesang ein und schlagen regelmäßig den Takt dazu mit ihren Händen. Unterdessen bewegt der Anführer seine Klapper und macht tausend possierliche Geberden, wobei er von Zeit zu Zeit ganz anders singt als die andern, und diese Musik dauert beinahe eine halbe Stunde unaufhörlich. Die Klapper, die man hier braucht, ist von einer andern Einrichtung als die in Nutka. Sie ist zirkelrund, ungefähr neun Zoll im Durchmesser, und aus drei kleinen Stecken gemacht, die in verschiedener Entfernung von einander rund gebogen sind. Eine große Menge Vogelschnäbel und getrockneter Beeren sind um dieses sonderbare Instrument gebunden, welches von dem Anführer geschüttelt wird, und nach seiner Meinung zur Verschönerung des Conzertes nicht wenig beiträgt. *)

In Neuseeland ist die Instrumentalmusik nicht besser beschaffen. Die Einwohner dieser Insel haben auch zwei tönende Instrumente. Das eine ist eine Muschel, aus welcher sie einen Laut heraus zwingen, der fast so klingt, als wenn man bei uns ein Kuhhorn bläst. Das andere ist eine kleine hölzerne Pfeife, an Gestalt einem Kegel ähnlich. Aus dieser Pfeife können sie aber keinen bestimmten Ton heraus locken, der nur die mindeste Aehnlichkeit mit einer Melodie hätte. Dies scheinen sie in der

*) Geschichte der Reisen, die seit Cook unternommen worden sind, von Georg Forster. Th. 1. S. 163.

That auch selbst zu erkennen, und singen daher niemals dazu.*)

Einen solchen Anfang muß das Flötenspiel gehabt haben. Ein Rohr mit einem Loch, aus welchem man einen Ton herausbringen konnte, muß die erste Flöte gewesen sein. Endlich versuchte man mehrere Löcher auf dem Rohre anzubringen, und brachte dadurch mehrere Töne hervor. So findet man es bei den Otaheitiern, daß sie zweierlei Arten von Flöten haben; da aber jede Flöte nur zwei Löcher hat, so können sie nicht mehr als vier Töne hervorbringen. Die Flöten sind aus einem hohlen Bambusrohr verfertigt, das ungefähr einen Fuß lang ist. Sie wissen diese Flöten gleichstimmig zu machen. Sie nehmen nämlich ein Blatt, rollen es zusammen, stecken es in die Flöte und schieben es so lange hin und her, bis der erforderliche Ton herauskommt, den sie durch das Gehör sehr genau zu beurtheilen wissen. Diese Flöten werden wie unsre Querflöten geblasen, ausgenommen, daß der Spieler, statt den Mund zu gebrauchen, die Flöte mit dem einen Nasenloche bläst und das andere indeß mit dem Daumen zuhält.

Außer den Flöten haben die Otaheitier auch Trommeln. Diese bestehen aus einem hohlen, cylinderförmigen Stück Holz, das am untern Ende dicht und am obern Ende mit Seehundsfell überzogen ist. Sie schlagen dieselben nicht mit Schlägeln, sondern unmittelbar mit den Händen. Sie wissen auch zwei Trommeln von verschiedenem Klange auf einen einzigen Ton zu stimmen. Zu diesen Instrumenten singen sie, wobei sie sehr genau den Takt beobachten, und oft machen sie die Lieder aus dem Stegreife, wovon man auch bei verschiedenen andern Völkern Beispiele findet.**) Die Lieder der rohen Menschen

*) Cook's Reise um die Welt; in Hawkesworths Geschichte der neuesten Reisen um die Welt. B. 5. Hauptst. 80. S. 510. ff.

**) Cook a. St. B. 2. S. 560. u. B. 5. S. 508. f.

sind nicht gereimt, haben auch kein gebundenes Silbenmaß. Wenige Sätze, die oft wiederholt und zuweilen in Gleichnisse und tragische Ausdrücke eingekleidet werden, machen ihre Poesie aus. Ein Gedicht zu verfertigen, kann ihnen also nicht viele Mühe machen.

Die Einwohner der Freundschaftsinseln scheinen es in der Musik weiter als die Otaheitier gebracht zu haben; große Fortschritte haben sie aber deshalb nicht gemacht. Diese Insulaner sitzen bei Tage gern beisammen in der freien Luft, unterreden sich mit einander und vertreiben sich dadurch die Zeit. Ihre Vergnügungen bestehen im Tanzen, Singen und Instrumentalmusik, welche mehrentheils von Frauenzimmern gemacht wird. Diese theilen sich zuweilen in verschiedene Chöre, wovon jedes aus einem andern Tone singt, welches, nach Cook's Berichte, eine angenehme Musik zuwege bringt. Dieser Gesang wird, wie auf Otaheiti, mit Flöten begleitet, und die Musik derselben wird dadurch einiger Abwechselung fähig, daß die Flöten von verschiedener Größe sind, da die Otaheitier hingegen ihre beiden Flöten auf einen Ton zu stimmen suchen. Uebrigens blasen sie in ihre Flöten, wie die Otaheitier, mit der Nase.*) Sonderbar ist es, daß die Bewohner der Sandwichsinseln nicht so weit gekommen sind, daß sie Flöten oder Rohrpfeifen haben. Ihr einziges musikalisches Instrument ist die Trommel. Nichts desto weniger macht ihr Gesang, den sie mit sanften Bewegungen der Arme begleiten, einen sehr angenehmen Eindruck.**)

Die Hottentotten kennen auch nicht die Flöte; aber eine Trommel haben sie. Diese Trommel ist ein irdener Topf, über welchen sie ein zubereitetes Schaaffell ziehen und es darüber spannen, wie ein Kalbfell über unsre

*) Cook's dritte Entdeckungsreise, von Georg Forster. B. 2. S. 114. u. 17.

**) Cook a. St. B. 3. S. 438 ff.

Trommeln. Auf diesem Instrumente spielen die Frauenzimmer allein, welche mit den Fingern darauf schlagen, können aber nicht mehr als einen Ton aus demselben hervorbringen. Außer diesem Instrumente haben sie auch ein anderes, Gomgom genannt, das aus einem aus Olivenholze gemachten Bogen besteht, mit einer Saite, die aus einem wohl gedrehten Schaafsdarm verfertigt und so dick ist, wie die dickste Saite einer Violine. Um dieses Instrument zur höchsten Vollkommenheit zu bringen, stecken sie die Saite, ehe sie auf den Bogen befestigt wird, durch ein Loch, welches in ein Stück Schale einer Kokosnuß gemacht ist. Durch Auf- und Abwärtsschieben dieser Schale können sie den Ton so viel verändern, wie es auf einem so einfachen Instrumente möglich ist. Aber mehr als zwei oder drei Töne können sie doch nicht hervorbringen. Diese werden beständig wiederholt, und nichts desto weniger finden sie diese Musik so angenehm, daß sie drei bis vier Stunden aushalten können.*) Dieses Instrument ist zwar höchst erbärmlich, wie die Trommeln und Pfeifen der oben genannten Völker; aber daß es Erfindungsgeist verräth, ist nicht zu läugnen, wenn sie es nur durch Nachdenken erfunden haben; aber möglich ist es, daß ein bloßer Zufall die erste Veranlassung zu diesem Instrumente gegeben hat, welches man, so viel ich weiß, bei keinem andern rohen Volke findet.

Trommeln und Pfeifen scheinen übrigens nach dem, was ich im Vorhergehenden gesagt und weiter unten sagen werde, die ersten musikalischen Instrumente gewesen zu sein, die diesen Namen verdienen können. Diese findet man auch beinahe allenthalben unter den rohen Völkern. Allmählig erfand man mehrere, welche zum Theil den Instrumenten der gebildeten Nationen gleichen. Zeugen sie zwar alle von ihrem Mangel an musikalischer Theorie

*) Beschreibung des Vorgebirges der guten Hoffnung, von Kolbe. Thl. 1. Cap. 18.

und Kunstkultur, so zeugen sie doch auch von ihrem Erfindungsgeiste. Der Gomgom der Hottentotten war schon eine neue Erfindung, durch welche diese Afrikaner sich sowohl von den nördlichen Amerikanern als den Bewohnern der Südsee auszeichnen. Es gibt aber andere Afrikaner, die wiederum in diesem Stücke vieles vor den Hottentotten voraus haben.

Die Neger in Guinea machen viel aus Musik und Tanz. Es gehört sogar mit zur Größe der Vornehmen, eine Bande Musikanten zu unterhalten. Ihre musikalischen Instrumente bestehen, außer einem, das unsrer Violine gleicht, aus vier bis sechs Flöten, einer Trommel, einigen Glocken und einigen Triangeln. Die Flöten sind im Durchmesser eben so dick, wie die unsrigen, aber über anderthalb Ellen lang, und haben nur vier Töne. Die Trommel hat Aehnlichkeit mit unsern Trommeln oder Pauken. Sie besteht aus einer sehr großen Kürbisschale, die mit Schaaffell überzogen ist. Jeder Spieler gebraucht nur eine Trommel, die er um den Hals hängt und mit seinen flachen Händen schlägt. Der Triangel, welchen der Spieler in der linken Hand an einem Bande hält, ist von Eisen, und indem er mit einem eisernen Stäbchen daran schlägt, begleitet er die Trommel. Mit diesen Instrumenten zusammen machen sie eine ziemlich erträgliche Musik, die mit unsrer Janitscharenmusik einige Aehnlichkeit hat.*)

Das musikalische Genie der Neger in Angola habe ich oben erwähnt; aber was ihre musikalischen Instrumente betrifft, so haben sie keine sonderlichen Fortschritte gemacht. Ihre Gesänge begleiten sie mit Trommeln, welche sie genau nach dem Takte schlagen. Ihre Trommeln sind nach ihrer Bestimmung verschieden von Gestalt. Man hat deren zum Tanz, zu öffentlichen Festen und zum Kriege. Die kleinsten Trommeln werden beim Tanze zu

*) Iserts. Reise nach Guinea. Achter Brief.

braucht. Eine Art dieser Trommeln ist aus dem Zweige eines gewissen Baumes verfertigt, und hat sieben Fuß in der Länge und funfzehn Zoll im Durchschnitt. Eine andere Art derselben ist aus Holz gemacht, das mit Feuer ausgehöhlt und mit Ziegenfell überzogen ist. Sie schlagen diese Trommeln nicht mit Stöcken, sondern blos mit den Händen. Sie haben außerdem eine Art Violine mit drei Saiten, die sie mit den Fingern schlagen, und sehr lermende Trompeten, theils von Holz, theils von Elfenbein. Alle diese Instrumente zeugen von Erfindung; sie sind aber nur schlecht, da es diesen Negern an Kunstkultur mangelt. *)

Sonderbar aber ist es, daß die Fulier, die weder an Kunst- noch Verstandeskultur die übrigen oben erwähnten Afrikaner übertreffen, doch in Hinsicht auf ihre musikalischen Instrumente viel vor ihnen voraus haben. Ein hoher Grad von Erfindungsgeist muß bei diesem Volke den Mangel an Kultur ersetzen. Diese Neger haben auch, wie die obgenannten, eine Art von Trompeten, aus Elephantenzähnen gemacht, welche sie aushöhlen und in- und auswendig so lange schaben, bis sie ihre gehörige Dicke haben. Diese Trompeten machen sie von verschiedener Größe, damit sie verschiedene Arten von Schall hervorbringen können. Sie haben eine Art Flöten aus Rohr, die aber nicht mehr als einen einzigen Ton hervorbringen können. Ihre Trommeln sind ausgehöhlte Baumstämme, die an dem einen Ende mit einem straffen Schaf- oder Ziegenfell überzogen sind. Zuweilen schlagen sie dieselben nur mit den Fingern, am öftersten jedoch mit zwei Klöppeln. In Rücksicht dieser Instrumente haben sie keinen Vorsprung vor andern; sie haben aber andere künstliche Instrumente, durch welche sie alle andere Afri-

*) Reise nach der westlichen Küste von Afrika, von Degrandpré. Abschnitt 2; in Sprengels Bibliothek der neuesten und wichtigsten Reisebeschreibungen. B. 5. S. 44 ff.

kaum übertreffen und viel Erfindungsgeist verrathen. Das eine besteht aus einem großen Kürbis mit einem langen Halse. Es hat sechs Saiten und Wirbel zum Stimmen. Dieses Instrument spielen sie mit den Fingern. Das andere Instrument ist noch künstlicher, und hat, dem Berichte Labat's zufolge, einige Aehnlichkeit mit unsern Orgeln. Er sagt, daß es aus sechzehn Röhren von hartem Holze bestehe, die einen Zoll breit und vier bis fünf Linien dick sind. Die längsten darunter sind achtzehn, und die kürzesten sieben oder acht Zoll. Sie ruhen auf einem kleinen Gestell, das einen Fuß hoch ist, woran sie durch Riemen von feinem Leder befestigt werden, welche sich zugleich um einige kleine Stifte herumschlingen, die zwischen den Pfeifen stehen, um sie in gehöriger Weite von einander zu halten. Unter den Pfeifen hängen runde Kürbisse von verschiedener Größe, nämlich die größten unter den größten Pfeifen u. s. w., nach ihrem Verhältnisse. Dieses Instrument gibt einen angenehmen Klang und wird mit zwei kleinen Klöppeln, wie die auf dem Hackbrete, gespielt, die, um den Klang angenehmer zu machen, oben mit Leder überzogen sind.*)

Welchen Klang dieses Instrument von sich gibt, oder welchem andern Instrumente sein Klang gleichet, sagt Labat nicht deutlich genug; er sagt nur, daß es einen angenehmen Klang gebe und einige Aehnlichkeit mit einer Orgel habe. Besteht auch diese Aehnlichkeit nur in der Zusammensetzung mehrerer Pfeifen, so zeigt doch die Einrichtung und Beschaffenheit dieses Instruments einen Grad von Erfindungsgeist und Kunstfleiß, den man bei einem so rohen Volke nicht erwarten sollte. Dies ist ohne Zweifel das am meisten zusammengesetzte Instrument, welches man in Afrika hat; und so schlecht es auch ist, so ist es doch himmelweit von dem Gomgom der Hottentotten un-

---

*) Allgemeine Historie der Reisen zu Wasser und zu Lande. B. 3. S. 201 ff.

terschieden, und folglich müssen auch diese beiden Völker in Ansehung des musikalischen Geschmacks und der Kultur himmelweit von einander unterschieden sein. Aber dessen ungeachtet sind die Julier, was ihre musikalischen Instrumente betrifft, nicht nur weit von dem Ziele der Vollkommenheit entfernt, sondern stehen auch verschiedenen Völkern, die die sanften Erdstriche Asiens bewohnen, ziemlich weit nach.

So haben die Peguaner ein Glockenspiel, welches ungefähr drei Fuß lang und acht bis zehn Zoll breit ist. Dieses Instrument besteht aus zwanzig Glocken, die von verschiedenen Tönen und Größen sind. Auf diese Glocken schlagen sie mit kleinen Stäben und bringen dadurch eine nicht unangenehme Musik hervor.*) Die Siamer haben auch eine Art von Glockenspiel, welches von einer andern Einrichtung zu sein scheint. Die Glocken sind neben einander auf ein Holz gestellt, das die Gestalt eines Halbzirkels hat. Derjenige, welcher es spielt, sitzt in der Mitte und schlägt mit zwei Stecken an die Glocken. Außer diesem Instrumente haben sie aber auch kleine Geigen mit drei Saiten, und Schalmeien. Zwar sind diese Instrumente nur schlecht, sie spielen aber nicht schlecht darauf, und begleiten die Musik mit kupfernen Becken, die an einem Strick hängen, auf welche jemand von Zeit zu Zeit den Takt mit einem Stabe schlägt. Ueberdies haben sie zweierlei Arten von Trommeln, von welchen man die eine mit zwei bleiernen Kugeln schlägt, die an einem Strick hängen, eine auf jeder Seite der Trommel; die andere hängt an einer Schnur am Halse, und wird mit geballter Faust geschlagen.**) Die Instrumente, deren sich die Malabaren bei ihrer Vokalmusik bedienen, sind

*) Gegenwärtiger Staat der Königreiche Siam und Pegu, von Salmon. S. 131.

**) Beschreibung des Königreichs Siam, von De la Loubere. Abth. 2. Cap. 12.

zum Theil die nämlichen, wie die, welche die Siamer brauchen, nämlich eine grössere oder eine kleinere Trommel, eine kupferne Pauke, die mit einem eisernen Klöppel geschlagen wird, zwei kupferne oder messingene Becken; sie haben aber ausserdem zwei Klarinetten und ein Paar Kuhhörner.*) Diese Arten blasender Instrumente findet man nicht bei den oben erwähnten Völkern. Dies ist also ein Zuwachs der musikalischen Kultur.

Weit grössere Fortschritte, als die Malabaren und Siamer, haben die Birmanen gemacht. Sie sind grosse Liebhaber der Dichtkunst und der Musik. Ihre Gedichte sind melodisch und dem Ohre angenehm. Sie haben sowohl epische als geistliche Gedichte. Musik wird eben so sehr geschätzt. Sie heisst die Sprache der Götter, und wird in Birma allgemeiner getrieben, als in Hindostan. Sie haben viele verschiedene Instrumente. Ihre Hauptinstrumente sind eine Art von Harfe, eine Violine mit drei Seiten, die mit einem Bogen gestrichen werden, eine kleine Flöte, eine Menge verschiedener Cymbeln, von denen zuweilen achtzehn an einem Bambusrohre befestigt sind, eine Guitarre, in der Form eines kleinen Krokodills, dessen Leib hohl ist und dessen Rücken Schalllöcher hat. Dieses Instrument hat nur drei Saiten, wird mit den Fingern gespielt, und dient zur Begleitung beim Singen. Sie haben auch ein Instrument, das aus mehrern länglichen Trommeln besteht, welche an ledernen Riemen von einem hölzernen Rahmen herab hängen. Die ganze Maschine hält fünf Fuss im Durchschnitt und ist vier Fuss hoch. Innerhalb dieses Rahmens steht ein Mann, der auf diese Trommeln mit einem Stocke schlägt. Diese Trommeln werden immer bei einem vollständigen Concert gebraucht. Noch haben sie eine Art von Pansflöte, die

*) Paolino da San Bartholomeo Reise nach Ostindien, von Reinhold Forster. S. 371.

aus verschiedenen an einander gereiheten Röhren besteht, und einen klagenden Ton hervorbringt.*)

Die Türken haben zweierlei Arten von Musik, die Kriegsmusik und die Kammermusik. Erstere ist stark, unharmonisch und barbarisch. Sie besteht aus großen Trommeln, die mit einer Art hölzerner Hämmer geschlagen werden, und ein hohles Geräusch mit dem hellen und schallenden Ton kleiner Becken vereinigen, die von durchdringenden Klarinetten und Trompeten begleitet werden. Ihre Töne werden aufs höchste getrieben, als wollten sie diese Musik so unharmonisch, wie möglich, machen; vermuthlich aber suchen sie durch diese lermende kriegerische Musik dem Feinde einen Schrecken einzujagen, denn ihre Kammermusik hat nichts Geräuschvolles an sich; sie ist sowohl anmuthig, als angenehm. Kann man zwar diese wegen einer Monotonie von Semitönen tadeln, die anfangs Langeweile verursachen, so kann man doch derselben eine Art von melancholischem Ausdruck nicht absprechen, der die Türken äußerst rührt. Ihre Instrumente zu der Kammermusik bestehen, außer einer Violine d'Amour, die von den Europäern eingeführt ist, aus einer Geige mit drei Saiten, der Derwischflöte, welche, wie Tott behauptet, anmuthiger, als unsre Querflöte, ist, einer Art Mandoline mit langem Griff und metallenen Saiten, der Schalmeie oder Panspfeife, und der Baskaiertrommel, welche man braucht, um den Takt kennbarer zu machen. Diese sind die Instrumente, aus denen ihr Orchester besteht. Ein solches Concert wird in dem Ende des Zimmers aufgeführt. Die Musikanten sitzen auf ihren Fersen, und spielen ohne Noten traurige oder muntere Lieder, und immer alle auf einmal, während die Gesellschaft, von schmachtendem Entzücken, Tabaks-

*) Reise des Herrn Symes nach dem Königreiche Ava. Abschnitt 14. in Sprengels Bibliothek der neuesten und wichtigsten Reisebeschreibungen. B. 4.

Rauch und einigen Pillen Opium trunken, ein tiefes Stillschweigen beobachtet.*)

So haben die Asiaten unter den warmen Himmelsstrichen, sogar in Rücksicht auf die Musik, einen großen Vorzug vor den rohen Völkern in andern Welttheilen. Welch ein Unterschied zwischen den beiden Stöcken der Norfolkinsulaner, den Klappern der Bewohner von Nutkasund, der Muschelschale und Pfeife der Neuseeländer, dem irdenen Topf der Hottentotten, und dem Glockenspiel, den Mandolinen, Klarinetten, Trompeten, Flöten, Guitarren und mehrern dergleichen Instrumenten der Asiaten! Zwar stehen diese Asiaten in diesem Stücke, ihrer beträchtlichen Fortschritte ungeachtet, den Europäern weit nach, die vielleicht erst von ihnen gelernt und allmählig bei zunehmender Kultur sie weit übertroffen haben; aber nichts desto weniger haben sie, was die Entwickelung des Verstandes, den Kunstfleiß, den Erfindungsgeist und den musikalischen Geschmack betrifft, vor allen andern rohen Völkern viel voraus. Es fehlt ihnen nur an Theorie in der Musik, wie auch an den dazu gehörigen Wissenschaften, um ihre Musik zu eben der Vollkommenheit, wie die europäische, zu bringen. Aus den Fortschritten zu schließen, welche sie in Erfindung so mancherlei musikalischer Instrumente ohne alle theoretische Hülfsmittel gemacht haben, hat man Ursache, zu glauben, daß sie, mit Hülfe der Wissenschaften der Europäer, letztere sogar werden übertreffen können.

Kap. 3.

Schauspiele.

Schauspiele gehören zu den Ergötzlichkeiten der gesitteten Völker; daß diese aber auch sowohl bei den halb-rohen

---

*) Tott's Efterretninger om Tyrkerne og Tartarerne. B. 1. S. 136.

Völkern, als bei denjenigen, die ganz im Stande der Natur leben, üblich sind, das sollte man nicht so leicht glauben, wenn die Geschichte uns nicht dasselbe sagte. Aber wenn man weiß, worin diese Schauspiele bestehen, und wie sie aufgeführt werden, so findet man nicht mehr Kunst darin, als man den rohen Völkern wohl zutrauen kann. Ich will einige Beispiele hiervon anführen, woraus der Leser einigermaßen auf die Entstehungsart unsrer Schauspiele schließen kann. Alle unsre Künste, die nun die höchste Stufe der Vollkommenheit erreicht haben, müssen ursprünglich schwach und armselig gewesen sein, so wie der vollkommenste Mensch mit der Kindheit angefangen hat. So auch die Schauspielkunst.

Diese Kunst besteht zum Theil im Nachahmen des Lächerlichen in dem Verhalten und den Sitten der Menschen, und blos hierauf beschränkt sich diese Kunst auf der Insel Otaheiti. Ihre Schauspieler führen nur Pantomimen auf. Zuweilen stellen diese das Betragen und die Sitten der Europäer vor, die sie auf das vollkommenste nachzuahmen wissen. Sie schonen auch ihre eigenen Oberhäupter nicht. Wenn sie etwas Tadelhaftes an sich haben, so können sie gewiß sein, auf diese Art öffentlich ausgestellt zu werden.*) Daß eine lebhafte Fantasie erfordert wird, um eine solche Rolle gut zu spielen, kann keinem Zweifel unterworfen sein; und daß diese Vorstellungen, obgleich sie dem Menschen sittlich gute Gefühle nicht einflößen können, den Zuschauern wenigstens Behutsamkeit in ihrem äußern Betragen lehren können, ist wohl nicht zu läugnen. Diese otaheitischen Schauspiele sind denn wohl nicht ganz unnütz. Satyrische Pantomimen, die das Tadelhafte im Betragen der Menschen vorstellen, wirken vielleicht noch stärker, als Satyren, die es blos mit Worten thun, so wie der Anblick eines bejammerns-

*) Wilson's Missionsreise; in Sprengels Bibliothek der neuesten und wichtigsten Reisebeschreibungen. B. 2. S. 408.

würdigen Gegenstandes oder einer lasterhaften That unser Gefühl stärker anspricht, als die bloße Erzählung davon.

Die Schauspiele der Hindostaner haben keinen so moralischen Zweck, als die otaheitischen; sie sind vielmehr ganz unmoralisch. Sie haben sowohl Tänzerinnen, als Schauspiele. Die Tänzerinnen sind liederliche Weibsbilder, die keine Schwierigkeit machen, mit einer Mannsperson, die es verlangt, auf die Seite zu gehen. Sie spielen Komödien bei Fackeln unter freiem Himmel, wobei Liebe der gewöhnliche Inhalt ist.*) Soll man von der Sittlichkeit der Tänzerinnen auf die der Schauspiele schließen, so müssen diese ohne Zweifel mehr dazu eingerichtet sein, die Gefühle der Wollust zu entflammen, als denselben Gränzen zu setzen. Die Hindostaner haben also bei ihren Schauspielen nur die Belustigung, nicht aber die Besserung der Zuschauer zum Zweck.

Die Tunkinesen haben bei allen ihren Lustbarkeiten nicht allein Tanz und Gesang, wobei sie verschiedenerlei musikalische Instrumente, als Trommeln, kupferne Pauken, Hoboen, Zithern und verschiedene Arten von Violinen gebrauchen; sondern sie haben auch Schauspiele, die eben nicht viele Zubereitungen erfordern. Die Schauspieler-Gesellschaften sind nur vier oder fünf Personen stark. Sie sind wunderlich gekleidet, und mischen in ihre Gesänge oder Erzählungen, die fast immer das Lob der Könige oder der großen Männer der Nation zum Gegenstand haben, verschiedene Liederchen, die sich auf eine verliebte Geschichte oder eine andere Begebenheit beziehen, die das Volk interessirt; vermuthlich um dem Ueberdrusse vorzubauen, den das Lob der großen Männer leicht verursachen könnte. In diesem Stücke gleichen diese Schauspiele verschiedenen von den unsrigen, die auch zuweilen mit Gesang abwechseln, wo-

*) Gegenwärtiger Staat von Indostan, von Salmon. Cap. 5. S. 188.

durch die Langeweile vorgebeugt wird. Auch hierin haben sie Aehnlichkeit mit den unsrigen, daß sie aus mehreren Acten bestehen, und daß die Frauenzimmer in den Zwischenacten Tänze aufführen, die oft von einer Art Harlekin unterbrochen werden, der die Zuschauer durch seine komischen Stellungen und Späße zum Lachen zu bringen sucht.*) Es ist sonderbar, daß die Schauspiele dieses Volkes in der Einrichtung so viel Aehnlichkeit mit den europäischen haben. Das ist ein Beweis, daß die Tunkinesen sich Mühe gegeben, den Menschen kennen zu lernen, und ihre Schauspiele daher ganz nach der sinnlichen Natur desselben eingerichtet haben.

Die Schauspiele der Türken haben ebenfalls, was die Bestandtheile betrifft, einige Aehnlichkeit mit den unsrigen; sie sind aber eben so roh und abgeschmackt, wie die tunkinesischen. Gemeiniglich dürfen Schauspiele bei den Türken nicht öffentlich aufgeführt werden, sondern nur in Privathäusern, wenn sie eine Hochzeit oder sonst eine feierliche Gilde haben. Die Türken lassen sich niemals selbst zur Aufführung eines Schauspieles gebrauchen; nur die Juden legen sich auf diese Kunst, bringen es aber nicht weiter darin, als daß sie für mittelmäßige Gaukler gelten können. Ihre Truppe besteht entweder aus bloßen Mannspersonen oder aus bloßen Frauenzimmern. Letztere führen ihre Schauspiele vor den Damen in den Serails auf. Sind aber öffentliche Schauspiele gleich nicht durchgängig erlaubt, so gibt es doch zuweilen gewisse Feierlichkeiten, bei denen sie erlaubt werden.

Der Baron Tott, der einmal einem solchen Schauspiel beiwohnte, gibt uns folgende Beschreibung davon. Mitten auf dem Felde sah man eine Hütte errichtet, die drei Fuß im Viereck, sechs Fuß hoch und mit einer Gardine verschlossen war. Diese Hütte sollte ein Haus vor-

*) Sittliche und natürliche Geschichte von Tunkin, von Reichard. S. 69.

stellen, in welchem ein Jude, als ein Frauenzimmer verkleidet, sich befand. Die andern Personen waren ein Jude, als ein junger Türk gekleidet, der in die Dame vom Hause verliebt sein sollte; ein Bedienter, der ziemlich possierlich war; ein anderer Jude, als ein Frauenzimmer gekleidet, spielte den Vertrauten, und Einer war der betrogene Mann. Mit einem Worte, alle die Personen, die man bei dergleichen Vorstellungen überall sieht, waren auf dem Platze. Allein das Sonderbare und Eigenthümliche bei diesen Schauspielen ist, wie Tott berichtet, die Auflösung des Knotens im Stücke. Alles wird hier vorgestellt, nichts dem Nachdenken der Zuschauer überlassen; und hört man während des Schauspieles den Ausruf des Priesters zum Gebet von dem Thurm einer Moschee, so kehren alle Muselmänner ihre Gesichter nach Mecca, und gleichwohl spielen die Schauspieler ihre Rolle fort. Zwischen den Akten wird der Schauplatz mit Seiltänzern besetzt, die ihre Kunst nicht verstehen, Fechtern, die ihre Sachen schlecht machen, plumpen Harlekinen, Tänzern und Tänzerinnen, deren Verdienst weder in zierlichen Schritten noch in angenehmen Geberden besteht.*)

Hieraus sieht man, wie die Schauspiele ursprünglich gewesen sind. Liebes-Intriguen, Harlekinaden und ein Tanz, der dem übrigen angemessen war, war die Hauptsache. Auch in Europa dauerte es lange, ehe man daran dachte, gesunden Verstand, edle Gedanken und einen feinen Geschmack auf unsren Schaubühnen einzuführen, ehe es eine Maxime wurde, daß die Schauspiele nicht blos zur Lust seien.

---

*) Tott's Efterretninger om Tyrkerne og Tartarerne. B. 1. S. 133 ff.

Kap. 4.

Spiele.

Spiel- und Gewinnsucht sind zwei Leidenschaften, die mit einander in genauer Verbindung stehen. Die erstere ist zwar zuweilen nur in Zeitvertreib gegründet; am öftersten aber entspringt sie aus der letztern; und da Gewinnsucht und Begierde allen Menschen angeboren sind, so ist die Spielsucht auch bei allen rohen Völkern gemein, und mancherlei sind ihre Erfindungen, um diese ihnen so nachtheilige Leidenschaft zu befriedigen. Viele lassen sich mit solchem Wahnsinn von dieser Leidenschaft beherrschen, daß die unseligsten Folgen davon nicht im Stande sind, derselben Gränzen zu setzen.

Die Battas auf Sumatra, sind dem Spiele sehr ergeben, und diese Neigung ist durchaus keiner Einschränkung unterworfen, auch hören sie selten eher auf, als bis einer von beiden ganz zu Grunde gerichtet ist. Wenn jemand mehr verliert als er bezahlen kann, wird er eingesperrt und als ein Sklave verkauft, welches fast die einzige Art ist, auf welche sie Sklaven werden. Ist der Gewinner großmüthig, so läßt er seinen unglücklichen Gegner zuweilen unter der Bedingung los, daß er ein Pferd schlachte und ein öffentliches Gastmal anstelle. *) Die Neger in Widach sind ebenfalls auf das Spielen so erpicht, daß sie alles, was sie haben, aufs Spiel setzen, und wenn Geld und Gut verspielt sind, so wagen sie zuerst Weib und Kinder, und hernach setzen sie sich selbst aufs Spiel. Verlieren sie auch hier, so verkauft der Gewinner sie an die Europäer. **) Da man diese Leidenschaft für Spiel sehr oft unter den Nationen findet, die man für kultivirt hält,

---

*) Natürliche und bürgerliche Beschreibung der Insel Sumatra, von Marsden. S. 383.

**) Allgemeine Geschichte der Reisen zu Wasser und zu Lande. B. 4. S. 321.

so darf man sich nicht wundern, daß sie bei den ganz rohen Völkern Statt findet.

Das einfachste aller Spiele ist ohne Zweifel das Räthselspiel, und wahrscheinlich ist dieses eins der ersten, weil es, sowohl in Rücksicht der Erfindung, als des dazu erforderlichen geringen Grades von Nachdenken das ungekünsteltste ist. Dieses Spiel findet man bei den Californiern. Es wird von vier Personen gespielt, die zwei und zwei zusammen, einander gegen übersitzen. Jeder verbirgt, wenn die Reihe an ihn kommt, ein Stückchen Holz in der einen Hand, und sein Mitspieler macht indessen tausend Geberden, um die Aufmerksamkeit der Gegner auf sich zu ziehen. Sie gewinnen oder verlieren einen Stich, nachdem sie gut oder schlecht die Hand errathen haben, in welcher das Stück Holz verborgen ist, und die Gewinner haben das Recht, dies Holzstück wieder zu verbergen. Gewöhnlich spielen sie um Glaskorallen, die unabhängigen Californier aber um die Gunstbezeugungen ihrer Weiber.

Außer diesem Spiel haben die Californier noch eine Art von Ringspiel. Auf einem eingezäunten Platz, von zehn Klaftern ins Gevierte, der von Gras gereinigt und mit Strohbündeln eingeschlossen ist, rollen sie einen kleinen Reif von drei Zoll im Durchschnitte. Jeder von den beiden Spielern hat einen fünf Fuß langen Stock von der Größe eines gewöhnlichen Rohres in der Hand, welchen sie durch den Ring, während er in Bewegung ist, zu stoßen suchen. Gelingt einem dies, so gewinnt er zwei Stiche, und wenn der Ring, indem er zu rollen aufhört, blos auf dem Stocke ruht, so bekommt er nur einen. Die Partie besteht aus drei Stichen. Dieses Spiel verschafft ihnen eine starke Bewegung, weil Reif und Stock in beständiger Bewegung sind.*)

---

*) La Perouse's Reise um die Welt. Th. 1. in Magazin von merkwürdigen neuen Reisebeschreibungen. Th. 16. S. 377.

Die Türken haben auch ein Spiel mit Ringen; dies ist aber von einer andern Beschaffenheit und ihrer Trägheit angemessener als das Ringspiel der Californier. Es steht nämlich auf einem großen Teller eine Menge umgekehrter Kaffeetassen, und das ganze Spiel kommt nur darauf an, daß man errathen kann, unter welcher Tasse der Ring liegt. Der Gewinner hat den Vortheil, daß er dem, der verloren hat, das Gesicht schwärzen, ihm eine Narrenkappe auf den Kopf setzen und ihn zwingen kann, so geputzt hervor zu treten. Indessen singen sie einige Strophen, haben ihn zum Narren und rühmen sich selbst. Doch sind es nur ihre Bedienten und Untergebenen, die sie so behandeln, und von diesen sind immer einige beim Spiele zugegen, wenn sie einige Geschicklichkeit zum Possenmachen haben. Um Geld spielen die Türken nie.*)

Auch Würfelspiel ist bei den rohen Völkern üblich. Ein solches Spiel findet man auf Sumatra, wo es jedoch an einigen Orten auf das schärfste verboten ist, weil durch dasselbe oft ganze Dörfer sind zerrüttet worden.**) Die Nordamerikaner haben ebenfalls eine Art Würfelspiel, das von zwei Personen gespielt wird. Jeder hat sechs bis acht kleine Knochen, die an Gestalt und Größe einem Pfirsichstein gleichen. Die eine Seite ist schwarz und die andere weiß. Diese Knochen werfen sie in die Höhe und lassen sie in einen Napf oder auf einen Teller fallen, auf welchem sie sich umkehren müssen. Sie zählen ihre Striche, nachdem die obere Seite weiß oder schwarz ist. Wer die größte Zahl von derselben Farbe hat, rechnet dafür fünf Striche und vierzig machen das ganze Spiel aus. So lange dieses Spiel währt, sind sie in großer Bewegung und machen bei jedem entscheidenden Wurfe ein fürchter-

*) Russel's Beschreibung der Stadt Aleppo; in Sammlung der besten und neuesten Reisebeschreibungen. B. 1.

**) Natürliche und bürgerliche Beschreibung der Insel Sumatra, von Marsden. S. 300.

liches Geschrei. Sie fluchen sowohl den Knöcheln als den bösen Geistern, die nach ihrer Meinung der andern Parthei Glück bringen. In diesem Spiel verlieren sie oft ihre Kleider, ihr ganzes Hausgeräth, ja sogar ihre Freiheit, welche jedoch kein Volk höher schätzt als diese Indianer.*)

Ich weiß nicht gewiß, ob ich eine Art von Spiel, was bei den Bewohnern der Inseln der Königin Charlotte üblich ist, auch zu den Würfelspielen rechnen soll. Sie haben zwei und funfzig kleine runde Stückchen Holz von der Größe eines Fingers, auf welchen verschiedene Zeichen von einer rothen Farbe sind. Mit diesen Holzstückchen spielen zwei Personen. Die Kunst besteht vorzüglich darin, diese Stücke in verschiedene Stellungen bringen zu können. In diesem Spiele können sie ihr ganzes Eigenthum eben so gut, wie in Europa, verspielen, und diesen Unfall tragen sie mit vieler Geduld.**)

Noch findet man bei den Anwohnern des Franzosens Hafens eine Art von Hazardspiel, welches diese Indianer eben so heftig lieben, wie die Europäer die ihrigen. Es wird mit dreißig kleinen Stücken Holz gespielt, von denen jedes mit einem verschiedenen Merkmal bezeichnet ist. Sieben davon werden versteckt. Jeder spielt nach der Reihe, und der, dessen Zeichen sich dem auf den abgesonderten Hölzern am meisten nähert, hat den Einsatz gewonnen, der gewöhnlich in einem Stück Eisen oder einem Beil besteht.***)

Die Spiele, die ich bisher erwähnt habe, sind bloße Glücksspiele. Man findet aber auch bei den rohen Völkern Spiele, die Kunst in der Erfindung zeigen und die

---

*) Carver's Reisen durch die innern Gegenden von Nord-Amerika. Cap. 11.

**) Geschichte der Reisen, die seit Cook unternommen worden sind, von Georg Forster. Thl. 2. S. 167.

***) La Perouse's Reise um die Welt. Th. 1.; im Magazin von merkwürdigen neuen Reisebeschreibungen. Th. 16. S. 357.

nicht ohne einiges Nachdenken gespielt werden können. Die Namakesen sind ein faules und träges Volk, das für keine andern Ergötzlichkeiten, als solche, die keine Bewegung erfordern, Sinn hat; sie finden daher Vergnügen am Spiel, welches ihren vorzüglichsten Zeitvertreib ausmacht. Eins von ihren Lieblingsspielen ist das, welches sie Tiger und Lämmer nennen. Außer diesem haben sie aber noch ein anderes Spiel, wie unser Würfelspiel, das für träge Leute und eingeschrankte Köpfe sehr gut ist, für jene, weil es nicht ermüdet, und für diese, weil es kein Nachdenken erfordert. Das erstere Spiel erfordert doch etwas Nachdenken, das letztere aber nicht, daher sie es auch so leidenschaftlich lieben, daß sie oft ihre Heerden, ja alles, was sie besitzen, daran wagen.*)

Die norwegischen Lappen haben ein Spiel, das viel Aehnlichkeit mit dem namakesischen hat. Der Unterschied besteht darin, daß die Lappen, die keine Tiger kennen, Statt ihrer Füchse haben. Dieses Spiel, welches sie Gänsespiel nennen, ist ein Bret mit kreuzweise gezogenen Linien. Auf diesem Brete sind dreizehn aufrechtstehende Stäbchen befindlich, die dreizehn Gänse bedeuten, und ein gleichfalls aufrecht stehendes Stäbchen soll einen Fuchs vorstellen. Es wird von zwei Personen gespielt, von welchen die eine die Gänse und die andere den Fuchs regiert. Die Kunst besteht darin, daß entweder derjenige, der den Fuchs regiert, alle Gänse nehmen, oder derjenige, der die Bewegungen der Gänse bestimmt, so mit ihnen herumziehen kann, daß der Fuchs umzingelt wird und nicht von der Stelle kommen kann.**) Unläugbar verräth dieses Spiel einige, wenigstens so viel Erfindung, als man von solchen rohen Menschen erwarten kann. Es erfordert auch Nachdenken, wiewohl in keinem höhern Grade, als daß unsre Bauern und Kinder es auch spielen können.

---

*) Le Vaillant's Reise in das Innere von Afrika. Th. 2. S. 67.

**) Leem's Beskrivelse over Finmarkens Lapper. Cap. 17.

Hingegen gibt es auf den Sandwichsinseln ein Spiel, welches, der Beschreibung nach, sinnreicher ist und mehr Nachdenken verräth, als man von diesen rohen Insulanern wohl erwarten könnte. Es hat viel Aehnlichkeit mit unserm Bretspiele; allein nach der Zahl der Felder zu urtheilen muß es verwickelter sein. Das Damenbret ist gegen zwei Fuß lang und in zwei hundert und acht und dreissig Felder getheilt, deren vierzehn in einer Reihe sind. Sie bedienen sich dabei schwarzer und weißer Steine, die sie von einem Felde in das andere rücken.*) Vielleicht könnte dieses Spiel, wenn man dasselbe und die Art, wie es gespielt wird, genauer kennte, einen Platz unter unsren Unterhaltungsspielen verdienen.

Noch verdient das Schachspiel angemerkt zu werden, welches man billig für das vollkommenste Spiel von der Art halten muß. Es ist von den ältesten Zeiten her in Persien erfunden und hat sich von diesem Lande allmählig über ganz Europa und einen großen Theil von Asien verbreitet. Die Perser schätzen dieses Spiel sehr hoch. Sie sagen, daß der, welcher es gut versteht, die Welt regieren könne; um es aber gut zu spielen, muß, nach ihrer Meinung, eine Partie drei Tage lang währen.**) Unter den Türken besteht der Zeitvertreib, wenn sie zu Hause sind, außer dem Damen- und Mühlenspiele, im Schachspiel, worin sie sehr geübt sind. Dieses Spiel ist aber nicht für geringe Leute. Diese suchen ihre Vergnügungen in den Kaffeehäusern, wo ihr Zeitvertreib in Musik besteht, oder in einem Abenteuer, das eine dazu angenommene Person der Gesellschaft erzählt, und zur Zeit des Ramadans unterhalten sie sich mit einem gemeinen Marionetten-Spiel, Seiltänzern und Taschenspielern.***)

*) Cook's dritte Entdeckungsreise, von Georg Forster B. 3. S. 440.

**) Chardin's Reise nach Persien; in Sammlung der besten und neuesten Reisebeschreibungen. B. 5. S. 489.

***) Russels Beschreibung der Stadt Aleppo; in Sammlung a. St. B. 1. [illegible]

Außer den Persern und Türken haben die Hindostaner auch eine Art von Schachspiel. Sie spielen aber nicht hoch, äußern auch kein Mißvergnügen, wenn sie verlieren. Bei den Siamern findet man es auch; es ist eins ihrer vornehmsten Spiele, und wird nicht viel anders, wie bei uns, gespielt; sie spielen es aber nicht mit der Mäßigung oder der Gemüthsruhe, wie die Hindostaner. Sie setzen oft dabei ihre eigene und ihrer Kinder Freiheit zu. Um solchen unglücklichen Folgen dieses übrigens sehr sinnreichen und unterhaltenden Spieles vorzubeugen, ist es ohne Zweifel den Bewohnern von Celebes verboten worden, um Geld zu spielen, wodurch zugleich dies gewonnen wird, daß hierbei selten Streitigkeiten entstehen.*)

So ist die Spielkunst mit der Verstandeskultur fortgeschritten, von dem ersten Kinderspiele, dem Räthselspiele, an bis zu dem vollkommensten Spiele, das man kennt, dem Schachspiele, welches die reife Denkkraft des Mannes erfordert, um mit Vollkommenheit gespielt zu werden. Es sind auch die sanften Erdstriche Asiens, von denen dieses Spiel, wie so viele andere Erfindungen, seinen Ursprung hat. Kartenspiel findet man unter den rohen Völkern nicht, außer einer Art Nachahmung davon bei den Persern.**) Dieses Spiel behalten die Europäer sich zu ihrer vorzüglichsten Unterhaltung, oftmals aber auch zu ihrem und ihrer Familie Untergange, vor.

Kap. 5.

Leibesübungen.

Es gibt kaum ein Volk auf der Erde, das nicht seine Leibesübungen hätte, theils mehrere oder wenigere, nach-

*) Gegenwärtiger Staat von Hindostan, Cap. 5; von Siam, Cap. 40 ff.; von den ladronischen, philippinischen und Maluckischen Inseln, S. 117, von Salmon.

**) Chardin's Reise nach Persien, 4. St.

dem es lebhafter oder träger ist, theils mehr oder weniger rohe, nachdem es mehr oder weniger gebildet ist. Die ersten Leibesübungen der Menschen konnten, so lange man noch keine Mittel, sie zu veredeln, kannte, natürlicherweise nur in Ringen, Laufen, Schwimmen und Steinwerfen bestehen. Diese sind noch heutiges Tages die ersten Leibesübungen der Kinder, ehe sie andere gelernt haben. Diese findet man noch bei einigen der rohen Menschenarten; bei andern sind sie durch Entwickelung des Erfindungsvermögens mehr veredelt worden. Es scheint aber, als wenn diese zu den meisten andern den Grund gelegt hätten.

Die Leibesübung, die im Ringen besteht, findet man an verschiedenen Orten. Unter mehrern haben die Bewohner der Sandwichs- und Freundschaftsinseln dieselbe; sie wird aber bei ihnen nur bei gewissen feierlichen Gelegenheiten gebraucht. Auch scheinen diese Insulaner es in diesen Uebungen nicht weit gebracht zu haben.*) Unter den Indianern am Oronoko ist diese Uebung ebenfalls noch in ihrer ersten einfachen Gestalt. Einer von den beiden Kämpfern steht unbeweglich still, streckt die Hände in die Höhe, legt sie über einander vorne auf der Brust, oder setzt sie in die Seiten; indessen bemüht sich der andere, ihn von seinem Posten zu bewegen und auf die Erde zu werfen.**)

Allein bei den Kudscharen, einem Volke in Afrika, treibt man diese Uebung kunstmäßig, wie bei den Engländern; auch ist sie, wie bei ihnen, ein Wettringen. Des Abends stellen die Zuschauer sich in einen Kreis. In der Mitte stehen die Kämpfer, welche starke, rasche, junge Leute sind, und die man, wie es scheint, von ihrer Kind-

*) Cook's dritte Entdeckungsreise, von Georg Forster. B. 3. S. 457.

**) Nachrichten vom Lande Guiana, von Salvator Gilli. S. 356.

heit an zu dieser Art Leibesübung gewöhnt hat. Nachdem sie ihre Kleidung bis auf ein Paar kurze Hosen abgelegt und ihre Haut mit Oel oder Butter eingeschmiert haben, nähern sich die Kämpfer einander auf allen Vieren. Eine Zeitlang pariren sie mit der Hand, oder halten dieselbe still und ausgestreckt, bis endlich einer von ihnen plötzlich vorwärts springt, seinen Gegner beim Knie faßt und durch Geschicklichkeit oder List ihn überwältigt; doch behält der Stärkste gewöhnlich zuletzt die Oberhand. Während dieses Kampfes werden die Streiter durch den Schall einer Trommel angefeuert, nach welchem sie sich gewissermaßen in ihren Bewegungen richten. Auf das Ringen folgt ein Tanz von mehrern Personen, die kleine Schellen an Armen und Beinen tragen, und hier bestimmt ebenfalls die Trommel ihre Bewegungen. *) Die Türken haben bei ihren Festivitäten gemeiniglich auch Kämpfer. Diese überstreichen auch ihre nackten Körper mit Oel, und haben nichts als ein Paar Beinkleider an. Beim Eintreten auf den Platz fechten sie mit großem Lerm; ihre ganze Kunst besteht aber nur in einigen ungereimten Stellungen. **)

Solchergestalt ward das Ringen, dieses ursprünglich so einfache Spiel, allmählig eine mehr oder weniger kunstmäßige Belustigung, und endlich ging es an mehrern Orten so weit, daß man, um die Zuschauer zu belustigen, mit Gewehren focht. So sind in Sumatra Kampfspiele eingeführt, wobei man Lanzen und Dolche braucht. Diese Uebungen fangen damit an, daß die Streitenden aus einiger Entfernung nach dem Takte auf einander losgehen und mancherlei Sprünge machen. Gerathen sie dabei

*) Reisen im Innern von Afrika, von Mungo Park. Abschnitt 3.

**) Russel's Beschreibung der Stadt Aleppo; in Sammlung der besten und neuesten Reisebeschreibungen. Th. 1.

gar zu sehr in Wuth, so werden sie von den Alten unterbrochen und weggeführt.*)

Die zweite Leibesübung bestand in ihrer ersten Simplicität im Laufen und Springen. So bestehen noch die Spiele der Morlacken fast meistens darin, Proben von ihrer Stärke und Gewandtheit abzulegen, oder wer am geschwindesten laufen oder am höchsten springen kann.**) Auch auf den Sandwichsinseln vertreibt man sich oft die Zeit mit Wettrennen zwischen Knaben und Mädchen, wobei sehr eifrig gewettet wird.***)

Von diesen Uebungen zu Fuß ging man endlich zum Pferderennen über, nachdem man gelernt hatte, dieses Thier zu bezwingen. Durch diese Uebungen kamen sie sowohl leichter als geschwinder vorwärts. So ist das Pferderennen eine der vornehmsten Belustigungen der Battas, und dabei gebrauchen sie keinen Sattel.****) Auch in der Wüste Sahara ist das Pferderennen eine der Lieblingsbelustigungen der Einwohner. Beim Untergang der Sonne versammeln sich Männer und Knaben auf einem bequemen Hügel in der Nähe ihres Wohnortes. Hier machen sie zum Vergnügen verschiedene Leibesübungen, welche eine besondere Gewandtheit oder Stärke erheischen, oder sie tanzen. Gewöhnlich haben sie drei oder vier Neger bei sich, die sie mit ihrer wilden Musik zur Freude aufmuntern. Sie bleiben im Genusse ihres Vergnügens bis gegen Mitternacht; dann begeben sie sich nach ihren Zelten. Am Freitage aber, welches der Tag ist, an welchem sie ihr feierliches Gebet verrichten, vergnügen

---

*) Natürliche und bürgerliche Beschreibung der Insel Sumatra, von Marsden. S. 300 ff.

**) Alberto Fortis Reise in Dalmatien. Th. 1. Zweites Sendschreiben. §. XIV.

***) Cook's dritte Entdeckungsreise, von Georg Forster. B. 3. S. 440 ff.

****) Marsden, a. St. S. 383.

sie sich den ganzen Tag hindurch. Verschiedene Familien versammeln sich, üben sich in den Waffen, oder andern Leibesübungen, und stellen Pferderennen an. In diesen Versammlungen unterscheidet man die jungen Leute, welche das Meiste zu versprechen scheinen, und in vorkommenden Fällen werden die Erfahrensten unter ihnen ausersehen, um für die allgemeine Sicherheit zu wachen.*) Solch ein Laufen und Pferderennen und die Eingehung einer Wette auf denjenigen, der sich am meisten hervorthut, ist allmählig auch Belustigung der Europäer in den kultivirtesten Staaten geworden.

Die dritte Leibesübung besteht im Schwimmen. Diese Uebung war für die rohen Völker nicht weniger nothwendig, ehe sie Böte erfanden, um sich allerlei Bedürfnisse aus dem Meere zu verschaffen, als auch, nachdem man selbige erfunden hatte, um das Ufer zu gewinnen; wenn ihre kleinen Böte umschlagen oder in einem Sturm untergehen sollten. Einige haben auch diese Leibesübung zu einer hohen Stufe der Vollkommenheit gebracht. Es gibt einige, die gegen den heftigsten Wind und die tobendsten Wogen eine lange Strecke schwimmen können. Unter mehrern sollen die Bewohner der Sandwichsinseln das Schwimmen, worin beide Geschlechter sehr geübt sind, zu ihrer Lieblingsbeschäftigung machen, und dem Berichte Cook's zufolge, haben sie in dieser Kunst eine höhere Stufe der Vollkommenheit als irgend ein anderes Volk erreicht.**) Doch können sie es hierin kaum weiter gebracht haben als die Otaheitier, denen das Schwimmen desto größeres Vergnügen macht, je höher die Wogen steigen und mit desto größerem Ungestüm sie sich brechen, und diese körperliche Uebung halten sie mehrere Stunden hinter

---

*) Follie's Reise durch die Wüsten von Sahara. S. 93 ff.

**) Cook's dritte Entdeckungsreise, von Georg Forster. B. 3. S. 440. ff.

einander aus, ehe sie müde werden.*) Nach Erfindung der Böte setzten zwar die rohen Völker nicht weniger ihre vorigen Schwimmübungen fort; aber jetzt gewannen ihre Belustigungen durch das Fortrudern der Böte einen neuen Zuwachs. Dies ist bei den Siamern der Fall. Zum Zeitvertreibe dient ihnen nicht allein Ringen, Fechten und Wettrennen mit Ochsen; sondern eine ihrer gewöhnlichsten Belustigungen besteht darin, in ihren Böten um die Wette zu rudern, worin sie sich von Jugend auf fleißig üben.**)

Die vierte Leibesübung ist ihrem Ursprung nach noch einfacher als die vorhergehende. Sie besteht blos in Steinwerfen. Dies ist eine Uebung, die unsre Knaben sich noch heutiges Tages machen, und die durchaus keinen Erfindungsgeist erfordert. Man findet sie noch bei den Morlacken, die mit einander wetteifern, wer einen großen Stein, der mit großer Mühe von der Erde aufgehoben wird, am weitesten werfen könne.***)

Diese körperliche Uebung, die ohne Zweifel die älteste und einfachste ist, scheint in der Folge zum Ballspiele Veranlassung gegeben zu haben. Dieses Spiel findet man in Sumatra, welches darin besteht, daß man in einer zahlreichen Gesellschaft einander einen elastischen geflochtenen Ball zuwirft. Sie zeigen darin viel Geschicklichkeit, indem sie ihn eben so leicht mit dem Fuße als mit der Hand, mit der Ferse oder der Zehe auffangen, und ihn wieder entweder perpendiculär in die Höhe werfen und von neuem fangen, oder in einer schiefen Richtung einem andern zuwerfen. Daß die Sumatraner eben so gut mit den Füßen

---

*) Wilson's Missionsreise; in Sprengels Bibliothek der neuesten und wichtigsten Reisebeschreibungen. B. 2. S. 402.

**) Gegenwärtiger Staat der Königreiche Siam und Pegu, von Salmon. S. 40. ff.

***) Alberts Fortis Reise in Dalmatien. Th. 1. Zweites Sendschreiben. §. XIV.

als mit den Händen Ball spielen können, möchte uns unglaublich vorkommen; man muß aber bemerken, daß dieses Volk sich von Jugend auf darin übt, die Füße und Zehen eben so gut als die Hände und Finger gebrauchen zu können. Sie können daher eben so leicht mit den Füßen als mit den Händen eine Sache von der Erde aufheben, die nicht sehr schwer ist. *) Die Geschichte lehrt uns auch, daß es mehrere rohe Menschen gibt, die im Gebrauche der Zehen und der Finger gleich geschickt sind, und sie daher auch öfters zum Stehlen auf eine so hinterlistige Art gebrauchen, daß sie, ehe man sichs versieht, mit dem Gestohlnen über alle Berge sind. Unstreitig wäre es in mancher Rücksicht zu wünschen, daß die Europäer dieselbe Geschicklichkeit im Gebrauch der Zehen besäßen. Solches ist aber theils unmöglich, da sie Schuhe tragen, welche die Muskeln der Zehen verstümmeln und ihnen ihre Geschmeidigkeit nehmen; theils würde diese Geschicklichkeit ihnen nichts nützen, so lange das Wetter sie nöthigt, Schuhe zu tragen.

Unter den Nordamerikanern ist das Ballspiel auch allgemein, allein mit dem Unterschiede, daß sie eine Art Federbälle haben, und dieses Spiel ist unter mehreren das vornehmste. Ihre Bälle sind etwas größer als unsre gewöhnlichen Federbälle und werden aus Rehfellen gemacht, die mit Rehhaaren ausgestopft und mit Sehnen zusammen genäht werden. Ein solcher Ball wird mit einem ungefähr drei Fuß langen Holze geschlagen, welches am Ende wie eine flache Hand gestaltet ist, die aus Riemen besteht, die aus einem Rehfell geschnitten sind. Dieses Spiel wird gewöhnlich von einer großen Menge gespielt, oft von mehr als drei hundert Personen, und gewöhnlich spielen verschiedene Partheien gegen einander. **) Man sieht, daß

*) Natürliche und bürgerliche Beschreibung der Insel Sumatra, von Marsden. S. 304.

**) Carver's Reisen durch die innern Gegenden von Nordamerika. Cap. 2.

dieses Spiel die Vollkommenheit unsers Federballspiels nicht hat; so zeugt aber doch von einem Erfindungsgeiste, den man bei diesen rohen Menschen nicht erwarten sollte.

In Südamerika am Oronoko haben die Einwohner zwar verschiedene Spiele; das Ballspiel aber ist das gewöhnlichste, welches sie nicht blos zum Vergnügen, sondern auch um festgesetzte Preise spielen. Diese Bälle werden aus einem gewissen elastischen Harze gemacht. Sie sind im Durchschnitt viermal so groß, als gewöhnlich bei uns und ungefähr zwei Pfund schwer. Die Zahl der Spieler ist gemeiniglich vier und zwanzig, von denen zwölf auf einer und zwölf auf der andern Seite stehen. Sie brauchen kein Racket, um diesen Ball zu spielen, sondern bloß die rechte Schulter oder den Kopf, womit sie den Ball auffangen und zurückwerfen.*) Bei den norwegischen Lappen findet man auch Ballspiel, aber weder die Geschicklichkeit der obgenannten Indianer, Ball mit den Schultern zu spielen, noch ihren starken Kopf, der einen zwei Pfund schweren Ball auffangen kann. Das Ballspiel der Lappen geschieht auf folgende Art: Eine Parthei stellt sich auf die eine und eine andere gegen über auf die andere Seite. Darauf wirft einer von ihnen einen mit Leder überzogenen, mit Haaren, Stroh, Lappen u. dergl. angefüllten Ball aus der Hand, welchen sein nächster Nebenmann mit einem Stocke in die Höhe schlägt. Einer von der andern Seite eilt hierauf herbei, um ihn zu fangen, ehe er auf die Erde fällt. Im nämlichen Augenblick läuft derjenige, der den Ball in die Höhe schlug, zu der andern Seite über, um dessen Platz einzunehmen, der seine Stelle verließ, um den Ball zu fangen. Kann nun derjenige, welcher nach dem Balle greift, denselben fangen und damit den treffen, der sich seines Platzes zu bemächtigen sucht, so spielt er den Meister.**) Außer

---

*) Nachrichten vom Lande Guiana, von Salvator Gilii. S. 366. ff.

**) Leem's Beskrivelse over Finmarkens Lapper. Cap. 17.

dieser körperlichen Uebung haben sie auch die, zu tanzen, über einen Stock, den zwei Personen in die Höhe halten, zu springen, u. dergl.

Dieses war der einfachste und wahrscheinlich der erste Uebergang vom Werfen der Steine zum Werfen der Bälle. Endlich erfand man Schleudern, Steine damit zu werfen, anstatt daß man anfangs nur verstand, sie mit den Händen zu werfen. Diese Erfindung, Steine zu schleudern, findet man bei den Otaheitiern, welche es in dieser Leibesübung so weit gebracht haben, daß sie dieselbe sowohl mit Kraft als Genauigkeit brauchen können. Sie können einen Stein mit einer solchen Kraft schleudern, daß er durch die Rinde eines Baumes dringt, der zwei hundert Ellen entfernt steht. Allein da ihr Leben ihnen keine Beschwerden und Mühseligkeiten kostet, sie auch keine Furcht vor Mangel und viele müßige Stunden haben, so haben sie außer der letzt gedachten körperlichen Uebung, noch verschiedene andere, z. B. das Fechten, worin sie sich schon von der frühesten Jugend an üben, um sich dabei zugleich zu geschickten Kriegern zu bilden, das Ringen, Tanzen, Werfen der Lanze oder des Wurfspießes, Schießen mit Bogen und Pfeilen, und hieran nehmen die Frauen so gut Antheil, als die Männer; aber beide Geschlechter spielen immer abgesondert, jedes für sich allein.*)

Wie lange es gewährt, ehe die rohen Menschen die Kunst erfunden haben, mit der Schleuder zu werfen, und woher sie ihren Ursprung hat, das ist aus Mangel an zuverlässigen historischen Nachrichten unmöglich zu sagen; allein daß diese körperliche Uebung sehr allgemein wurde, wie auch, daß die rohen Völker sie zu einer solchen Vollkommenheit brachten, daß sie in weiter Entfernung ein Ziel von keiner sonderlichen Größe treffen konnten, dies ist aus der Geschichte hinlänglich bekannt. Endlich, nach-

---

*) Wilson's Missionsreise; in Sprengels Bibliothek der neuesten und wichtigsten Reisebeschreibungen. B. 2. S. 401. ff.

dem man Bogen und Pfeile erfunden hatte, ward auch dies eine ihrer Belustigungen, sich im Schießen nach einem gewissen Ziele zu üben. Dies ist bei den Indianern am Oronoko, sowohl unter den Alten als Jungen, eine sehr allgemeine Uebung.*) Dieselbe Uebung findet man bei den Widahern. Sie stecken einen Pfahl in die Erde, vierzig oder funfzig Schritte von dem Orte, wo die Schützen stehen. Auf die Spitze dieses Pfahls befestigen sie eine Kugel von leichtem oder weichem Holze, ungefähr anderthalb Zoll breit im Durchschnitte, und setzen Wetten, wer solche in zwei, drei, fünf oder sieben Schüssen, aber nicht mehr, treffen oder wegschießen würde. Derjenige, welcher sie in der gegebenen Anzahl von Schüssen verfehlt, verliert seinen Satz.**) Unter den Lappen des Nordpols findet man eben sowohl diese Uebung, wie unter jenen Afrikanern. Nach dem Ziele schießen, ist auch eine ihrer wichtigsten Ergötzungen, und derjenige, welcher das Ziel trifft, bekommt, der Abrede gemäß, Geld, Tabak u. dgl.***) Nach Erfindung der Schießgewehre ward dieses auch eine der Lieblingsvergnügungen der Europäer. So schritt man allmählig in der Erfindung fort, vom Werfen der Steine mit Händen bis zum Schießen nach dem Ziele mit Bogen, und endlich mit Flinten und Kanonen.

Noch will ich die Perser erwähnen. Im vorigen Capitel ist von ihrem Schachspiel die Rede gewesen. Was ihre Leibesübungen betrifft, so kann man von diesem lebhaften, feurigen, raschen Volke rasche Leibesübungen erwarten. Diese bestehen im Bogenschießen, im Führen des Säbels, im Reiten, im Werfen des Gerids, der

---

*) Nachrichten vom Lande Guiana, von Salvator Gilii. S. 356.

**) Allgemeine Historie der Reisen zu Wasser und zu Lande. B. 4. S. 322.

***) Leem's Beskrivelse over Finmarkens Lapper. Cap. 17.

ein langer Wurfspieß ist, mit welchem sie zu Pferde in vollem Galoppe nach einander werfen. In allen diesen Uebungen sind sie große Meister. Allein außer diesen Uebungen, die ihre Hauptergötzungen ausmachen, ist Ringen, Fechten, Voltigiren und Seiltanzen ihr Zeitvertreib.*) Seiltänzer gibt es auch an mehrern Orten in Asien, z. B. unter den Türken in Aleppo,**) und in Tunkin, wo die Frauenzimmer viel Geschicklichkeit und Leichtigkeit in dieser Kunst besitzen.***)

Kap. 6.

Tanz.

Der Tanz gehört zwar zu den Leibesübungen, er bedarf aber doch eines besondern Capitels, wenn er in allen seinen verschiedenen Gestalten dargestellt werden soll. Hüpfen und springen, wenn man froh ist, muß bei den Menschen, wie bei den Thieren, die erste und älteste Aeußerung der Freude gewesen sein. Unsre Kinder haben lange gehüpft, bevor sie zu tanzen anfingen. Tanz ist bei den rohen Völkern eine taktmäßige Bewegung des Körpers, und dieser Takt, nach welchem die Bewegungen geschehen, wird entweder mittelst des Gesanges oder musikalischer Instrumente gehalten, unter welchen die Trommel das allgemeinste ist. Alle wilde, rohe und halbrohe Menschen lieben den Tanz; alle machen ihn zu

*) Chardin's Reise nach Persien; in Sammlung der besten und neuesten Reisebeschreibungen. B. 5. S. 489.

**) Russels Beschreibung der Stadt Aleppo; in Sammlung der besten und neuesten Reisebeschreibungen. B. 1.

***) Sittliche und natürliche Geschichte von Tunkin, von Reichard. S. 69 ff.

einen wichtigen Theil ihrer Belustigungen. Die Araber machen aber doch, so große Liebhaber sie auch vom Gesange sind, hiervon eine Ausnahme. Bei ihnen liegt sogar auf dieser Kunst eine gewisse Art Schande. Ein Mann kann sich nicht damit abgeben, ohne sich zu entehren. Nur unter den Frauenzimmern werden diese Uebungen geduldet, und mit Stellungen und Bewegungen von ihnen begleitet, welche die wollüstigsten Bilder der Liebe und des Genusses ausdrücken. Obgleich unsre Sitten eben nicht die keuschesten sind, so würde es doch, sagt Volney, sehr schwer sein, ohne das Ohr zu beleidigen, eine genaue Schilderung davon mitzutheilen. Ihre Tänze sind so ausschweifend, daß nur feile Huren öffentlich zu tanzen wagen.*) Obgleich aber die Araber glauben, daß es den Männern unanständig sei, zu tanzen, so mögen sie doch gern bei den Tänzen der Weiber gegenwärtig sein.

Die Türken halten auch nicht die Kunst, tanzen zu können, für eine Vollkommenheit, besonders diejenigen, die von einigem Stande sind. Tanz ist auch bei den geringern Leuten nicht sehr gebräuchlich, und wird nur von denjenigen geübt, die Geld dabei verdienen. Ihre Tanzkunst besteht auch vorzüglich darin, die Arme um den Leib zu bewegen und sich in allerlei verschiedene Stellungen zu setzen. Einige dieser Stellungen sind auch nicht sehr züchtig.**) Hieraus sieht man, daß die Türken und Araber, obgleich sie den Tanz zwar dulden und ihn zum Zeitvertreibe mit ansehen, doch keinen Werth auf diese Uebung setzen. Nur gemeine Weiber sind es, die sich dafür bezahlen lassen, ihnen auf diese Art die Zeit zu verkürzen.

Allein mit solchen wenigen Ausnahmen kann man behaupten, daß der Tanz unter allen wilden und rohen

---

*) Volney's Reise nach Syrien und Aegypten. Th. 2. Abtheil. 4. Cap. 39.

**) Russels Beschreibung der Stadt Aleppo; a. St.

Völkern eine allgemeine Ergötzlichkeit ist, woran beide Geschlechter Theil nehmen, und der an sich weder entehrend noch unanständig ist. Was sie aber Tanz nennen, würde oft bei uns nicht dafür gelten. Wir glauben, daß zum Tanze erfordert wird, die Füße zu gebrauchen; die Bewohner der Freundschaftsinseln hingegen brauchen in ihren Tänzen die Füße wenig, aber desto mehr die Hände. Mit diesen machen sie tausenderlei Bewegungen, die mit viel Leichtigkeit und Anmuth ausgeführt werden.*)

Diese tanzen also nur mit den Händen. Die meisten tanzen doch mit den Füßen zugleich; aber hierin ist der Geschmack sehr verschieden. Einige bewegen die Füße, ohne von dem Orte, wo sie stehen, wegzukommen. So die Julier. Diese Völkerschaft hat nicht weniger Liebe zum Tanz, als zur Musik. Sie können Tag und Nacht hindurch tanzen, bis die Spieler müde sind. Die muntern und galanten Weiber tanzen gern des Abends, besonders bei den Abwechselungen des Mondes. Sie tanzen in einem Kreise und klatschen mit den Händen, ohne von ihrem Orte wegzukommen, und singen, was ihnen nur einfällt. Die mittelsten halten unter dem Tanze die eine Hand auf dem Kopf und die andere auf dem Rücken, beugen sich vorwärts und stampfen mit den Füßen auf die Erde. Ihre Stellungen sind sehr unzüchtig, besonders wenn ein Junggesell mit ihnen tanzt.**)

Diese wollüstigen Stellungen und Bewegungen beim Tanze sind unter den rohen Völkern sehr allgemein, besonders bei dem schönen Geschlechte. So findet man es, wie ich oben gezeigt habe, bei den Arabern und Türken, so bei vielen andern. Ich will noch zum Beweise nur die Otaheitier anführen. Bei ihren Tänzen kleiden die Wei-

*) Cook's dritte Entdeckungsreise, von Georg Forster. B. 2, S. 117.

**) Allgemeine Historie der Reisen zu Wasser und Lande. B. 5. S. 205.

der sich auf das geschmackvollste an und halten genau Takt mit der Musik. Hände und Füße bewegen sie sehr regelmäßig; ihre Tänze haben aber keine Aehnlichkeit mit den unsrigen und sind äußerst unzüchtig.*) So oft acht oder zehn junge Mädchen zusammen kommen, tanzen sie. Diese Tänze bestehen in Geberden und Bewegungen des Leibes, die unbeschreiblich muthwillig sind. Zu diesen werden sie bereits in der frühesten Kindheit angeführt, und während des Tanzes stoßen sie Reden aus, die den Hauptbegriff dieser Ceremonie noch deutlicher ausdrücken würden, wenn die Geberden nicht schon sprechend genug wären. Solche Tänze sind aber doch nur den Mädchen erlaubt, den verheiratheten Weibern aber verboten.**)

Wollust oder Heftigkeit der Bewegungen scheinen den Hauptcharakter der Tänze der wilden und rohen Völker auszumachen. Die Darfuren lieben sehr den Tanz. Ihr Hang zu diesen Vergnügungen erstreckt sich so weit, daß sogar die Sklaven in Fesseln nach der Musik einer kleinen Trommel tanzen. Mannspersonen und Weibsleute tanzen zusammen. Einige ihrer Tänze sind zwar ernsthaft, andere aber wollüstig; überhaupt aber erfordern sie nicht sowohl reizende und anmuthsvolle Bewegungen, als vielmehr sehr heftige und gewaltsame Anstrengungen.***) So auch die Einwohner der Norfolk-Insel. Die größte Kunst in ihren Tänzen besteht darin, daß sie die Füße sehr weit aus einander setzen und durch eine außerordentliche Anstrengung der Muskeln in den Schenkeln und Beinen die Knie auf eine erstaunliche Art zittern lassen. Diese gewaltsa-

---

*) Wilson's Missionsreise; in Sprengels Bibliothek der neuesten und wichtigsten Reisebeschreibungen. B. 2. S. 402.

**) Cook's Reise um die Welt: in Hawkesworths Geschichte der neuesten Reisen um die Welt. B. 3. S. 508 ff.

***) Brown's Reisen in Afrika, Egypten und Syrien; in Sprengels Bibliothek der neuesten und wichtigsten Reisebeschreibungen. B. 1. S. 342.

nien Bewegungen nach zu machen, war keiner von den Engländern im Stande. Wollust ist bei ihren Tänzen auch nicht vergessen. Männer sowohl als Weiber tanzen völlig nackend; aber statt der Kleider bemalen sie sich. Die jungen Weiber bemalen die jungen Männer mit weißen Streifen von Thon in verschiedenen Richtungen, je nachdem der Mann oder seine Dame es nach ihrem Geschmack finden. Dieses Bemalen kann aber nicht ohne Nässe abgehen; daher sieht man, daß die Dame dem Freunde, den sie verschönern will, von Zeit zu Zeit ins Gesicht speit, damit die Farbe desto fester sitze.*)

Einige setzen die Schönheit des Tanzes in Abwechselung heftiger und langsamer Bewegungen. So die Hottentotten. Wenn sie tanzen, fassen sie sich wechselsweise bei der Hand und bilden, nach der Anzahl der Tänzer, einen größern oder kleinern Kreis. Tänzer und Tänzerinnen sind paarweise vertheilt. Der ganze Kreis drehet und wendet sich nach allen Seiten. Von Zeit zu Zeit lassen sie sich los. Sie schlagen alsdann zugleich den Tact und klatschen zuweilen mit den Händen, ohne dadurch aus dem Tacte zu kommen. Ihre Instrumentalmusik, deren oben Erwähnung geschehen, begleiten sie mit Gesang, wobei sie beständig den allgemeinen Schlußreim Ho o! Ho o! wiederholen. Bei gewissen Tänzen tritt einer von den Tänzern aus dem Kreise in die Mitte, und macht dafür sich allein einige Sprünge, deren Verdienst und Schönheit blos darin besteht, daß sie sehr schnell und genau abgemessen sind, ohne daß er dabei von seiner ersten Stelle fortrückt. Hernach lassen alle einander los, gehen einzeln nachlässig hinter einander, nehmen eine traurige Miene an, hängen den Kopf auf die Schulter und schlagen die Augen zur Erde nieder. Aber diese anscheinende Traurigkeit geht bald in die ausgelassenste Munterkeit über, woran die ganze Gesellschaft Theil nimmt, und dieser

*) Hunter's Reise nach Neusüdwallis. Cap. 7. S. 118.

Contrast macht ihnen, wenn er gut ausgeführt wird, großes Vergnügen. Die meisten Tänze endigen sich mit einem allgemeinen Ballet, wobei der Kreis sich trennt und man ohne Ordnung tanzt, so gut ein jeder es im Stande ist, und wobei jeder seine Kunst und Geschicklichkeit zu zeigen sucht. Die Haupttänzer machen alsdann Sprünge und Kapriolen, wodurch sie den lauten Beifall der Zuschauer einernten. *)

Solchergestalt sind die Tänze der Hottentotten entweder ausgelassen munter oder traurig, entweder heftig und gewaltsam oder schläfrig und langsam, und ihre Gesänge, womit sie den Tanz begleiten, sind eben so beschaffen. Aber diese Abwechselungen im Tanze verrathen doch einigen Geschmack und wenig Fortschritte in dieser Kunst, wodurch sie einen Vorzug vor den Fuliern haben, die nur stehen und trampeln, ohne von dem Flecke zu kommen, und vor den Darfuren, bei welchen die Schönheit des Tanzes blos in heftigen und gewaltsamen Bewegungen besteht.

Wie die Hottentotten in ihren Tänzen mit langsamen und heftigen Bewegungen abwechseln, so gibt es andere Völker, die mit stillen, langsamen Bewegungen anfangen und allmählich zu sehr heftigen und gewaltsamen Bewegungen übergehen. Dieses findet man bei den Bewohnern der Sandwichsinseln. Ehe der Tanz angeht, singen die sämmtlichen Tänzer einen langsam feierlichen Gesang, wobei sie die Beine bewegen und sich mit Anstand und Leichtigkeit in Stellungen und Geberden sanft auf die Brust klopfen, welches auch auf den Gesellschaftsinseln gebräuchlich ist. Wenn dieses Vorspiel ungefähr zehn Minuten gedauert hat, wird der Gesang und die Bewegung allmählich schneller, und man pflegt demjenigen, als dem besten Tänzer, den lautesten Beifall zuzurufen, der die wildesten Bewegungen macht und es am längsten aushält. In diesem Betracht

*) Le Vaillant's Reise in das Innere von Afrika. Th. 2. S. 80. ff.

hat der Tanz vollkommen Aehnlichkeit mit der neuseeländischen. Es sind aber nur die Frauenzimmer, die an diesem Tanze Theil nehmen; die Männer hingegen tanzen beinahe auf eben die Art, wie die kleinern Tanzpartien auf den Freundschaftsinseln, deren Tanz man vielleicht mit größerem Rechte einen Gesang nennen kann, der von übereinstimmenden zierlichen Bewegungen des ganzen Körpers begleitet wird. *)

Die nämliche Tanzart ist bei den Morlacken üblich, die nach dem Schall der Dudelsäcke ihren Lieblingstanz, den Zirkel genannt, tanzen, der sich endlich in Luftsprünge verliert. Die Manns- und Frauenspersonen halten sich bei der Hand, bilden einen Kreis und fangen nach dem Schalle ihres rohen und monotonischen Instruments zuerst an, langsam sich im Kreise herum zu drehen. Nach und nach verändert der Zirkel seine Gestalt, und wird bald eine Ellipse, bald ein Viereck, nachdem der Tanz sich belebt. Endlich artet er in ungeheure Sprünge aus, die auch von den Weibspersonen mitgemacht werden. Die Leidenschaft, welche die Morlacken für diesen wilden Tanz haben, ist unglaublich. Wenn sie auch von einer langen Arbeit oder Reise ermüdet sind und nur wenig Speise zu sich genommen haben, so pflegen sie ihn doch zuweilen anzustellen und mit diesen gewaltsamen Bewegungen, nur zwischen kleinen Ruhepunkten, viele Stunden lang auszuhalten. **)

Solchergestalt sind wollüstige und gewaltsame Bewegungen die Hauptsache bei verschiedenen von den Tänzen der rohen Völker. Für Anmuth und Geschmack haben die meisten durchaus kein Gefühl; und diejenigen, welche entweder mit langsamen und heftigen Bewegungen abwech-

*) Cook's dritte Entdeckungsreise, von Georg Forster. B. 3. S. 437 ff.

**) Alberto Fortis Reise in Dalmatien. Th. 1. Zweites Sendschreiben. §. XIV.

seln, oder mit langsamen anfangen und mit heftigen aufhören, scheinen mit diesen Abwechselungen keine andere Absicht zu haben, als blos um dadurch desto besser das Angenehme fühlen zu können, welches sie in ihren heftigen Kapriolen und gewaltsamen Sprüngen finden. Es gibt aber doch verschiedene Völkerschaften, die eine Ausnahme machen, die wenigstens mehrere Arten Tänze von verschiedenem Geschmacke haben, von welchen alle doch nicht dieses Gepräge der Wildheit haben. So haben die Siamer verschiedene Tänze. Sie haben einen, der von Violinen und andern Instrumenten begleitet wird. Bei diesem Tanze sind die Tänzer maskirt und stellen verschiedene Ungeheuer von Thieren und Teufeln vor. Diese Masken sind eben nicht sehr geschmackvoll, und der Tanz eben so wenig, der vielmehr einem Gefechte, als einem Tanze gleicht. Sie haben aber auch einen andern Tanz, an welchem Manns- und Weibspersonen Theil nehmen. Er besteht nicht im Hüpfen und Springen, sondern in langsamen Schritten und mancherlei Wendungen mit den Armen und dem Leibe. Die Tänzer in diesen beiden Tänzen tragen hohe vergoldete Mützen, wie Zuckerhüte gestaltet, und kupferne Nägel an den Fingern. *)

Es gibt unter den rohen Völkern einige, die in Rücksicht der Verschiedenheit ihrer Tänze erfinderischer zu seyn scheinen, als die meisten andern, wenn sie sonst verstehen, sie gut auszuführen. So haben die Einwohner von Carolina bei ihren Tänzen Lieder von verschiedener Art, als Kriegs-, Trink- und Liebeslieder, welche letztern äusserst wollüstig sind; und da die Lieder bei ihren Tänzen verschieden sind, so kann man wohl nicht bezweifeln, daß ihre Tänze es auch seyn müssen. Uebrigens haben sie auch moralische Lieder, die am meisten geschätzt und gebraucht werden und anstatt eines Unterrichtes in der Religion die-

*) Gegenwärtiger Staat der Königreiche Siam und Pegu, von Salmon. S. 40 ff.

nen. Alle ihre Städte wetteifern, einander in Verfertigung neuer Lieder zu Tänzen zu übertreffen, und nach einer unter ihnen eingeführten Gewohnheit müssen sie bei jedem jährlichen Erndtefeste wenigstens Ein neues Lied haben. Ihre Lieder und Tänze begleiten sie mit der Trommel und einer Art von Flöte, welche Instrumente nur schlecht sind, und blos dazu dienen, Takt zu halten. *)

Bei den Nordamerikanern findet man die nämliche Verschiedenheit der Tanzart. Tanz ist eine der Lieblingsübungen dieser Indianer. Sie kommen nicht bei einer öffentlichen Gelegenheit zusammen, ohne ihn zu einer ihrer Ergötzungen zu machen; und sonst, wenn sie mit Krieg oder Jagd nichts zu thun haben, so vergnügen die Jungen beiderlei Geschlechts sich mit Tanzen. Sie haben verschiedene Arten Tänze, die zu besondern Gelegenheiten bestimmt sind, z. E. den Pfeifentanz, den Kriegstanz, den Hochzeitstanz und den Opfertanz. Die Bewegungen bei einem jeden von diesen Tänzen sind verschieden. Jeder Stamm unter ihnen hat auch seine besondere Art zu tanzen. Ihre ganze Musik beim Tanze besteht aus einer Trommel, die aus einem Stücke hohlen Holzes gemacht ist, welches an einem Ende mit Fellen überzogen ist. Auf diese schlagen sie nur mit einem einzigen Stocke, und brauchen ihn, um den Tact anzugeben. In ihren Kriegstänzen gebrauchen sie auch eine Art Pfeifen von Rohr, die einen durchdringenden unangenehmen Ton haben. Uebrigens begleiten sie ihre Tänze mit Gesang, dessen Gegenstand gewöhnlich die Thaten ihrer Vorfahren sind. **) Dieses Mittel ist sehr klüglich erdacht, die Herzen der jungen Leute zu entflammen und sie zu ermuntern, in die Fußtapfen der Vorfahren zu treten, wenn diese sonst nachahmungswerth sind; aber leider ist dieses hier nicht der Fall!

*) Bartram's Reisen durch Nord- und Südkarolina. S. 478 ff.

**) Carver's Reisen durch die innern Gegenden von Nordamerika. Cap. 7.

Eben dieses findet man bei den Indianern am Orinoko. Männer und Weiber kennen hier kein Vergnügen, das ihnen lieber wäre, als der Tanz. Ihre Tänze pflegen sie gewöhnlich jeden Abend nach vollbrachter Arbeit anzufangen. Sowohl ihr Tanz als ihre Musik und ihr Gesang sind jederzeit sehr tactmäßig, so roh und unvollkommen sowohl ihre Musik als ihr Gesang sind. Ihre Tänze sind auch verschieden nach den Gelegenheiten, bei welchen sie aufgeführt werden. Sie haben besondere Tänze bei ihren Leichenbegängnissen, andere, wenn sie in den Krieg ziehen, noch andere, wenn sie zusammen kommen, um sich zu belustigen. Alle diese Tänze sind einigermaßen charakteristisch und dem Geschäfte, zu dem sie zusammen kommen, angemessen; traurig bei traurigen Gelegenheiten; wild und schrecklich bei einem angehenden Kriege, und munter und lustig bei fröhlichen Zusammenkünften. *) Vielleicht möchte man sich wundern, daß diese Indianer sowohl bei traurigen als bei frohen Gelegenheiten tanzen; dies ist aber nur ein Vorurtheil, weil wir diesen Gebrauch nicht selbst haben. Wir führen ja Musik am Grabe unsrer Freunde auf, und hierin finden wir nichts, das der menschlichen Natur zuwider sey, obgleich Menschen, die von Betrübniß gebeugt sind, nicht zu singen pflegen. Können wir singen, so können die Indianer auch tanzen. Es kommt hauptsächlich darauf an, daß beides der Veranlassung angemessen ist.

Wir finden auch bei den rohen Völkern Tänze, die ganz pantomimisch sind und nicht wenig Geschicklichkeit erfordern. Unsre Schaubühnen haben also nicht diese Kunst für sich allein. So stellen die Ostiaken bei ihren Tänzen theils ihr eigenes Verhalten bei ihrem Fischfange und ihrer Jagd nach Thieren und Vögeln, nebst dem Gang und den Manieren verschiedener Thiere und Vögeln vor; theils sind ihre Tänze satyrische Nachahmungen ihrer Nachbarn, und alles

*) Nachrichten vom Lande Guiana, von Salvator Gilli. S. 556 ff.

dieses geschieht nach dem passendsten musikalischen Tacte, welchen derjenige, der spielt, oft abwechselt nach den verschiedenen Vorstellungen der Tänzer. Ihre liebsten Tänze sind die satyrischen, so wie es auch ihr größtes Vergnügen ist, in ihren Liedern einen oder den andern durchhecheln zu können. Außer diesem bringen sie, wenn sie berauscht und lustig sind, alles, was ihnen einfällt, in ein Lied, welches sie aus dem Stegereife machen. Erzählungen, welche gewöhnlich von Liebesgeschichten und Heldenthaten handeln, machen auch einen Theil der angenehmen Belustigungen der Ostiaken, wie der Türken und der Beduinen, aus. *)

Bei den Californiern, so roh diese Menschen auch sind, findet man dieselben Arten von Tänzen. Dieses Volk hat nicht weniger Hang zum Vergnügen, als alle andere. Sie laden sich unter einander zu ihren Festen ein und fordern einander zum Ringen, Laufen und Bogenspannen auf, und diese Vergnügungen dauern oft Tage, Nächte, Wochen und ganze Monate in Friedenszeiten; allein der Tanz ist doch ihr Hauptvergnügen. Sie tanzen auf ihren Hochzeiten, nach einem guten Fischfange, wenn sie ein Kind bekommen, wenn die Ernte gut ist, wenn sie einen Sieg über ihre Feinde davon tragen, und bei jeder andern ähnlichen Gelegenheit. Die Tänze sind auch zuweilen, wie die ostiakischen, pantomimisch. Sie stellen ein Stück ihrer Kriegszüge, ihres Fischfanges, ihrer Reisen, ihres Begräbnisses, ihrer Jagd, ihrer Heirath u. dgl. vor. **)

So schlecht diese pantomimischen Tänze auch sind, so verrathen sie doch nicht weniger einen sinnreichen Kopf, als eine lebhafte Fantasie und Erfindungsgeist, welcher nur der Cultur bedarf, um diese Kunst zu einem gewissen Grade von Vollkommenheit zu bringen. Dieser macht

---

*) Pallas Reise durch verschiedene Provinzen des russischen Reichs. Th. 1. S. 64 ff.

**) Natürliche und bürgerliche Geschichte von Californien, von Adelung. Th. 1. B. 1.

auch in diesem Stücke einen himmelweiten Unterschied zwischen diesen Völkern und den oberwähnten, deren Tanz einzig und allein in heftigen gewaltsamen Bewegungen und Luftsprüngen besteht.

Außer allen vorher gedachten Mitteln, welche die Menschen erfunden haben, um ihr Vergnügen zu befördern, gibt es noch verschiedene andere, die ich zum Schlusse nur berühren will, damit der Leser ersehe, wie die rohen und gesitteten Völker in allem, was zum Vergnügen gehört, in ihren Erfindungen mit einander übereinstimmen. So haben die Hindostaner ihre Lustjagd, wozu sie Falken und zahme, abgerichtete Leoparden brauchen.*) So haben die Tunkinesen ihre Hahnengefechte; diese Lustbarkeiten haben aber doch vorzugsweise am Hofe Statt, und bei dieser Gelegenheit geht man beträchtliche Wetten ein.**) Doch geht es mit diesen Wetten bei ihnen nicht so weit, wie bei den Sumatranern, deren Hahnengefechte zuweilen so ernsthafte Spiele werden, daß ein Vater seine Frau oder seine Kinder, und ein Sohn seine Mutter und Schwestern auf den Ausgang eines Gefechtes setzen. Weil aber bei solchen Wetten oft Streitigkeiten entstehen, die sehr traurige Folgen haben, so werden vier Schiedsrichter ernannt, die alle während der Gefechte entstehende Streitigkeiten entscheiden sollen, und von deren Ausspruch keine Appellation Statt findet, außer an das Schwert. An einigen Orten läßt man Wachteln statt der Hähne fechten. Diese streiten mit vieler Wuth und suchen einander bei der Zunge zu erhaschen.***)

Die Einwohner der Insel Celebes machen auch viel aus dem Hahnengefecht; sie haben aber außerdem eine Ergötzlichkeit, derjenigen ähnlich, die unsren Knaben zum

---

*) Gegenwärtiger Staat von Hindostan, von Salmon Cap. 5.

**) Sittliche und natürliche Geschichte von Tunkin, von Reichard. S. 69 ff.

***) Natürliche und bürgerliche Beschreibung der Insel Sumatra, von Marsden. S. 300 ff.

Zeitvertreibe dient. Sie lassen nämlich einen papiernen Drachen in die Luft fliegen, und selbst alte Leute scheuen sich nicht, an diesem Zeitvertreibe Theil zu nehmen. Auch die Siamer ergötzen sich mit diesem Kinderspiele. Der König selbst vertreibt sich an den Winterabenden die Zeit damit, einen solchen Drachen in die Luft aufgehen zu lassen, an welchem ein Licht befestigt ist, und hierbei müssen die Mandarinen wechselsweise die Schnur halten. — Illuminationen machen gleichfalls eine der siamischen Ergötzungen aus. Die Siamer begehen jährlich ein großes Fest, wenn, nach der Ueberschwemmung, das Wasser zu sinken anfängt. Da sieht man des Abends das Wasser wie mit schimmernden Laternen bedeckt, welche sie auf ihren kleinen Schiffen führen. Auf diese Art statten sie einige Nächte nach einander dem Wasser ihre Danksagung ab für die Fruchtbarkeit, welche dieses Element der Erde mitgetheilt hat. In der Ernte zünden sie wieder allerlei Freudenlichter an, um dem Himmel ihre Dankbarkeit für die Früchte der Erde zu bezeugen. Aber alsdann brennen die Lichter nicht nur in ihren Böten; auch die Häuser und Straßen sind illuminirt.*)

Aus dieser Abhandlung wird der Leser ersehen, daß, wenn man unsre Feuerwerke ausnimmt, von denen die ganz rohen Menschen, aus Mangel an den dazu erforderlichen Kenntnissen, keinen Begriff haben können, es kaum eine Ergötzlichkeit gebe, die sie nicht mit uns gemein haben. Das eine Volk hat es hierin weiter als das andere gebracht, je nachdem es auf einer höhern oder niedern Stufe der Cultur steht; dagegen haben wir durch unsre weit überwiegende Cultur diese Ergötzlichkeiten zu einem weit höhern Grade der Vollkommenheit und Verfeinerung gebracht.

*) Die heutige Historie der ladronischen, philippinischen und moluckischen Inseln. S. 117. Gegenwärtiger Staat der Königreiche Siam und Pegu. S. 40 ff. von Salmon.

Ende des zweiten Theils.

Druckfehler und Verbesserungen im ersten Bande.

S. 22 Z. 21 v. o. statt Strohtuche lies Strohdache
— 41 — 10 v. u. — Ahnung l. Ahndung.
— — — 8 v. u. — verwahren l. verwehren.
— 49 — 7 v. u. — ebendem l. einem
— 59 — 13 v. o. — andamonischen l. andamanischen
— 61 — 11 v. o. fällt nach „entwickelt" das Wort „werden" weg
— — — 1 v. u. statt oder sie hungern l. sie hungern
— 73 — 12 v. o. — eben so l. eben sowohl
— 78 — 3 v. o. — liegt l. lag
— — — 20 — bis zur Zehn l. zehn
— 80 — 19 v. o. — Pachacamas l. Pachacamak
— 87 — 8 v. u. — Chaldoa l. Chaldäa
— 112 — 15 v. o. — Madagossar l. Madagaskar
— 125 — 21 v. o. — das Wasser l. Wasser
— 134 — 3 v. u. — oldste Folkeslogter l. äldste Folkeslägters
— 226 — 1 v. u. — Hammel l. Hämmel
— 246 — 4 v. u. — was l. welches
— 256 — 3 v. u. — richtet l. wüthet
— 261 — 10 v. o. — Rache l. Sache
— 273 — 2 v. u. ist nach „Unabhängigkeit" das Wort „desselben" auszustreichen
— 276 — 10 v. u. statt Gefolderten l. Gefolterten
— 279 — 13 v. o. — Bormanns l. Basmann's
— 282 — 20 v. o. — Religiosverwandte l. Religionsverwandte
— 291 — 9 v. o. — was l. welches
— 301 — 11 v. o. — Fleischbuden l. Fleischbänke
— 318 — 3 v. u. — Schuhe l. Schuh

Druckfehler und Verbesserungen im zweiten Bande.

S. 5 Z. 17 v. o. statt ihnen lies den Einwohnern
— — — 10 v. u. — den Besten l. den Resten
— — — 8 v. u. — weich l. reich
— 14 — 6 v. u. — Art l. Arten
— 52 — 9 v. u. — angenehmes l. ein angenehmes
— 103 — 18 v. o. — permischtem l. vermischten
— — — 11 v. u. — Aeußeres l. Aeußere
— 190 — 3 v. o. sind nach „aufgeschlitzt" die Worte „und zwar so weit" beizufügen
— 192 — 4 v. e. statt cylintrisch l. cylindrisch
— — — 6 v. u. — Kopfzerbrechen l. Kopfbrechen
— 193 — 11 v. o. — se l. sie
— — — 15 v. u. — Sporen l. Spornen
— 267 — 7 u. 8 v. u. — Stühlen und Bänken l. Stühle und Bänke
— 274 — 9 v. u. ist nach „Orten" das Komma auszustreichen
— 294 — 20 v. o. statt oder l. den

S. 295 Z. 12 v. o. ist nach „so“ das Komma wegzustreichen und der Satz so zu lesen: so wie — — — so übertreffen die Sandwichsinsulaner ꝛc.
— 301 — 14 v. u. statt Waizen l. Weizen
— 314 — 19 v. o. — Drechselarbeit l. Drechslerarbeit
— 331 — 9 v. o. ist nach „einem“ das Wort „bösen“ beizufügen
— 348 — 7 v. u. statt Wibach l. Wibah
— 349 — 9 v. o. — gegen übersitzen l. gegenüber sitzen
— 354 — 5 v. u. — Familie l. Familien

Außer diesen Verbesserungen habe ich nur noch die Bemerkung beizufügen, daß der Setzer eine Orthographie befolgt hat, die von der meinigen wesentlich verschieden ist. So hat er z. B. sein, Schaam, Schaaf, scheeren u. s. w. gesetzt, anstatt daß ich seyn, Scham, Schaf, scheren schreibe.

Der Uebersetzer.





